P. o. germ.
1519

Viktor

Sommer und Winter.

Ein Roman in zwei Bänden

von

Max Viktor.

Band II.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich,
Königl. Hofbuchhandlung.

(1884)

Alle Rechte vorbehalten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Erinnerungen aus der Vergangenheit.

An einem hellen Herbsttage passirte ein in lichten Farben ziemlich auffallend gekleidetes Mädchen an der Seite eines großen mageren Mannes die Brücke, welche von der Stadt nach den weniger fashionablen Vorstädten führte. Der Vertreter des herrschenden Geschlechtes bemühte sich offenbar, eine gewisse Galanterie an den Tag zu legen, weshalb er ein Körbchen trug und über seinen linken Arm einen Shawl geworfen hatte, der bestimmt war, den Hals der Dame vor etwaiger Erkältung zu bewahren. Auch hielt er es für seine Pflicht, für die Unterhaltung zu sorgen, was er in angenehmer Weise that, wenigstens konnte man dies aus dem freundlichen Lächeln des Mädchens schließen. In so einträchtiger Weise wandelte das Paar denselben Weg, auf dem wir schon einmal den höchst respektabeln Herrn Edmund Fred soi-disant Doktor der Philosophie begleitet haben, und langte schließlich bei dem Hause an, welches dem Genannten zur Wohnung diente. Hinter einem schäbigen Vorhange lugten zwei Augen

heraus. Da dieser Vorhang das Fenster der gewerbefleißigen Frau zu zieren bestimmt war, die Fred mit dem Zärtelnamen „olle Schraube“ zu belegen für angewiesen hielt, so erscheint die Vermuthung nicht ungegründet, daß das besagte Augenpaar dieser Vertreterin des Kleingewerbes zugehörte. Ohne die eben hervorgehobene Thatsache indeß zu bemerken, oder mindestens ohne derselben irgend welche Beachtung zu schenken, trat das Pärchen in den Hausflur und verabschiedete sich hier, nachdem der Mann die ihm anvertrauten Gegenstände seiner Begleiterin übermittelt hatte.

„Sie sagen also gegen Abend, etwa zwischen 6 und 7 Uhr?“ fragte er.

„Ja, zu dieser Zeit können Sie fast täglich darauf rechnen, mich allein zu finden,“ entgegnete sie, „wenn er aber einmal trotzdem zu Hause sein sollte, so werde ich die Rouleaux herunterlassen. Und nun Adieu, Gottfried.“

Es erfolgte noch eine kleine zärtliche Scene, nach welcher der angenehme Gesellschafter das Haus verließ und denselben Weg zurückwanderte, den er gekommen. Gottfried Scharf war augenscheinlich in letzter Zeit heruntergekommen. Der Salonrock, der dem Ehrenmanne ein so unstreitig nobles Aussehen verliehen hatte, zeigte an manchen Stellen einen verdächtigen Glanz, der ehemals so stolze Cylinder wies traurige Spuren der Vergänglichkeit auf, und selbst das Bändchen im Knopfloch hatte viel von der einstigen Frische verloren. Wenn der Eigenthümer aller dieser Dinge dabei doch vornehm und gewissermaßen imponirend dreinsah, so schien diese Thatsache mehr auf Rechnung seines Charakters, als der äußeren Verhältnisse geschrieben werden zu müssen.

In der That hatte Scharf eine wenig einträgliche Zeit hinter sich und bewies in seiner Person die schädlichen Folgen der freien Concurrenz. Die Sommermonate hatten nur sehr schmale Ernte gebracht, und der Spieler schrieb das mit Recht der großen Zahl derjenigen zu, die mit ihm das gleiche Gewerbe betrieben. Seit Jahren pflegte Scharf die Badesaison in irgend einem großen Curorte zu verleben, um dort seine Künste in Anwendung zu bringen. Aber mit großem Mißbehagen mußte er sehen, wie die Zahl seiner Concurrenten im steten Wachsthume begriffen war, und seine Einnahmen sich im umgekehrten Verhältnisse verminderten. Dazu kam noch, daß sich eine Anzahl ungeschickter Pfuscher eingedrängt hatte, die sich weder in der Fertigkeit noch im Auftreten mit ihm messen konnten, aber gerade durch diese Mängel ihm die Plätze verdarben, denn jede Entlarvung eines solchen machte das Publikum mißtrauisch, während das wenig feine Benehmen den besseren Theil der Gesellschaft abschreckte. Das Facit aller dieser Faktoren war, wie vorauszusehen, ein unerfreuliches, und so war es gekommen, daß Gottfried Scharf in dem verflossenen Sommer große Auslagen zu verzeichnen hatte, denen ein ganz minimaler Einnahmesatz gegenüber stand. Somit mußte er seine ganze Hoffnung auf den kommenden Winter setzen, um durch erhöhte Thätigkeit den Ausfall zu decken.

Unser Geschäftsmann passirte verschiedene Gassen und Plätze, bis er endlich zu einem Kaffeehause gelangte, dessen Ausstattung weniger auf Eleganz als auf bürgerliche Einfachheit Anspruch machen konnte. Sobald sich die Augen des Mannes an den dichten Qualm, der über der in dieser

Höhle versammelten Gesellschaft wie der Geist Gottes über den Gewässern schwebte, gewöhnt hatte, spähte er umher und entdeckte bald in einer Fensternische Edmund Fred, der mit anscheinend großem Interesse eine Billardpartie verfolgte. Die beiden Gesinnungsgenossen begrüßten sich in vertrauter Weise und verließen nach kurzer Zeit gemeinschaftlich das Lokal. Auf der Gasse angelangt, begann Scharf sofort von dem, was ihm zumeist am Herzen lag. Er schilderte seinem Begleiter die bedrängte Lage, in der er sich befinde und kam zum Schlusse, daß etwas gethan werden müsse, dieselbe zu beenden. Auch über die Mittel zu diesem Zwecke war er ziemlich klar; dieselben gipfelten sämmtlich in einer Persönlichkeit, in Edmund von Ringelstern nämlich; vor allem hatte der Spieler noch eine ganz hübsche Summe von Bons in Händen, die sein Spielgenosse nicht eingelöst hatte, dann aber schien es ihm unerläßlich, die einträglichen Spielabende wieder aufzunehmen, die der Sommer unterbrochen hatte. Was ihm einzig unklar schien, war, daß sich das Opfer seiner Pläne in der letzten Zeit vor seiner Abreise sich merklich zurückgezogen und an eine andere Gesellschaft angeschlossen hatte.

Fred hörte diesen Erguß schweigend an und erwiderte in ziemlich unbestimmter Weise. Sein letzter Besuch bei Ringelstern hatte seine Ueberzeugung von dessen Mitteln wanken gemacht, indem er sich erinnerte, wie dieser damals den Schreibtisch geöffnet und ihm eine namhafte Anzahl Bons eingelöst hatte. Diese Eröffnung war für Scharf erfreulich, denn er schmeichelte sich mit der angenehmen Hoffnung, der liebenswürdige Gesellschafter werde auch für ihn ohne An-

stand den Schreibtisch öffnen, aber Fred war anderer Ansicht und belehrte in ausgedehnter Weise seinen Freund darüber. War Ringelstern wirklich im Besitze angemessener Mittel, so schien ihm wenig zu hoffen, denn die Spielgewinnste waren dann doch nur magere Bissen im Vergleiche mit den Wünschen dieser beiden Herren, und der Eifer im Spiele schien auch bereits im Erkalten begriffen. Jedenfalls mußte man sich darüber Gewißheit verschaffen. Zu diesem Entschlusse drängte auch noch der weitere Umstand, daß Hennefelds Schuldschein längst verfallen war. Der Agent hatte zwar Rücksicht genug an den Tag gelegt, um die Sache bis zu Edmunds Rückkehr auf sich beruhen zu lassen, nun hatte aber Fred erfahren, daß dieses freudige Ereigniß schon vor einiger Zeit eingetreten war, und so mußte auch dies in Ordnung gebracht werden.

So sich in Erwägungen ergehend schritten die beiden Männer weiter und durchwandelten die Straßen der Stadt, indeß längst die Gaslaternen entzündet waren. Scharf machte seinem Freunde eben darüber Vorwürfe, daß er nicht gleich nach Ringelstern's Wiedereintreffen sich diesem genähert habe, als der andere plötzlich seinen Schritt hemmend sagte: „Da führt uns der Zufall gerade zusammen; wenn ich nicht sehr irre, geht da vor uns der Gesuchte.“

Auch Scharf blieb stehen und sah vor sich. „Du hast Recht,“ entgegnete er lispelnd, „es dürfte das Beste sein, ihn hier gleich anzusprechen.“

„Entschuldige nur, er ist ja nicht allein, denn wie die Sache ist, geht er mit einem Offiziere spazieren.“

„So wollen wir ihm folgen und die Gelegenheit wahrnehmen, wenn er allein ist.“

Sie hatten recht gesehen. Wenige Schritte vor ihnen ging Ringelstern an Schitzky's Seite, am Wege vom Cafébause begriffen. — Die Trennung hatte auf das intime Verhältniß der beiden Kameraden nur eine günstige Wirkung ausgeübt, denn Edmund beeilte sich, gleich nach seiner Rückkehr den Hauptmann und dessen fröhliche Gesellschaft aufzusuchen, in deren Mitte er den Aerger über den unerwartet eingetroffenen Schicksalsschlag vergessen wollte. Arm in Arm wandelten sie einher, hinter ihnen schritt das andere Paar, mit keinem Auge die Vordermänner unbeachtet lassend. Lange indeß wollte sich keine Gelegenheit für die Wartenden ergeben, denn das vordere Paar wandte mehrmals an der Ecke der Straße um und bummelte dieselbe einigemale hinauf und hinab. Endlich an einer Seitengasse blieben sie stehen. Schitzky empfahl sich und ging die Seitengasse hinab, indeß Ringelstern langsam seinen Weg fortsetzte. Der Moment war gekommen. Wenige rasche Schritte und Fred und Scharf nahmen Edmund in die Mitte, der mit Erstaunen sich so gewissermaßen gefangen genommen sah.

„Ein herrlicher Zufall,“ rief Fred, „für den ich dem Himmel nach allen Dimensionen dankbar bin. Seit Wochen habe ich Dich nicht gesehen; es ist so schwer, Dich zu Hause zu treffen. Nun aber lassen wir Dich nicht eher aus, als bis Du uns eine Zusammenkunft versprochen hast, das haben wir bei uns beschlossen.“

Der so freundlich Begrüßte schien indeß die dank-

baren Gefühle, die Fred gegenüber dem gütigen Himmel an den Tag legte, nicht in gleichem Maße zu theilen, wenigstens zeigte er sich in geringerem Maße erfreut über die unvorhergesehene Begegnung. Nichtsdestoweniger schlossen sich ihm die beiden andern an, um ihn zu begleiten. Nach einigen Einleitungen rückte jeder mit seinem Anliegen hervor. Scharf betonte seine momentanen Verlegenheiten und ersuchte höflich um Einlösung seiner Bons, Fred andererseits brachte die Hennefeld'sche Forderung auf die Tagesordnung und erlaubte sich daran zu erinnern, daß irgend eine Modalität zur Ausgleichung dieser Angelegenheit in Aussicht genommen werden müsse. Dies alles hörte Ringelstern mit vieler Gelassenheit an und ergriff erst das Wort, als seine beiden Begleiter unter nochmaligem Hinweis auf die Dringlichkeit ihrer Ansuchen geschlossen hatten.

„Abgesehen von Allem," sagte er, „bin ich jetzt in vollstem Ernste nicht in der Lage, den Wünschen der Herren nachzukommen. Mich hat ein widerwärtiges Ereigniß betroffen. Mein Diener, dem zu mißtrauen mir nicht einfiel, hat mir während meiner Abwesenheit eine bedeutende Summe aus meiner Lade gestohlen, und ich habe diesen Verlust erst bei meiner Rückkehr entdeckt. Leider war es da schon zu spät, denn der Mensch war schon seit vierzehn Tagen auf und davon und wird seinen Vorsprung wahrscheinlich gut benützt haben. So hat bis jetzt keine Nachforschung gefruchtet; ich muß mich daher mit dem Gedanken vertraut machen, daß der Dieb straflos ausgeht und ich das leere Nachsehen habe. Jedenfalls ist die ganze Geschichte recht fatal, auch setzt sie mich vorläufig

außer Stand, den Ersuchen nachzukommeu, die beide Herren an mich stellen.“

Edmund Fred war gegenwärtig noch im Zweifel, ob er diese Geschichte als ein Märchen ansehen, oder ihr Glauben schenken solle, allein das Geständniß, selbst in Geldmisère wenigstens für den Augenblick zu sein, war ihm kein unerwünschtes; deshalb hinderte er Scharf, der sich recht unangenehm deprimirt fühlte, durch einen nicht mißzuverstehenden Blick an einer Bemerkung und ergriff selbst das Wort, indem er in sehr ruhiger, aber ziemlich entschiedener Weise betonte, daß dieser Vorfall zwar ein recht bedauerlicher sei, aber doch nicht verhüten könne, daß die Angelegenheit mit Hennefeld in's Klare gebracht werden müsse. Er selbst sei nicht capabel, dem Agenten seine Forderung auszubezahlen, Ringelstern dürfe nicht vergessen, daß er seine Unterschrift als Bürge und Zahler, auf den Schuldschein gesetzt habe, in Folge dessen sei er in gleicher Weise verpflichtet, wie Redner selbst, und müsse es sich gefallen lassen, wenn der Gläubiger ihn mit der Klage belange. Er sähe ein, daß dieser Schritt ihm bei seiner socialen Stellung recht verdrießlich sein müsse, aber des Agenten Rücksicht sei ohnehin schon in Anspruch genommen durch längeres Zuwarten seit dem Verfallstermine, und werde wohl schwerlich noch länger vorhalten. Es müsse also etwas geschehen. Ringelstern konnte allen diesen Auseinandersetzungen nichts Stichhaltiges entgegeusetzen und schwieg daher, im Innern seine Gefälligkeit gegen den ehemaligen Studiengenossen verwünschend. Fred sprach noch längere Zeit, indem er verschiedene Vorschläge machte, die

endlich darin gipfelten, den Schuldschein durch einen Wechsel zu ersetzen, wozu sich der Gläubiger gewiß bereit erklären werde. Bei Erwähnung dieser Eventualität fiel dem Bürgen jenes Gespräch ein, das er einst mit Hennefeld gehabt, aber er unterdrückte eine Anspielung darauf mit Rücksicht auf die Gegenwart eines Dritten. Dieser Dritte kam indeß nicht mehr zum Worte, denn so oft er es auch versuchte, sich in Erinnerung zu bringen, wußte sein Freund stets ihm das Wort abzuschneiden, so daß er es endlich gerathen fand, sich passiv zu verhalten. — Die Besprechung führte zu keinem Resultate. Ringelstern versprach die Sache zu erwägen und in einigen Tagen in Angriff zu nehmen, und alles, was Fred für diesmal erlangte, war die Zusicherung, am andern Morgen mit ihm eine neuerliche Unterredung zu pflegen. Hiermit schien auch die Geduld aller drei erschöpft. Scharf und Fred sah keinen weiteren Grund zur Begleitung ein und verließen ihren Spielgenossen an der nächsten Ecke.

„Du bist ein garstiger Egoist, Fred," tadelte Scharf, Deine eigene Affaire besprichst Du der Länge und Breite und mir gönnst Du kaum Zeit, ein paar Sätze einzustreuen. Bei unserem Verhältnisse ist es nicht zu rechtfertigen, daß Du nur an Dich denkst."

„Gar nicht, Gottfried. Aber ich bitte Dich nur, mir die Leitung anzuvertrauen. Die Spielschuld, weißt Du, wird ihm wenig Kopfzerbrechen machen, aber an dem Schuldscheine muß er, wie die Sache ist, zu denken haben und Du mußt wissen, mon chèr, daß mein Vortheil und Deiner so ziemlich Hand in Hand gehen."

Scharf brummte zwar noch ein wenig, aber er war es gewohnt, sich den Weisungen seines Genossen zu fügen und hatte bisher noch keine Veranlassung gehabt, dies zu bedauern. So fand er es nur noch für gut, zu bitten, daß bei der morgigen Besprechung auch seiner in genügender Weise gedacht werde, was Fred zusicherte. —

Die Begegnung mit den beiden Herren hatte dem Lebemanne die Laune für den Abend verdorben. Ohnedieß beschäftigte ihn der Diebstahl und die Aussichtslosigkeit aller Recherchen nach dem entflohenen Feldner trotz seines leichten Sinnes in höchst unangenehmer Weise, denn dieses Ereigniß hatte wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Stellung vernichtet, in die ihn die Erfüllung seines lange gehegten Wunsches gebracht hatte, und er sah sich schlimmer situirt, als seiner Zeit, da Emilie denselben consequent zurückgewiesen hatte. Auch mußte er sich selbst anklagen, daß seine Sorglosigkeit in Aufbewahrung einer namhaften Summe die Schuld an diesem Schicksalsschlage sei, ja fast wollte ihm hie und da der Gedanke an eine gewisse Vergeltung kommen, da er das Capital doch widerrechtlich bei sich bewahrt und nicht gleich seiner Gemahlin übermittelt hatte. Alles dies war auch Emiliens Meinung, die derselben dadurch besonderen Nachdruck gab, daß sie über die Nachricht vom Diebstahle scheinbar wenig erschrak, sondern bloß mit den Achseln zuckend erklärte, die Sache müsse Edmund als dem Verlustträger recht unangenehm sein. Die Erinnerungen an dieß alles und die Gedanken, die durch die eben stattgehabte Unterredung in ihm wachgerufen worden waren, verstimmten ihn so sehr,

daß er beschloß, den Abend zu Hause zuzubringen. Er schlug daher den Weg nach dem Hause seiner Gemahlin ein und befand sich bald am Ziele.

Der Greis, welchem die Geschäfte des Hausbesorges oblagen, hatte die Lampen noch nicht mit Licht versehen, somit herrschte Dunkelheit im Hausflur. Ringelstern schritt langsam der Treppe zu und wollte dieselbe eben betreten, als er in unmittelbarer Nähe ein Geräusch vernahm, und ihm eine tiefe Stimme guten Abend bot. Er hatte diese Stimme sofort erkannt, blieb stehen und sagte im zornigen aber gedämpften Tone: „Sie wagen es abermals, mir aufzulauern? Wollen Sie mich wirklich zwingen, mein Hausrecht zu gebrauchen?“

„Thun Sie nach Ihrem Belieben,“ sagte Hondel, „aber schmeicheln Sie sich nur nicht, mit der Hoffnung, mich los zu werden. Aus Ihrem Hause können Sie mich verweisen, aber ich weiß Sie zu treffen, und werde nicht ruhen, bis ich Sie gesprochen habe.“

„Mensch, machen Sie mich nicht wüthend, oder Sie werden es bereuen!“

„Gut, gut, aber ich zweifle, wer von uns mehr Grund zur Reue haben dürfte, Sie oder ich.“

Eben ließen sich schlürfende Tritte vernehmen, der alte Hausmeister kam mit einer Laterne des Weges und entzündete die Lampen des Stiegenhauses. Edmund warf einen Blick auf seinen Quälgeist und bemerkte ein so verhängnißvolles Leuchten seiner Augen, daß er anfing, sich Zwang aufzulegen und mit ruhigerer Stimme fragte: „Und was wäre es denn so Wichtiges, was Sie mir zu sagen hätten?“

„Dazu ist hier nicht der Ort,“ erwiderte Hondel flüsternd, „gestatten Sie mir eine Unterredung in Ihrem Zimmer, und ich versichere Sie, daß es ihr Schaden nicht sein soll.“

„Mein Schaden! Mann, wie oft habe ich Ihnen gesagt, daß Ihnen mein Haus verschlossen bleibt?“

„Gut, Herr Ringelstern, aber die Folgen, auf Ihr Haupt. Was ich Ihnen sagen wollte, hätte zwischen Ihren vier Wänden bleiben können, aber Sie wollen das nicht, Sie zwingen mich, auf der Straße oder in einem Caffé-hause, oder einem andern belebten Orte, dritte Personen zu Zeugen zu machen; ich bin einverstanden, aber es war in der That nur zu Ihrem Besten gemeint.“

Der uneigennützige Mann machte Anstalten, sich zu entfernen, ward aber von Edmund zurückgerufen und bedeutet, ihm zu folgen. „In drei Teufelsnamen, kommen Sie denn, ich bin's satt, mich von Ihnen verfolgt zu sehen.“

Beide Männer schritten die Treppe hinauf und traten in Edmunds Zimmer ein. Dieser machte Licht und schritt dann mit raschem Fuße auf und ab, er war sehr bleich und sprach in einem ihm sonst ungewohnten Tone, erst nach und nach stieg seine Fassung und endlich trug die mächtigere Leidenschaft des Zornes, die im Laufe des Gesprächs stets mächtiger wurde, den Sieg über die Furcht davon. Einen scharfen Gegensatz zu der Aufregung des Hausherrn bildete die kalte, höhnische Ruhe des Besuchers, der gegen alle Invektiven unempfindlich zu sein schien. Er hatte sich in einen bequemen Lehnstuhl geworfen, von

wo aus er mit vieler Behaglichkeit seine prunkvolle Umgebung musterte.

„Sie wohnen hier recht angenehm“, begann er, „und erfreuen sich eines bemerkenswerthen Luxus in der Einrichtung Ihrer Wohnräume. Ich habe den Werth einer so schönen Umgebung gut genug kennen gelernt.“

„Wahrscheinlich im Zuchthause, mein Herr?“

„Ja, ja, ich sehe, Sie nehmen die Sache von der spaßhaften Seite, nun es soll mich freuen, wenn Sie diesen Humor bis zum Schlusse unserer Unterhaltung beibehalten.“

„Kommen Sie denn endlich darauf! Ich wünsche bald ein Gespräch zn beenden, das ich gerne vermieden hätte.“ Ringelstern ließ sich bei diesen Worten in einen Fauteuil gegenüber seinem Besucher nieder und erwartete den Beginn dessen, was ihm Hondel zu erzählen habe. Nach einer kurzen Pause nahm dieser das Wort:

„Es sollte mich wundern, wenn Sie den Grund nicht längst wissen sollten, der mich zu Ihnen führt. Aus einer früheren Periode meines Lebens gedenke ich öfterer Zusammenkünfte zwischen uns. Sie spielten damals viel und ich hörte unlängst, daß Sie sich dieses unschuldige Vergnügen auch jetzt noch manchmal machen. Der Unterschied dürfte sein, daß Sie jetzt die Mittel hierzu zur Verfügung haben, während Sie damals dieselben von dritter Seite suchen mußten.“

„Und ein weiterer Unterschied ist, daß ich mir die Gesellschaft wählen kann, während ich damals darauf angewiesen war, wem Sie Zutritt zu Ihrer verdammten Spielhöhle gaben.“

Der gute Ringelstern ahnte nicht, wie wenig er sich seine jetzige Spielgesellschaft selbst gewählt hatte.

„Das mag sein, indeß haben auch bei mir nur feine Herren verkehrt, denn ich rühmte mich großer Beliebtheit durch längere Zeit.“

„Bis die Polizei Ihr Tanzinstitut, das ein Schlupfwinkel für die verderblichsten Laster war, sperrte und Ihrer Thätigkeit einen Damm setzte.“

„Leider geschah das. Ich begreife indeß Ihre Erbitterung ganz gut. Sie haben große Summen für Ihre damaligen Verhältnisse mindestens verloren, und dies ist der Grund unseres heutigen Zwiegespräches. Aus jener Zeit bin ich noch im Besitze einer stattlichen Anzahl von Schuldscheinen. Ich habe diese Beträge lange für verloren gehalten, ganz unerwartet aber hörte ich von dem glücklichen Umschwunge in ihrer Lage und nun bin ich da, Sie an frühere Verpflichtungen zu mahnen, und Sie zu bitten, denselben nachzukommen.“

„Dazu habe ich keine Lust. Ersparen Sie sich jede weitere Mühe.“

„Daß Ihnen die Lust fehlt, finde ich ganz begreiflich. Es mag recht fatal sein, nach Jahren an die vielleicht längst vergessenen Beträge erinnert zu werden. Aber dies ist gleichgiltig, Sie werden sich doch dazu verstehen müssen, denn ich habe Ihre Handschrift, und würde sonst Mittel, Sie zu zwingen, ergreifen müssen.“

„Sie mich zwingen! Ein verurtheilter Betrüger, gegen den ich selbst Zeugenschaft leisten mußte.“

„Werfen Sie mir meine Vergangenheit nicht vor," rief der andere mit edlem Selbstgefühle, „ich habe meine Strafe verbüßt und Niemand darf sie mir vorrücken."

„Gut, gut. Mich aber haben Sie compromittirt und gezwungen, die Offizierscharge zu quittiren. Mensch, erinnern Sie mich nicht an diese Dinge."

„Es thut mir leid, Ihnen nicht zu Willen sein zu können. Die Länge unserer Unterredung hängt von Ihnen ab, lösen Sie Ihre Handschriften ein und ich verschwinde, damit Sie aber sehen, daß ich nicht unbescheiden bin, bitte ich für heute nur um Einlösung eines geringen Theiles. Hier sehen Sie das Papier; greifen Sie nicht darnach, erst wenn sie bezahlt haben, sollen Sie es bekommen; Ihr Name steht darunter, es lautet über 2000 fl. Dies soll den Anfang machen, für jetzt will ich mich damit zufrieden stellen."

„Wirklich? Ich sage Ihnen, nicht einen Kreuzer sollen Sie von diesem Schandgelde haben. Glauben Sie, Spielschulden sind einem Menschen gegenüber verbindlich, wie Sie sind?"

„Sie wissen, so gut wie ich, daß dies Spielschulden nicht sind. Ich habe nie mit Ihnen gespielt. Ich habe Ihnen mein baares Geld zum Spiele geliehen."

„Und mich dabei elend bewuchert, indeß Ihre Creaturen mir das Geld abgenommen."

„Wer sagt das? Ihr Name steht darunter. Ich weiß nicht, daß damals ein Gesetz galt, daß die Einrechnung vereinbarter Zinsen in vornehinein verboten hätte."

„Mensch, Sie machen mich wüthend. Hüten Sie sich. Schweigen Sie von Ihren Forderungen und genü-

gen Sie sich damit, daß Sie mir die Zukunft ruinirt und mich beschimpft haben durch Ihre Gemeinschaft."

„Ich möchte Sie in Ihrem eigenen Interesse bitten, Ihre Stimme zu dämpfen. Unser Gespräch soll vorläufig noch unter uns bleiben. In aller Ruhe also, Herr von Ringelstern, sind Sie bereit, mir für heute das Papier zu honoriren?"

„Ich weiß nicht, welchen Namen Sie jetzt zu führen belieben, Herr Tanzmeister Bussier?"

„Ich habe gegenwärtig keinen Grund, meinen wahren Namen zu verbergen."

„Nun denn Hondel, elender Schuft, Du hast Dich getäuscht in mir. Wäre ich wirklich Millionär, säße ich im Golde, Du sollst nichts davon haben, Deine Frechheit soll mir keinen Heller erpressen und Deinen Drohungen will ich Trotz bieten."

Ringelstern hatte mit leidenschaftlicher Entrüstung gesprochen, um so größer war der Contrast dieses Wuthausbruches, mit der kalten Ruhe des ehemaligen Tanzlehrers „das wollen wir sehen" war Alles, was er den Beschimpfungen entgegensetzte. Der Ton, in dem diese wenigen Worte gesprochen waren, war indeß ein derartiger, daß Edmund sich zu besinnen schien, und erst nach einer Pause wieder das Wort ergriff.

Jetzt war er ruhiger geworden und sagte mit anscheinender Gleichgiltigkeit: „Sie sehen Herr Hondel, daß ich nicht gesonnen bin, Ihrem Begehren Rechnung zu tragen, ich glaube daher, daß wir miteinander fertig sind."

„Noch nicht ganz. Ich habe noch eine kleine Frage an Sie zu richten.“

„Die ich beantworten werde oder nicht, je nachdem ich will.“

„Ganz richtig. Erinnern Sie sich noch der kleinen Marietta?“

„Mein Gott, es giebt so viele Mädchen mit diesem und ähnlichen Namen, die ich seinerzeit kannte.“

„Die ich meine, kannten Sie aber sehr gut. Es war jenes junge Mädchen, das in meinem Tanzinstitute gewissermaßen als Vortänzerin fungirte, ein hübsches blasses Ding. Sie waren sehr intim mit ihr.“

„Wer sagt das?“

„Sie erhielten mancherlei Liebesbeweise von ihr und erfreuten sich der unzweideutigsten Gunstbezeugungen.“

„Herr, was soll das? Kümmern Sie sich nicht um solche Dinge!“ Edmund war sehr aufgeregt geworden, Blässe und Glut wechselten auf seinem Gesichte und seine Hände schienen zu zittern. „Entfernen Sie sich, ich bin nicht gewillt, noch länger Ihr Geschwätz anzuhören.“

„Man sagt,“ fuhr Hondel unerschüttert fort, „man sagt, daß nicht alle Liebesbeweise Marietta's ganz freiwilltg gewährt waren. List und Gewalt — —“

„Hund!“ schrie Ringelstern, „hüte Dich, daß ich Dir Deine freche Lästerzunge nicht aus dem Munde reiße!“ Seiner nicht mehr mächtig, sprang er auf und stürzte auf den Besucher zu, der mit eiserner Ruhe ihn erwartete. Einen Augenblick schien es, als sollte es zu einem Handgemenge zwischen den beiden Männern kommen, aber der

Sturm ging vorüber. Mit erhobenem Arm blieb Edmund vor Hondel stehen, seine Brust keuchte, der Athem preßte sich zischend durch die festgekniffenen Zähne. Aber allmälig ließ er den Arm sinken, seine Knie begannen zu zittern und er brach schließlich mit einem dumpfen Laute auf dem nächsten Sessel zusammen. Sein Gegner beobachtete scharfen Auges jede Bewegung des erregten Mannes; als er ihn endlich von seinem feindlichen Vorhaben abstehen sah, zog er die Rechte aus der Tasche, in der er sie die letzte Zeit über gehalten hatte und fing in ruhigem, beinahe sanften Tone an:

„Es freut mich meinet- und Ihretwegen, daß sich Ihre Wuth gelegt hat, denn ich war auf das Schlimmste gefaßt und Sie hätten mich nicht ungestraft angegriffen. Jetzt, da Sie aber besänftigt scheinen, lassen Sie vernünftig mit sich reden. Sie haben erkannt, daß ich Ihnen gefährlich werden kann, Sie haben gesehen, daß ich Mittel besitze, um Sie meinem Willen gefügig zu machen. Ich bin kein boshafter Mensch, ich will nicht Ihr Verderben und beabsichtige durchaus nicht, Sie in der glücklichen Stellung, die ich Ihnen gönne, irgend wie zu stören; es liegt mir nichts daran, Sie wegen der an meiner ehemaligen Schülerin verübten That, von der ich aus ihrem eigenen Munde Kenntniß habe, zur Verantwortung ziehen zu lassen. Es kommt Alles nur darauf an, daß wir uns in Güte verstehen. Barschen Stolz vertrage ich nicht, und Sie können überzeugt sein, daß ich mich weder von Ihrer Thüre weisen, noch von Ihnen beschimpfen lasse, ohne mich dafür zu revanchiren. Seien wir also gute Freunde,

was wir ja im Grunde genommen immer waren. Sie kennen das alte Sprichwort: Eine Hand wäscht die andere, lassen Sie uns nach diesen Worten unser künftiges Verhältniß einrichten. Ich will schweigen und wie seit vielen Jahren Diskretion bewahren, denn Sie müssen zugeben, daß ich schon längst Sie hätte auf die Anklagebank bringen können, wenn mir an Ihrem Verderben gelegen gewesen wäre. Andererseits müssen Sie begreifen, daß ich dafür Gegendienste verdiene und verlangen kann. Ich bin sehr bescheiden. Was ich früher sagte, genügt mir. Ich begehre nicht mehr, als mir Ihre eigene Unterschrift schuldig zu sein bekennt, und auch hier bin ich billig denkend genug, um Sie nicht mit allzu hohen Forderungen zu belästigen. Zahlen Sie mir für jetzt die 2000 fl., dann können Sie meine Verschwiegenheit sicher sein. Nach einiger Zeit werde ich Sie successive um Einlösung aller Schuldverschreibungen bitten und auf diese Weise ist uns beiden gedient. Sie können ruhig sein und ich komme zu meinem Gelde, das ich lange entbehrt habe."

Der rücksichtsvolle Mann sprach in diesem Tone noch längere Zeit weiter, ohne daß er einen Eindruck seiner Rede bemerkt hätte. Ringelstern saß anscheinend theilnahmslos neben ihm und stierte wie geistesabwesend vor sich nieder. Erst nachdem Hondel oder Bussier, am Ende seiner langen Auseinandersetzung die Frage an ihn richtete, ob ihm ein solches Arrangement der beiderseitigen Angelegenheiten genehm sei, sagte er dumpf: „Kommen Sie in drei Tagen wieder."

„Auch das," erwiderte der andere. „Es freut mich,

Sie so besonnen zu sehen. In drei Tagen also werde ich wieder kommen und hoffe dann, Sie in der besten Stimmung zu finden. Eines aber gebe ich Ihnen zu bedenken, werde ich abgewiesen, oder finde ich Sie nicht bereit, so bin ich zu keiner Rücksichtnahme mehr zu bewegen, die Folgen mögen Sie sich dann selbst zuschreiben. Bis dahin gute Nacht."

Zweites Kapitel.

Edmund von Ringelstern sucht seine Freunde auf.

Eine schlaflose Nacht ist durchaus kein geeignetes Mittel, erregte Nerven zu beruhigen und das gestörte seelische Gleichgewicht wieder herzustellen. Diese unanstreitbare Wahrheit erfuhr auch Edmund von Ringelstern an sich. Bis gegen Morgen hatte er schlaflos im Bette gelegen und auch der Schlummer, der sich endlich einstellte, war ein unruhiger, von bösen Träumen erfüllter. So erhob sich der sonst so leichtsinnige Mann vom Lager, ohne im Stande zu sein, die unangenehmen Gedanken zu verscheuchen. Er sah ein, daß es nothwendig sei, dem Menschen den Mund zu stopfen, der einen Theil seiner Vergangenheit kannte, von dem der Schleier nicht gelüftet werden durfte, und er sah ferner ein, daß dies nicht anders geschehen könne, als indem er auf sein Begehren eingehe. Dabei war er im höchsten Grade unzufrieden mit seinem Benehmen am vorhergehenden Abend. Längst hatte er geahnt, daß Hondel von jenem dunklen Punkte Kenntniß habe, deshalb hatte er ihn gefürchtet und geflohen und trotzdem ließ er sich vom Zorne hinreißen, den geldgierigen Mann zu reizen. Und endlich, als jener erwähnt, was ihm

Macht über ihn gab, da hatte er sich verrathen, erst durch den Wuthausbruch, dann durch die lähmende Wirkung, die Hondels drohendes Auftreten auf ihn gemacht hatte. So war er wirklich in seine Hand gegeben und mußte trachten, das Stillschweigen zu erkaufen. War es auch unwahrscheinlich, daß sein Feind die Drohung wahr machte, lagen auch selbst die Umstände günstiger, als er anfangs sich's ausgemalt, so konnte er doch nicht leugnen, daß schon der Versuch, eine Geschichte in die Oeffentlichkeit zu ziehen, über die die Vergangenheit den schützenden Mantel gebreitet hatte, ihm von peinlichster, niederdrückendster Folge sein würde. Diese Gedanken waren mit Edmund ins Bett gegangen und wachten mit ihm auf; immer und immer durchdachte er die gleiche Gedankenreihe, eifrig erregte er sich, die Geldquellen ausfindig zu machen. Die Herren, mit denen er so viele fröhliche Stunden verbrachte, schienen ihm wenig Hoffnung auf Hilfe zu gewähren, und so verfiel er doch immer wieder auf den Geldmann, mit dem er schon einmal zu thun gehabt, wenn auch nicht für sich. Menschen, deren Hauptcharakterzug der Leichtsinn ist, sind zwar im Stande, unangenehme Eindrücke leicht zu vergessen, und auch böse Zukunftsbilder sich für den Augenblick zu verscheuchen, allein, wenn sich Hindernisse in ihren Weg stellen, die nicht übersehen werden können, macht sich dann der Mangel an Energie um so bitterer fühlbar. So war er denn zu keinem andern Entschlusse gekommen, als sein Glück wieder einmal bei Emilien zu probiren, als er zum Frühstücke gerufen wurde.

„Du siehst heute sehr übel aus,“ bemerkte die Gattin.

„Es ist nicht zu wundern, da ich eine überaus schlechte Nacht verbracht habe. Die Sorge um das räthselhafte Verschwinden Feldner's, der Verdruß, annehmen zu müssen, daß alle Nachforschungen nach dem Diebe unnütz sein werden, hat mich um Schlaf und Ruhe gebracht."

„Es ist wahr, es ist wenig Aussicht vorhanden, daß der Mann zu Stande gebracht wird; aber ich hätte nicht gedacht, daß Dich diese Angelegenheit jetzt noch so sehr beschäftigt."

„Das ist wohl natürlich. Denke nur, wie bitter ich die Enttäuschung empfinden muß, mich gerade jenes Capitales beraubt zu sehen, das Deine Güte mir kurz vorher geschenkt hatte; Dein Geschenk ist nun werthlos, ja es ist schlimmer als damals, da Du mir mein Ansuchen verweigertest, denn nun hast auch Du noch einen Verlust erlitten."

„Dies ist alles ganz wahr, aber siehst Du, Edmund, das darfst Du nie vergessen, daß Du an alle dem lediglich selbst Schuld trägst. Welcher ordentliche Hauswirth verwahrt sein Geld in der Tischlade, wenn er verreist ist? Ich hätte gewiß — — —"

„Das hast Du mir schon öfters zum Vorwurfe gemacht, liebe Emilie, aber, wenn ich auch zugeben muß, daß manches daran wahr ist, so mußt Du andererseits anerkennen, daß damit nichts gebessert wird. Mein Capital ist verloren und nur Deine erneuerte Güte kann mir verlorenes ersetzen."

„Meine Güte? Du wirst doch wohl irren, wenn Du meinst — —"

„Emilie, laß' mich nur ein paar Worte reden. Ich

gebe ja zu, daß ich Dir zu großem, ja übergroßem Danke verpflichtet bin, aber siehst Du, wenn Du schon mir ein Capital schenken wolltest, so mußt Du doch auch jetzt diese Absicht ausführen können, denn Dein früheres Geschenk kann ich ja nicht genießen."

„Erinnerst Du Dich nicht mehr meiner Worte in Ischl? Es war das Letzte, was Du von mir zu erwarten hattest, für jedes weitere Opfer bin ich taub. Gib Dir daher keine Mühe."

„Aber mein Gott, das Geld ist mir ja gestohlen worden."

„Sieh' mal, Edmund, Du mußt die Sache ansehen, wie sie ist, nicht wie Du sie Dir zurecht legst. Ich habe Dir das Geld geschenkt, was damit geschehen ist, ist nicht mehr meine Sache, Du hättest es ja auch verschenken können; daß die Geschichte für Dich eine so unangenehme Wendung genommen hat, thut mir recht herzlich leid, aber ich kann es eben nicht ändern.

„Du bist also nicht geneigt, mir den Verlust zu ersetzen?"

„Im Gegentheile! Ich staune über diese Zumuthung. Auf diese Weise könnte ich mich wirklich ruiniren, wenn ich in so unwirthschaftlicher Weise mit meinen Einkünften verfügen würde."

„Zum mindesten einen Theil vergüte mir, Emilie, einen kleinen Theil."

„Bedenke doch nur, mein Freund, was ich in diesem einen Jahre bereits für Dich geopfert habe; ist es billig und recht, mich beständig mit neuen, sich steigernden An=

sprüchen zu belästigen? In der That, ich bin diese Gespräche herzlich satt, und bitte Dich ein für allemal, sie einzustellen, denn ich verspreche Dir, daß sie Dir zu nichts nützen werden."

„Aber, wenn ich eine Summe brauche, wenn ich . . ."

„Ich hoffe, daß das nicht der Fall ist, Edmund, denn gerade dann würdest Du mich am allerwenigsten geneigt finden."

Das Gespräch wurde dadurch unterbrochen, daß der Diener — Feldners Nachfolger — die Ankunft eines Herrn meldete, welcher den Gnädigen in seinem Zimmer erwarte. Niedergeschlagen durch die Ueberzeugung, von Emilie vorläufig nichts erbitten zu können, verließ Edmund das Zimmer. „Auf gutem Wege," murmelte er in sich hinein, „auf gutem Wege scheint es mir nicht mehr zu gelingen, das treibt mich ja geradezu von Neuem dahin, mir Hilfe zu ertrotzen."

In seinem Appartement angelangt, fand er Fred, den er mit stummem Kopfnicken begrüßte.

„Nun, mon cher, ich bin unserer Verabredung gemäß erschienen," sagte Fred, „bist Du zu einem Arangement entschlossen?"

Ringelstern's Freundschaft für seinen früheren Universitätskollegen war keine sehr warme und bisher hatte er noch niemals das Bedürfniß gefühlt, sich ihm anzuvertrauen. Heute war dies anders. Die Nothwendigkeit sich binnen kurzer Zeit Geld zu verschaffen, drängte ihn und so sah er sich veranlaßt, Fred mit seiner Situation, so weit es nöthig schien, bekannt zu machen. Deshalb eröffnete

er ihm, daß er nicht allein Hennefelds Schuldschein nicht einlösen könne, sondern selbst dringend Geld benöthige.

„Wenn weiter nichts ist, weißt Du, weißt Du, dann wird die Sache sich wohl leicht ins Gleiche bringen lassen. Hennefeld verlangt sicherlich nicht die Auszahlung, sondern wird zufrieden sein, wenn Du ihm einen Wechsel auf dieselbe Summe, erhöht durch weitere Zinsen und sonstige Spesen nach allen Dimensionen ausstellst, und er wird auch sicher nicht anstehen, Dir selbst Geld, so viel Du willst, zu leihen, natürlich, mon chèr, gegen hübsche Procente.“

„Bevor wir weiter reden, muß ich Dir bemerken, daß ich übrigens gar nicht gesonnen bin, für Dich Geld auszulegen ohne Ersatz. Wenn ich noch einmal meinen Namen hergeben soll, so will ich wenigstens eine gewisse Deckung und ersuche Dich, mir die Bons zurückzugeben, die Du noch von mir hast.“

„Entschuldige nur, Edmund, ich besitze keine mehr, den Rest habe ich an Scharf abgetreten. Wenn Du übrigens für mich zahlen solltest, so kannst Du versichert sein, daß meine Hauptsorge, wie die Sache ist, sein wird, Dich zu befriedigen.“

„Gut, gut. Ich sehe, Du hast meine Verschreibungen rasch zu Geld gemacht.“

„Um aber wieder auf die Sache zu kommen, wie denkst Du über einen Wechsel bei Hennefeld?“

„Ich begreife nicht, wie Du davon reden magst. Du warst damals doch Zeuge meines Gespräches zwischen mir und dem Manne, und mußt Dich entsinnen, in wie beleidigend trockener Weise mir entgegengeworfen wurde, daß

nur meine Frau Credit verdiene, und daß der zuvorkommende Herr nur auf eine Unterschrift Emiliens Geld hergeben würde."

„Nun und was weiter? Du wirst doch eine Unterschrift Deiner Frau produciren können, wenn es conditio sine qua non ist?"

„Stelle Dich nicht so naiv. Glaubst Du denn, wenn es mir möglich wäre, jetzt Emilie um Aushilfe zu ersuchen, daß ich Ihre Unterschrift auf einen Wechsel benöthigen würde?"

„Aufrichtig, mon chèr, Du mußt mich nicht für einen Dummkopf halten, das war mir wohl bewußt, aber das ändert an der Sachlage nichts. Wenn Deine Gemahlin ihren Namen nicht hergeben will, was hindert Dich, Dich seiner zu bedienen, auch ohne ihr Wissen?"

„Der Vorschlag macht Dir viel Ehre, Fred, Du willst mit andern Worten sagen, ich soll ihre Unterschrift fälschen?"

„Man muß das Alles nicht so tragisch nehmen. Hennefeld stellt die Bedingung, die Unterschrift von Frau Emilie von Ringelstern auf dem Wechsel zu sehen, wenn er die Valuta zahlen soll. Diese Bedingung erfüllst Du eben, weißt Du, weißt Du, und es wird Dir wohl gleichgültig sein, ob Du Edmund oder Emilie von Ringelstern schreibst."

„Aber — — nun ich will nicht heftig werden. Vergißt Du, daß ich damit criminalisch werden kann?"

„Entschuldige nur, weißt Du, weißt Du, lieber Freund, ich muß constatiren, eine solche Auffassung ist beinahe kindisch. Hennefeld muß versprechen, die Papiere im Portefeuille zu behalten und nicht weiter zu begeben, und von der ganzen Affaire weiß dann kein Unberufener ein Wort."

„Und wenn der Wechsel verfallen ist?“

„Dann wird er entweder eingelöst und vernichtet, oder er wird durch einen neuen ersetzt. Und im schlimmsten Falle wird doch Deine Frau Gemahlin Dich nicht in der Klemme sitzen lassen, sondern den Wechsel honoriren. Ueberlege Dir nur einmal die Sache, mon chèr, und Du wirst sehen, daß Deine Bedenken ganz unbegründet sind. Es ist nichts weiter als eine Benutzung des Credites Deiner Frau, nichts als ein vorweg genommenes Geschenk und Du thust damit nicht mehr, als tausend Cavaliere, die, auf den Namen ihrer Eltern oder anderer Verwandten Schulden machen, ja bei Dir ist's noch etwas anderes, denn Du bist sicher, daß sie gezahlt werden, weißt Du.“

So ganz sicher war indeß Edmund von Ringelstern dieser Thatsache nicht. Es gewährte ihm indeß eine eigenthümliche Befriedigung, den Gedanken, der ihm in vergangener Nacht mehrmals trotz Sträubens in den Kopf gekommen, nun von einem Dritten ausgeführt zu hören, und die sophistischen Reden Fred's stahlen sich in sein Herz mit immer größerer Macht. Der gewandte Redner fuhr indeß in seiner Beweisführung, daß an einem solchen Vergehen nichts Schlimmes zu finden sei, fort, und kam endlich zum Resultate, Ringelstern sei eigentlich nur in seinem Rechte als Ehemann, wenn er den Credit seiner Frau ausnütze, ja es wäre geradezu unverzeihlich, eine so beneidenswerthe Partie gemacht zu haben und trotzdem Bedenken zu tragen, den Reichthum und die Stellung seiner Frau sich zu Nutze zu machen. — „Sieh' mal, alter Freund,“ schloß Redner seine höchst gelungenen Ausführungen, „Du

mußt mir's nicht übel nehmen, weißt Du, aber wenn Du Deine Lage nicht ausnützest, bleibst Du trotz der glänzenden Umgebung creditlos und abhängig wie früher, im andern Falle aber kannst Du über die größten Summen beliebig disponiren." — Ringelstern hatte dem Allen ohne Erwiderung gelauscht. Vieles was ihm der Berather an seiner Seite in breiten Worten auseinandersetzte, hatte er sich selbst schon oft gesagt und er wußte in der That dem, was ihm als Motivirung für eine solche Handlung gebracht wurde, wenig entgegenzusetzen. Er unterließ es daher, sich in eine Controverse einzulassen und verabschiedete Fred mit der Erklärung, er werde sich alles überlegen und in kurzer Zeit handeln, wie er es für geboten halte, worauf der andere verdrießlich über die Unentschiedenheit dieser Antwort sich entfernte und beschloß, mit dem Zweifler baldmöglichst zufällig zusammenzutreffen.

Der Mann, dem diese schöne Aussicht blühte, war indeß mit sich insoweit in's Reine gekommen, daß er erst noch alles, was ihm erreichbar war, versuchen wollte, um sich Geld zu verschaffen, und nur, wenn ihm kein anderer Weg mehr offen stehe, sich an den Agenten wenden wolle. Die Summe, die er benöthigte, belief sich im Gesammtbetrage auf etwa 4000 fl., ein Betrag, der zwar immerhin keine Bagatelle war, den er indeß vielleicht doch von einem seiner Freunde vorgestreckt zu erhalten hoffte. Sein erster Weg war zu Janowsky. Der ernste Pole war besonders begütert, wenigstens mußte man dies annehmen, auch fühlte sich Ringelstern seit jener heldenhaften Rettung zu ihm derart hingezogen, daß er ihn wirklich als einen näher

stehenden Freund betrachtete, als alle anderen Bekannten. Aus diesem Grunde empfand er es als erste Niederlage, daß Janowsky auf unbestimmte Zeit verreist war, ein Plan, von dem er nicht gesprochen, sondern den er offenbar plötzlich gefaßt hatte. Mit unbedeutender Hoffnung setzte Ringelstern seine Besuche fort und begab sich zunächst zu Schitzky. Er traf diesen bei einer Flasche Wein und einer Partie Austern gabelfrühstücken und wurde von dem jovialen Hauptmanne auf's freundlichste empfangen.

„Komm, Edmund," rief er, „trink ein Glas Wein mit mir; das ist eine gute Idee von Dir gewesen, mich wieder einmal zu besuchen; ich denke, Du bist seit Deiner Rückkunft von Ischl kaum zweimal da gewesen. Setz' Dich zu mir und laß' uns eins plauschen. Aber Du siehst ja verteufelt ernsthaft aus, was ist Dir denn geschehen?"

„Mir? gar nichts. Ich glaube, ich habe ein wenig Kopfschmerzen."

„So, so, wahrscheinlich Folge der vergangenen Nacht. Aber sage einmal warum vernachlässigst Du unsere pikante Freundin, das reizende Fräulein Berg in letzter Zeit? Sie hat sich mir gegenüber beklagt."

„Ich werde das schon wieder gut machen. Erlaube übrigens, lieber Stanislaus, daß ich ein ernsteres Thema anschlage, das mich ziemlich stark beschäftigt."

„Es wird doch nichts unangenehmes sein, will ich hoffen. Hast Du etwa ein kleines Duell, ich sekundire Dir natürlich mit größtem Vergnügen."

„Ich danke Dir für Deinen guten Willen; gegenwärtig lebe ich aber im tiefsten Frieden. Was ich Dir sagen

wollte, ist etwas anderes. Ich bin bestohlen worden, wie Du weißt, und der Schuft von Bedienten muß sich schon längst über alle Berge verloren haben, wenigstens findet ihn unsere Polizei nicht mehr auf, dadurch bin ich aber wirklich in finanzielle Calamitäten gerathen und bedarf jetzt dringend in kürzester Zeit einer größeren Summe."

„Dann gehe zu einem sichern Hennefeld, mein Lieber, der ist mir wenigstens von Nicki genannt worden, aber ich glaube, der gute Mann ist ein etwas difficiler Patron, nun bei Dir wird das nichts zu sagen haben."

„Ich bin Dir für die Adresse sehr verbunden, indessen hegte ich eigentlich die Absicht, Dich zu fragen, ob Du nicht selbst im Stande wärest — — —"

„Ich, Edmund? Gewiß mit größtem Vergnügen. Aber wie ist das nur, daß Du Geld brauchst? Ich dachte doch, Du seiest so situirt, daß Du über diese kleinlichen Sorgen erhaben wärest."

„Du vergißt den Diebstahl, Schitzky, eine unvorhergesehene Katastrophe."

„Richtig, richtig, und wie viel benöthigst Du?"

„Etwa 4000 fl. Und Du bist so liebenswürdig, mir diesen Betrag vorzustrecken?"

„Ich? ja. Aber zum Teufel, wie ist mir denn? Ich sollte doch denken, Deine reiche Frau Gemahlin müßte . . ."

„Allerdings, allein Du mußt bedenken, Hauptmann, daß es manche Dinge und verschiedene Ausgaben gibt, von denen man seiner Frau keine Mittheilung machen kann."

„Da hast Du Recht. Also 4000 fl. wünschest Du? Ich will doch einmal sehen, aber richtig, ich habe gestern

ein paar große Rechnungen bezahlt, und bin so gut als blank, ich muß heute oder morgen an meinen Bankier schreiben, und da wirst Du Dich schon acht bis vierzehn Tage gedulden müssen."

„Du sagtest aber doch anfangs — —"

„Ja, ja, Du hörst, daß ich nicht an die Leere meiner Brieftasche dachte. Nun, das macht nichts. Trink noch ein Glas und iß ein paar Austern, sie sind gut."

„Ich bin kein absonderlicher Freund von Austern. Es ist aber doch recht fatal — — —"

„Mein Gott, freilich, hätte ich ahnen können, daß ich Dir sollte einen Dienst erweisen können, ich hätte keinen Kreuzer weggegeben, sondern die Herren auf die Zukunft vertröstet. Aber so, es thut mir wirklich mehr leid, als ich sagen kann, deshalb indessen darfst Du ja nicht an meiner Bereitwilligkeit zweifeln, denn ich versichere Dich, daß ich zu jedem Freundschaftsdienste jederzeit bereit bin."

Der freundliche Mann wußte noch eine ganze Menge Entschuldigungen anzuführen und überhäufte Edmund mit Freundschaftsbetheurungen und Versicherungen seiner allzeit regen Dienstwilligkeit. Dieser nahm alles das mit süß-saurem Lächeln auf und entfernte sich bald, einen wichtigen Weg vorschützend. Der Mißerfolg hatte ihm die Lust und beinahe auch den Muth zu weitern Expeditionen genommen. Schließlich nahm er sich vor noch einen Versuch, und zwar bei Nicki Wernthal zu machen, der ihm ja selbst noch immer einen Betrag schuldete, den er seinerzeit zum Ankaufe eines Reitpferdes verwendet hatte. Als Ringelstern das Haus betrat, welches dem edlen Jünger des Mars zur Wohnung

diente, fand er den Reitknecht des Barons eben beschäftigt, ein Pferd im Hofe zu satteln, woraus er schloß, daß er gerade noch zurecht gekommen. Dem war auch so. Nicki war im Begriffe, einen Spazierritt zu machen und wäre einige Minuten später nicht mehr zu Hause gewesen.

„Ich störe Sie wohl, Baron?" fragte Edmund, als er seinen oftmaligen Gesellschafter vollständig zum Ausreiten gerüstet antraf.

„Durchaus nicht, Herr von Ringelstern. Pferd und Bursch können warten und auch ich habe nichts zu versäumen. Ich bitte Platz zu nehmen und mir mitzutheilen, was mir die seltene Ehre Ihres Besuches verschafft."

Edmund folgte der Einladung und fing, da er es nicht für gerathen fand, auch hier mit Aufrichtigkeit vorzugehen und es vorzog der Frage auszuweichen, von gleichgiltigen Dingen zu sprechen an, lenkte dann das Gespräch auf das Pferd, das im Hofe stand und fragte, wie der Baron mit demselben zufrieden sei.

„Nicht sonderlich," entgegnete dieser, „man wird so leicht bei Pferdekäufen angeschmiert; ich versichere Sie, daß alle Roßhändler mehr oder weniger Betrüger sind. So viel ist gewiß, daß die Mähre ihr Geld nicht werth ist."

Ringelstern fragte um den Preis, und sagte dann, als er ihn erfahren hatte, als fiele ihm jetzt erst die Sache ein: „Richtig, richtig, so habe ich ja das Vergnügen gehabt, Ihnen diesen Betrag vor einigen Monaten vorzustrecken."

Nicki erinnerte sich in leichtem Tone daran, worauf der Besucher begann, nach einigen einleitenden Worten von momentanen Verlegenheiten mit dem zartfühlend ausge-

sprochenen Ersuchen um Rückzahlung dieser Summe hervorzutreten. Als der kurze Vortrag beendet war, versicherte der Lieutenant lachend, es sei ihm ganz unmöglich, jetzt auch nur an irgend eine Zahlung zu denken, ja seine Vermögensumstände seien derart, daß er vielmehr selbst Recherchen anstellen müsse, um Geld zu erhalten. Für den Fall, als ihm dies gelingen sollte, verspreche er ihm aber, ihn nicht zu vergessen.

„Sie müssen mir's nicht übel nehmen,“ schloß er sein freimüthiges Bekenntniß, „aber bei mir ist vollständige Ebbe und ich bin recht froh, wenn meine Gläubiger mir nur noch einige Zeit Ruhe lassen.“

„Das bedaure ich, nicht meinetwegen, sondern Ihretwegen, Baron.“

„Bah, was liegt daran, es wird sich schon irgend eine Seele finden, die mir wieder aus der Patsche hilft. Haben Sie übrigens etwas Unaufschiebbares vor? Wenn nicht, so begleiten Sie mich vielleicht auf meiner Reitpartie?“

Auch hier schützte Ringelstern einen nicht aufzuschiebenden Gang vor und entfernte sich. Nachgerade schien ihm seine Absicht, die leichtsinnigen Gefährten seines ausgelassenen Lebens um Aushilfe ersuchen zu wollen, kindisch. Bei der Art und Weise, wie Nicki das Ersuchen um Rückzahlung seiner Schuld beantwortet hatte, wäre es ebenso überflüssig als unverständig gewesen, ihm weitere Anliegen vorzutragen und die gleichen Eigenschaften mußte er fortgesetzten Bemühungen bei andern zuschreiben. Ueberall hätte er das Gleiche gehört. Dazu kam noch das drückende

Gefühl einer gewissen Demüthigung. Was mußten diese Herren von ihm, der die Aufnahme in ihren Circel doch lediglich seiner vermeintlich glänzenden finanziellen Lage verdankte, von ihm denken, wenn er so gewissermaßen zu ihnen um eine Summe hausiren ging, die zwar an und für sich nicht eben gering war, aber doch in keinem Verhältnisse zu dem stand, was als Erträgniß des Vermögens seiner Frau angesehen werden konnte. Er gab also den Gedanken an weitere Versuche auf und begab sich langsam und nachdenklich zu dem Manne, an den er sich doch schließlich wenden mußte, mit der Absicht, noch einmal die Gesinnungen dieses vortrefflichen Geschäftsmannes zu erforschen. Fred's Worte tönten ihm in den Ohren, er sah ein, wie sehr dieser feine Menschenkenner recht hatte, wie unerträglich seine Abhängigkeit sei und wie wenig effectiven Nutzen ihm die reiche Heirath biete, wenn er nicht einmal im Stande war, sich einen Betrag zu verschaffen, der ihm nothwendig wurde. Unter solchen Gedanken erreichte er das Haus, das er einst mit Fred betreten hatte, erklomm die gebrechliche Stiege und trat in Hennefelds Comptoir ein.

Der christlich germanische Agent saß eben bei seinem Schreibtische. Vor ihm stand ein kleiner, dicker Mann, dessen Gesichtszüge nicht weniger als seine Sprachweise den Semiten verriethen. Die beiden Herren hatten eben mit einander conferirt, unterbrachen ihr Gespräch aber sofort, als sie des Fremden ansichtig wurden. Hennefeld schob seine Brille von der Stirne auf die Nase herab, zischte durch die Zahnlücken und wies, sich erhebend, dem

Besucher einen Platz an, indem er ihn bat, nur ein paar Augenblicke sich zu gedulden. Dann wechselte er mit dem Manne von orientalischer Race in leisen Flüstertönen noch ein paar Worte, entließ diesen, ihn bis vor die Thüre geleitend und wandte sich zurückkommend an Herrn von Ringelstern, den er wie einen alten Bekannten, zutraulich, aber nicht ohne schuldigen Respekt begrüßte.

Dieser schlug indessen einen leichten Ton an und begann damit, sich erinnert zu haben, daß ein Schuldschein über 1000 fl. nach aushafte, bei welchem er aus Gefälligkeit Bürgschaft geleistet hatte. Diesen Umstand bejahte Hennefeld, indem er constatirte, daß derselbe bereits seit mehr als 2 Monaten verfallen sei, weshalb er auch die Zinsen für diesen Zeitraum in Anspruch nehmen müsse.

„Ich supponire", fuhr Edmund fort, „daß Fred kaum in der Lage sein wird, die Schuld einzulösen, und muß mich bequemen, wohl oder übel die Sache auf mich zu nehmen." Der rücksichtsvolle Mann senkte bedauernd sein Haupt und zuckte diskret die Achseln, woranf sein Kunde fortfuhr: „Ich bin daher gekommen, Sie zu fragen, in welcher Weise ich mit Ihnen ein Arrangement treffen könnte, denn ich muß Ihnen vor Allem sagen, daß ich zu einer Zahlung momentan nicht geneigt bin, um so mehr, als ich selbst eine Summe benöthigen würde, die circa 4000 fl. beträgt."

„Alledem steht gar nichts entgegen," bemerkte der Geldmann geschmeidig; „es wird mir ein Vergnügen sein, Ihnen dienen zu können, und ich mache Ihnen den Vorschlag, die 1000 fl. der Bürgschaftssumme sammt Zinsen

mit den kommenden 4000 fl. zu einem Wechsel zu vereinen, den wir etwa auf 3 Monate ziehen wollen; wenn ich dabei die Zinsen vorweg nehme, so könnten Sie mir etwa den Wechsel auf rund 6000 fl. beziffern."

„Sie sind sehr theuer, Herr Hennefeld."

„Gar nicht, Sie müssen bedenken, daß darin auch die Zinsen für die 1000 fl. seit dem Verfalle unseres Schuldscheines stecken und daß ich doch auch für die Prolongirung etwas rechnen muß. Billiger könnte ich Ihnen das Geld kaum irgendwo verschaffen."

„Gut, gut, wenn Sie mir das Geld baar auszahlen, unterschreibe ich den Wechsel."

„Ich denke, Herr Ringelstern, wir machen die Sache so: Sie stellen den Wechsel an mich als Remittenten aus und Ihre Frau Gemahlin nimmt als Bezogene an."

Edmund warf einen finstern Blick auf den Sprecher, schwieg aber. Der Agent fuhr indessen unbekümmert darum nach einer kurzen Pause fort: „Ich würde Sie dann bitten, mir morgen den von Ihrer Frau Gemahlin acceptirten Wechsel zu bringen und würde Ihnen zu diesem Behufe ein Blanquet mitgeben, das Sie lediglich auszufüllen brauchen. Mit diesen Worten hinkte er zum Pulte, entnahm demselben ein Wechselblanquet und reichte es seinem Besucher, der dasselbe mit anscheinender Gleichgiltigkeit zu sich steckte.

„Sie scheinen ganz entetirt auf die Unterschrift meiner Frau zu sein," sagte er dann, „ich glaube Ihnen aber nicht versprechen zu können, ob sie mir diese Gefälligkeit erzeigen wird."

„Ich muß Sie an unser ehemaliges Gespräch erinnern."

„Sie thäten besser daran, mir diese Erinnerung zu ersparen."

Hennefeld zischte bedeutungsvoll, zuckte dann die schmalen Achseln und sprach, indem er seiner Brille einen Stoß in die Höhe gab: „die Unterschrift der Gnädigen ist eine Bedingung, die ich als unerläßlich stelle, wir wollen darüber nicht streiten, aber ich creditire nur auf das Accept der Frau Emilie von Ringelstern."

Der Gatte dieser creditfähigen Dame brach rasch das Gespräch ab und verließ mit starken Schritten und flüchtigem Gruße das Comptoir des Agenten, der ihn mit bedeutungsvollem Nicken seines Hauptes nachsah. Wenige Minuten später trat Fred ein und warf sich auf einen Sessel.

„Guten Tag, mon cher", sagte er, „ich sah vor einer halben Stunde Herrn von Ringelstern in das Haus gehen, wie die Sache ist, möchte ich gern erfahren, was er bei Ihnen gewollt."

Der Inhaber des Bureaus referirte mit wenigen Worten den Inhalt des eben stattgehabten Gespräches, woran er die Hoffnung knüpfte, schon morgen im Besitze eines von Frau Emilie von Ringelstern acceptirten Wechsels zu sein. Der andere schien weniger optimistisch und erkühnte sich sogar, dies zu bezweifeln, was Hennefeld veranlaßte, unten verächtlichem Zischen das Haupt zu schütteln.

„Aber entschuldigen Sie nur," nahm Fred das Wort, „Sie können gewiß nicht annehmen, daß Edmunds Gemahlin den Wechsel wirklich unterschreibt."

„Was kümmert das mich, wenn nur ihr Name darunter steht.“

„Wenn also die Sache wäre, daß der Wechsel ein falscher wäre?“

„Ein falscher, davon weiß ich nichts, ich kenne ja die Unterschrift der Frau nicht. Und übrigens kenne ich Leute, — ich gehöre nicht dazu — die falsche Wechsel den echten vorziehen, denn die ersteren gewähren mehr Chancen der Einlösung als die letzteren.“

„Ha, ha, Sie sind ein nach allen Dimensionen gewiegter Geschäftsmann. Aber sagen Sie mir, lieber Freund, warum bestehen Sie denn eben auf dieser Unterschrift? Warum drängen Sie Ringelstern zu diesem Accept? Würde Ihnen der Name eines Bürgen nicht genügen, der zahlungsfähig ist?“

„Er würde mir genügen, aber — hier neigte sich der Agent zu Fred und flüsterte in vertraulichem Tone: „aber Niemand steht ihm so nahe als seine Frau und sie ist eine stolze Dame, die viel auf ihre Stellung und ihren Namen giebt. Auch hat sie viel Geld und schönen Grundbesitz und wird ihren Mann nicht so leicht in der Klemme lassen.“

Diese vertrauliche Mittheilung mußte einen äußerst freundlichen Eindruck auf den alten Collegen des hier in Rede stehenden Herrn machen, denn er fing vergnügt zu lachen an, und rieb sich die Hände, indem er Hennefeld einen famosen alten Knaben nannte, welche joviale Bezeichnung dieser unter erstauntem Zischen von sich abzulehnen für gut fand. —

Auch diese Nacht war durchaus keine erquickliche für Ringelstern. Er wälzte sich stundenlang im Bette herum, sich abmühend nach einem Entschlusse, und fand erst gegen Morgen den ersehnten Schlummer. Durchschwelgte Nächte üben für den Augenblick wenigstens eine entschieden minder üble Wirkung aus, als in Sorgen verbrachte. So kam es, daß sich Edmund am nächsten Morgen auch körperlich recht unbehaglich fühlte. Im Momenten von peinlicher Stimmung pflegte er murmelnd und in abgerissenen Worten zu monologisiren, was er auch jetzt, indem er mit raschen Schritten das Zimmer durchmaß, that. „Die Sache muß zu einem Ende kommen," sprach er vor sich hin, „es ist der einzige Weg, der mir gegenwärtig offen steht, Fred hat Recht. Ich benutze nur den Credit meiner Frau. Hondel muß verschwiegen bleiben. Emilie kann mich nicht im Stiche lassen, wenn später einmal die Sache aufkommt. Alle Bedenken muß ich überwinden." Hiermit begab er sich an den Schreibtisch und zog das Wechselblanquet heraus, das er gewissenhaft nach Hennefelds Angabe ausfüllte. In kurzer Zeit lag Alles bereit, nur das Accept fehlte noch. Edmund nahm ein Blatt Papier und fing an, nach einem Briefe seiner Frau die Züge ihrer Unterschrift nachzumalen. Es gelang so ziemlich. Nach ein paar Versuchen mußte er sich selbst gestehen, daß ein minder geübtes Auge schwerlich eine andere Hand herausfinden könnte. Nun vernichtete er sorgfältig das Uebungsblatt und nahm wieder den Wechsel vor. Einen Augenblick stockte er, fuhr sich mit der Rechten über die Stirn und seufzte. Aber dieser Todeskampf des Gewissens war

ein kurzer. Eine Minute später stand der Name Emilie v. Ringelstern auf der linken Seite des Papiers.

Seit diesem Momente mochte etwa eine Stunde vergangen sein, als Edmund das Haus verließ, in welchem der Agent sein Bureau aufgeschlagen hatte. Alles war gut von statten gegangen. Der Wucherer nahm den Wechsel mit freundlichem Grinsen, würdigte denselben kaum einer Prüfung und zählte dann seinem neuen Schuldner 4000 fl. in Baarem auf. Fred's Schuldschein ward vernichtet. Hennefeld versprach feierlich, den Wechsel an Niemand zu begeben, sondern denselben im Portefeuille zu behalten, und Ringelstern ging, in der Brieftasche das Geld. Ein unklares Gefühl sagte ihm zwar, er habe eben ein großes Unrecht begangen, ein Unrecht, das in der menschlichen Gesellschaft mit Freiheitsstrafe bedroht ist, aber die vielen Sophismen, die er von sich selbst und seinem Rathgeber gehört, überwältigten den Gedanken und sein leichter Sinn beglückwünschte diese Lösung, die ihn überdies für den Augenblick noch einen Rest zu beliebiger Verfügung verschaffte. Er mochte kaum hundert Schritte gegangen sein, als er hinter sich seinen Namen rufen hörte und sich wendend Fred erblickte, der ihm nachging.

„Guten Morgen, lieber Freund," sagte dieser, als er ihn erreicht hatte, „ich muß constatiren, daß ich auf den Zufall, der uns auch jetzt wieder zusammenführt, recht gut zu sprechen bin. Du kommst wohl von Hennefeld, was?"

„Allerdings," antwortete Edmund, der, obzwar er die Sache gern verschwiegen hätte, doch einsah, daß er

diesem Manne gegenüber schwer das Geheimniß bewahren könne, „allerdings, Deine Sache ist arangirt.“

„Dann auch Deine, mon cher, Du kannst Dich auf mich nach allen Dimensionen verlassen, ich werde, wie die Sache ist, darüber vollkommen reinen Mund halten.“

„Daran wirst Du wohl thun. Uebrigens wüßte ich auch gar nicht, was Du besonderes zu verschweigen hättest.“

Da der Sprecher bei diesen Worten zur Erde blickte, konnte er das triumphirende Lächeln nicht sehen, das Fred's Lippen umspielte, aber rasch wieder verschwand und einem ruhigen Ausdrucke Platz machte, mit welchem er erwiderte: „Entschuldige nur, ich wollte damit auch weiter nichts gesagt haben, weißt Du, weißt Du.“

„Unter andern würde ich Dich nun auch ersuchen, mir von den Bons so viel zurückzugeben, als die Summe beträgt, die ich für Dich übernommen habe, denn ein Geschenk an Dich soll das nicht sein.“

„Gewiß nicht. Ich werde das mit Scharf in's Reine bringen, verlass' Dich darauf — — —“

Mit lobenswerther Pünktlichkeit erschien der höchst ehrenwerthe Hondel am dritten Tage nach seinem ersten Gespräche wieder bei Ringelstern. Dieser empfing ihn mit kalter, aber nicht unhöflicher Vornehmheit und sagte zu ihm: „Sie haben mich letzthin in einer mir selbst nicht erklärlichen Erregung gesehen. Ich litt damals etwas an Kopfschmerzen und bin überhaupt jäher Natur. Mit vollster Ruhe habe ich mir die Sache überlegt und bin zur Einsicht gekommen, daß Ihr Ersuchen an mich nicht unbillig genannt werden kann. Ich bin daher bereit, Ihnen

die gewünschten 2000 fl. auszuzahlen und bitte um Rückgabe des Schuldscheines."

Der ehemalige Tanzmeister machte darauf hin ein Compliment, welches geeignet schien, seinen früheren Stand zu decouvriren, strich die Summe mit Grazie ein und brachte dann den Schuldschein hervor, der vernichtet wurde.

„Ich sehe, mein Herr," sagte er nach Abschluß dieser Prozedur, „daß Sie auf meine eben so gerechten als rücksichtsvollen Intentionen eingehen und ich versichere Sie, daß ich in dem Fortgange unserer Ausgleichung das möglichste Zartgefühl bewahren werde, was besagen will, daß ich längere Pausen werde eintreten lassen in Einforderung der Raten, wenn es anders geht."

„Das wird klug sein, denn ich will mit dem heutigen kein Praejudiz für künftige Fälle geschaffen haben. Indeß noch eins. Sie sprachen mir letzthin von einem fast vergessenen Mädchen, an welches meine Erinnerung wieder rege geworden ist. Wissen Sie, wo sich Marietta gegenwärtig befindet?"

„Ich werde alles aufbieten, um Ihnen mit möglichst wünschenswerther Genauigkeit baldigst ihren Aufenthalt bekannt zu geben, um so mehr, als dies in meinem eigenen Interesse nicht weniger gelegen ist, als in Ihrem."

„Sie wissen also ihren gegenwärtigen Aufenthalt nicht?"

„Ich bin ihr auf der Spur, ja, wenn mich nicht alles täuscht, lebt sie zur Zeit in dieser Stadt."

Ringelstern's Stirn hatte sich in bedrohliche Falten gelegt. Es war ihm klar, daß er sich von diesem Men-

schen hatte einschüchtern lassen, der nun nicht einmal den Wohnort jenes Weibes wußte, das ihm als Pressionsmittel gedient hatte. Sein Blut fing an zu kochen, er verspürte abermals ein heftiges Verlangen, seinen Feind, der ihm in der Maske kriechender Freundlichkeit noch zehnmal widerwärtiger war, als in seiner natürlichen Unverschämtheit, an der Gurgel zu packen; doch bezwang er sich und sprach, sich abwendend: „Ich wünschte das Mädchen zu sehen und zu sprechen. Und somit Adieu!“

Der also Verabschiedete empfahl sich unter einer neuerlichen Reminiscenz an seine tanzmeisterliche Vergangenheit und ging. Bendorf's Versprechen war gelöst, Hondel hatte von Ringelstern das Capital zur Errichtung einer Fechtschule erhalten, freilich in anderer Weise, als dieses Muster der Mäßigkeit sich dies gedacht hatte.

Drittes Kapitel.

Der Leser erfährt weiteres von der erlauchten Familie der Meinwerth.

Vor dem Kamine im Salon der Gräfin Meinwerth saß Risa, die Füße an das Gitter gestemmt. Draußen war nebliger frostiger November und das Feuer that noth bei solch üblem Uebergangswetter vom Herbste zum Winter. Es war Nachmittag, aber das Zimmer war trotzdem halbdunkel, wie es an einem so unfreundlichen Tage nicht gut anders zu erwarten stand. Die Situation, in der sich die junge Gräfin befand, lud gewissermaßen zu träumerischen Excursen nach vorwärts und rückwärts ein. Allein im großen Saale des alten Palais am flackernden Kaminfeuer um die Stunde, die sich zwischen Tag und Abend einschieb., mußte sie unwillkürlich Einkehr in sich halten und Gedanken Audienz geben, die zu anderer Zeit vielleicht weniger beachtet worden wären. Aber sie schienen eben nicht allzu angenehm zu sein, denn die Füße klopften unruhig auf das Kamingitter und die Augen starrten mit beinahe leidenschaftlichem Ausdrucke in's Feuer. Risa schien überhaupt

mehr und mehr die kalte Hülle ihres Innern bei Seite zu lassen; Mutter und Bruder hatten täglich mehr Veranlassung über die wechselnden Launen und die oft unstäte Wildheit ihres Wesens sich zu verwundern; kurz das früher allgemein für stolz und unbeweglich gehaltene Mädchen schien sich nach und nach in auffallender Weise zu verwandeln. Diese Beobachtung machte die Mama ganz besonders seit der Rückkehr aus Ischl. Sie bemerkte, daß sich ihre Tochter von den Gesellschaften, in denen sie bisher verkehrt hatte, zurückzog und die Einsamkeit aufsuchte, daß ihr aber auch diese wenig Erholung zu gewähren schien, ja daß sie oft erregter wurde, je länger sie sich ihren Gedanken überließ. Dabei verrieth ihr mürrisches Benehmen und hie und da wunderliche Spuren in ihrem Gesichte, die von Thränen herrühren mochten, daß in ihrem Innern sich Kämpfe vollzogen, deren Grund und Umfang der Umgebung unaufgeklärt blieb, denn sie verweigerte hartnäckig leugnend jede Auskunft. Was aber den meisten auffiel, war ihr Hang zum träumerischen Nichtsthun, das indeß nie dem Charakter behaglicher Beschaulichkeit bot. In solcher Beschäftigung saß sie eben da. Wie der mit dem Dämmerlichte kämpfende Schein des Feuers auf diesem Gesichte flackerte, war es, als spiele sich ein wunderliches Ringen wehmüthiger Erinnerung mit heftiger Leidenschaft auf demselben ab, und die Züge wechselten in gleicher Weise den Ausdruck, bald träumerische Traurigkeit, bald verzehrende Glut darstellend.

Wie lange Risa so gesessen hatte, mochte sie selbst kaum beurtheilen; sie wurde indeß durch das Geräusch der ihr

im Rücken sich öffnenden Thüren gestört und erblickte, sich wendend, Edmund von Ringelstern, welchen der Diener herein complimentirte. Der Mann mußte eine Rolle in ihren unterbrochenen Gedanken gespielt haben, denn sie sprang auf und starrte in gleicher Weise den Ankömmling an, wie sie dies früher mit dem Kaminfeuer gethan hatte. Edmund war weniger bewegt, er nahte mit respektvoller Verbeugung und sagte verbindlich: „Entschuldigen Sie mein Eindringen, Gräfin. Meine Gemahlin hat mir gesagt, daß ich sie heute hier treffen soll und ich wäre sicher gleich wieder gegangen, da ich hörte, daß sie noch nicht gekommen ist, wenn mein Wunsch, die Gräfin in der Stadt wiederzusehen, mich nicht zurückgehalten hätte."

„Warum hätten Sie das thun sollen", erwiderte das Mädchen, indeß ihre Stimme leise vibrirte: „Sie wußten, daß uns Ihr Besuch nur angenehm sein kann. Meine Mama ist übrigens noch nicht zu Hause und wenn sie bis zu Ihrer Rückkunft mir Gesellschaft leisten wollen, so werden Sie mich verbinden."

Edmund nahm Platz und begann, während der Diener Licht brachte, verschiedene gleichgültige Themata anzuschlagen, die aber nicht recht verfangen wollten, und wenig Anklag zu finden schienen.

Kaum hatte aber der etwas langsame Diener sein Geschäft beendet, als Risa ihren bisherigen Ton ändernd, frug: „Warum sind Sie so lange nicht gekommen? Seit dem Balle in Ischl habe ich Sie nicht mehr gesprochen."

„Gräfin, ich weiß nicht, wie ich mich Ihnen erklären soll. Es giebt Augenblicke, in denen der Verstand uns

mit dem Herzen davonläuft, in denen wir die Stimme der Leidenschaft allein hören und nach ihrem Gebote allein zu handeln vermögen. Solch' ein Augenblick war es, als ich in Ischl jene Rose an mich nahm, die ich stets als theuerstes Andenken bewahren werde, als ich —"

„Ich bitte, lassen Sie das, sprechen Sie davon nicht mehr."

„Nein, im Gegentheile, eben davon muß ich sprechen, denn die Furcht vor Ihrem Zorne, die Furcht, Sie könnten mir noch nicht verziehen haben, war es, die mich zurückhielt, wenn ich, was so oft geschah, mich sehnte, Sie wiederzusehen. Nun aber ist meine Furcht zerstreut, ich sehe, Sie zürnen mir nicht, Sie gedenken jener Nacht ohne Groll. O nehmen Sie meinen innigsten Dank dafür, denn dies allein genügt mir, zu erkennen, daß sie mich nicht ob meiner Meinung verdammen."

„Herr von Ringelstern, ich bitte Sie dringend, das Gespräch nicht in solcher Weise fortzusetzen."

„O, seien Sie nicht so grausam. Der glücklichste Zufall macht es mir möglich, Sie auf ein paar Minuten allein zu sprechen, verwehren Sie mir nicht, diese kurze Zeit auszunützen zu dem, was ich Ihnen sagen muß. Ja, theuerste Gräfin, was damals im Rausche der Gefühle meine Seele verrieth, es ist Wahrheit, reine volle Wahrheit. Kein flüchtiges Aufflackern leidenschaftlicher Erregung, keine Täuschung des Augenblickes, nein, ein ernstes, unauslöschliches Gefühl, wurzelnd im tiefsten Grunde meines Herzens. Hören Sie mich an, wenden Sie sich nicht ab, hören Sie mich, denn was sich damals

meinen Lippen entrang, halb unbewußt, ich wiederhole es Ihnen heute mit vollem Herzen. Ich liebe Sie, Risa. — Sehen Sie mich nicht so kalt an, o ich weiß, daß auch Sie fühlen können, warm und innig. Ich weiß es, seit ich das Geheimniß Ihres Herzens kenne, ich weiß es, seit ich Sie damals, wenn auch nur einen Augenblick an meiner Brust hielt. —

„Ich darf Ihre Reden nicht weiter hören, lassen Sie mich —"

„O nein, nein, nur allzurasch wird der günstige Moment vorüber sein. Sie müssen mich zu Ende hören Mein gequältes mattgehetztes Herz schlägt wieder kühn und stolz in Ihrer Nähe, im Gefühle meiner Liebe zu Ihnen, Risa, bin ich glücklich und schwärmerisch, wie einst. O lassen Sie mich hoffen, daß auch Sie mir dies Glück gönnen, daß Sie heute Mitleid mit dem Manne haben, der Ihnen sein Herz öffnet, daß Sie mich nicht von sich stoßen wollen, zurück in's Elend dieser Welt."

Die Gräfin saß vornübergebeugt im Fauteuil. Ihre Augen heftete sie an den Boden, ihre Hände zuckten in ihrem Schoße. „Und das, das Alles höre ich an, das alles höre ich mit an," murmelte sie dumpf vor sich hin.

„Ja, rief Edmund, in steigender Gluth, Sie müssen mich anhören, denn ich, die wahlverwandte Seele, wie Sie mich selbst nannten, spricht so zu Ihnen. Wir sind zu gegenseitiger Neigung gestimmt, unsere Geschicke, unsere Leiden sind die gleichen gewesen, auch unsere Freuden wollen wir nun theilen. O, schon der Gedanke ist reinste Seligkeit. Jedes Ihrer Worte bleibt meinem Herzen ein-

gegraben, als beglückendes Geheimniß; vor meinem Auge eröffnet sich eine neue, ungeahnte Welt der Liebe und des Entzückens. Nur mehr für uns und in uns lebend wollen wir der vergangenen Qualen spotten, und mit durstigen Zügen den Kelch des Glückes leeren bis auf den Boden."

Eduard's glühende Worte fielen auf reichen Brennstoff im Herzen der romantischen Dame. Der erfahrene Mann erkannte dies recht gut. War es ihm gelungen sich ihr interessant zu machen, da er sich als unglücklich darstellte, hatte er ihr Vertrauen zu erwerben gewußt, indem er ihr eine erlogene Geschichte erzählte, die mit ihrer eigenen Vergangenheit zusammenstimmte, so gelang es ihm jetzt, ihre erhitzte Phantasie, ihre wachgerufene Leidenschaft immer mehr anzufachen, indem er selbst die Gluth heuchelte, deren Opfer sie werden sollte. So zog sich das Netz über dem Kopfe der Gräfin immer enger zusammen.

Das Tête-à-tête ward übrigens nach kurzer Zeit gestört. Fast gleichzeitig trat Helene mit Emilie und Anna ein. Die Damen Ringelstern hatten den Wagen der Gräfin getroffen, als diese eben zu Hause anlangte und waren so unmittelbar nach ihr angekommen.

„Ich bedauere lebhaft, daß Heinrich nicht zu Hause ist," sagte die Dame des Hauses, als alle im Salon Platz genommen hatten, ich weiß wirklich nicht, wo er bleibt. Gewiß wird er recht betrübt sein, wenn er erfährt, welchen Besuch er versäumt hat."

Emilie hatte trotz des Gespräches in Ischl ihre ursprüngliche Absicht mit Anna nicht aufgegeben. Sie hielt

die Abneigung ihrer Tochter für eine Laune, die vielleicht zum Theile der Eifersucht entstammte, zum Theile auf gekränkten Stolz zurückzuführen war. Demgemäß ging ihr Plan dahin, vor allem die frühere Position der Familie Meinwerth gegenüber nicht aufzugeben, und durch immer regeren Verkehr mit derselben den Sinn des Mädchens schließlich doch an diese seit Monaten erstrebte Heirath zu gewöhnen. Die gute Weltdame kannte Anna's Charakter schlecht, indem sie ihn nach gleich seichten Wesen ihrer Bekanntschaft beurtheilte. Ihr Feldzugsplan gelang indeß auch nur zum Theile, denn sie mußte bemerken, daß Heinrich anfing, in seinen Besuchen seltener, und lauer in seinen Bewerbungen zu werden, was sie freilich wieder auf das Benehmen des Mädchens zurückführte.

Die heutige Visite verlief, wie so viele andere. Nur daß Emilie einen leisen Vorwurf gegen den Dragoneroffizier einfließen ließ, was Helene unter Seufzen über die moderne Jugend hinnahm.

„Dieser Tage bemerkte die fromme Gräfin im Laufe des Gespräches, habe ich Frau Weiß von Weinberg auf der Promenade bemerkt, mein Sohn sagte mir, daß sie beschlossen habe, den kommenden Winter hier zu verleben.“

„Das wird dem Herrn Grafen gewiß sehr angenehm sein,“ warf Anna hin.

„Es hat sich herausgestellt, fuhr die Hausfrau arglos fort, daß ich mit dieser Dame seit unserer beiderseitigen Jugend flüchtig bekannt bin. Mein Gott, wer erinnert sich in so langer Zeit an alle, mit denen man einst ver-

kehrt hat. Auch kenne ich einen entfernten Verwandten von ihr, einen hohen Geistlichen, seit Jahren."

„Nun demnach sind ja schon jetzt mehrfache Beziehungen zwischen beiden Familien vorhanden," sagte Anna, worauf die Mutter sie mit einem scharfen Blicke strafte.

Von dem bemerkte aber die alte Gräfin nichts, vielmehr erzählte sie weiter: „Die Arme hat auch des Lebens Wechselfälle kennen gelernt, ihr Gemahl ist in der Schlacht verwundet worden und starb nach langem Siechthum, und nun ist sie seit Jahren mit Hermine, ihrer einzigen Tochter allein. Ich habe das alles aus dem Munde meines Sohnes und werde wohl nicht umhin können, die alte Jugendbekanntschaft aufzufrischen und die Damen demnächst zu besuchen."

So unangenehm der Frau von Ringelstern die oftmalige Ewähnung jener Familie war, da sie glaubte, daß Anna ihre Eifersucht auf sie geworfen hatte, erfüllte sie doch andererseits die Beobachtung mit Befriedigung, daß Gräfin Helene mit großer Unbefangenheit von ihr sprach. Trotzdem fand sie aus dem früher genannten Grunde für gut, das Gespräch auf andere Gegenstände zu bringen, was ihr auch gelang. Nach kurzer Zeit fuhren die besuchenden Damen ab, und ließen Mutter und Tochter allein. — Die letztere hatte während des ganzen Gespräches beinahe ein unmuthiges Schweigen bewahrt, sie war nicht gelaunt, gleichgiltige Stoffe durchzusprechen und wollte doch nicht ihr Inneres enthüllen. Auch jetzt saß sie von ihrer Mutter abgewandt da und schien mit vielem Eifer das Muster der Tapete zu studiren, wobei allerdings der rasche Wechsel

ihrer Farbe verrieth, daß sie sich keineswegs diesem beschaulichen Geschäfte allein widmete. Helene hatte sie längere Zeit betrachtet, endlich brach sie das Stillschweigen mit den Worten: Risa, mein Kind, was ist Dir?

„Nichts. Wie kommst Du zu einer solchen Frage?“

„Ich beobachte Dich seit mehreren Wochen, seit unserer Rückkehr aus dem Bade. Du bist bedeutend verändert. Deine mürrische Laune, dein Grübeln, dein Hang zur Einsamkeit mißfallen mir immer mehr, und machen mich, da ich keinen Grund für alles das weiß, ernstlich besorgt. Ueberlaß Dich nicht den Eingebungen Deines vielleicht verbitterten Gemüthes, vertrau' Dich mir an —“

„Ich bitte Dich, Mama, laß mich, ich habe mich Dir einmal anvertraut. — —“

„Warum ziehst Du immer Vergangenes herbei und wirfst mir verdeckte Anschuldigungen entgegen? Dein Herz ist leidend, Kind, komm, sage mir aufrichtig, was Dir fehlt. Ich will sehen, Dich zu erheitern, Deinen Groll zu zerstören. Du bist zu leidenschaftlich, beherzige, was die heilige Schrift sagt, wir sollen sanft sein, wie die Tauben.“

„Und klug, wie die Schlangen, ich weiß, rief das Mädchen heftig, ich will aber weder Tröstung aus den Büchern, noch solche Lehren, denn ich weiß, was Taubensanftmuth nnd Schlangenklugheit vermögen.“

Mit diesen Worten räumte die junge Gräfin das Zimmer und überließ das Terrain ihrer Mutter, die ihren Gedanken über diesen Auftritt und seine möglichen Ursachen nun ungestört nachhängen konnte. Allein in kurzer Zeit änderte sie das Thema ihres Nachdenkens und

wandte dasselbe ihrem Sohne zu. Sie konnte sich nun der Bemerkung ebensowenig als Frau von Ringelstern entschlagen, daß das Verhältniß zwischen beiden jungen Leuten nur wenige, wenn nicht gar keine Fortschritte machte und sie fing zu fürchten an, daß der Leichtsinn und die Unbeständigkeit des galanten Herrn ihren Plan durchkreuzen könnte. Deshalb beschloß sie, ehemöglichst diesen Punkt mit ihm durchzusprechen und Heinrich war nicht wenig erstaunt, als er, diesmal zufälligerweise gleich nach Schluß der Oper nach Hause kommend, im Zimmer seiner Mutter noch Licht erblickte. Kaum war er in seinem Apartement angelangt, als Helene bei ihm eintrat und ihm ankündigte, daß sie über einen wichtigen Gegenstand mit ihm sprechen wolle. Er wußte schon in vornherein mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit den Stoff dieser Unterredung zu bezeichnen, und wunderte sich daher auch gar nicht, als die Gräfin wirklich von dem Besuche der Damen Ringelstern zu erzählen begann und daran Erwägungen, die das Mädchen betrafen, knüpfte. Heinrich erwiderte anfangs mit einem gewissen Unmuthe, ja, als er schließlich gefragt wurde, welches Resultat seine bisherigen Bemühungen gehabt hätten, entgegnete er beinahe mürrisch, er wisse davon so viel als nichts zu sagen.

„Ich bin doch ziemlich versirt in solchen Sachen, Mama," sagte er, „aber ich muß nach alle dem glauben, daß Anna einer Verbindung mit mir gänzlich abgeneigt ist, denn sie hat seit dem Sommer mir gegenüber ein so eigenthümliches Benehmen eingeschlagen, daß ich beinahe entmuthigt bin."

„Du entmuthigt, mein Sohn? Dafür wüßte ich wirklich keinen Grund. Es mag sein, daß das Mädchen kälter gegen Dich geworden ist, aber denke ja nicht, daß Du nicht mit offenen Armen aufgenommen werden würdest."

Nun begann die zärtliche Mutter von dem einstmaligen Ballgespräche mit Frau Emilie zu berichten, sie stellte ihrem Sohne als sicherlich einzigen Grund der anscheinenden Gleichgiltigkeit Anna's den dar, daß sie seine Bemühungen nicht für ernstliche halte, sondern annehme, er wolle in ähnlicher Weise mit ihr tändeln, wie er dies leider schon mit andern gethan haben solle. Hierauf ging sie abermals auf die nicht wegzuleugnenden Vortheile dieser Partie über und kam schließlich zum Resultate, der Offizier müßte nun einmal Ernst machen und Anna um ihre Hand bitten.

„Aber bedenkst Du auch dabei, daß ich, wenn ich mir einen Korb hole, dann für immer auf sie verzichten muß?" bemerkte fragend der junge Cavalier.

„Daran mußt Du gar nicht denken. Anna ist viel zu gescheidt, um Dich auszuschlagen."

„Aber mir wäre lieber, ihr Herz spräche für mich, als ihr Verstand."

Helene führte noch mehrere Argumente in's Treffen, versicherte mit einer Veron, als wäre sie selbst das Mädchen, um die es sich handelte, daß er auch der Liebe Anna's gewiß sein könne, und bat ihn baldigst bei passender Gelegenheit mit ihr zu sprechen, denn das war ihr klar, daß Anna's eigener Wille hier nicht zu umgehen war. Heinrich besann sich noch immer, als aber endlich die Mutter

mit moralischen Gründen kam, als sie anfing, ihm vorzuhalten, wie verwerflich es vom sittlichen Standpunkt sei, von einem Herzen zum andern zu schwärmen, ohne Ernst zu machen, und ihm als wahrscheinliches Ende vor Augen stellte, daß er schließlich eine unpassende Wahl treffen werde, da gab er nach, und versprach, in kurzer Frist oder vielmehr, wann es sich schicklich ergeben werde, nach ihrem Willen zu handeln.

Während Mutter und Sohn in solchen Unterredungen sich ergingen, wälzte sich Risa unruhig auf ihrem Bette. Die stürmischen Gedanken, die in ihr tobten, verhinderten die Einkehr der Ruhe in ihr Herz und spiegelten ihrer erhitzten Phantasie Bilder vor, die sie mit geschlossenem Auge zu sehen vermeinte. Ein wohlbekanntes Antlitz mit vergrämten Zuge beugte sich über sie herab und sah sie wehmüthig an, ihr war weh, aber doch auch wohl zu Muthe. Wie Mondeslicht glänzten die Augen im milden Scheine und schienen ihr Ruhe bringen zu wollen. Aber sieh, zur andern Seite tauchte ein anderes Bild empor mit lebensvollem, glutreichem Ausdrucke, die feurigen Augen funkelten ihr in's Herz, als wollten sie dort den Zündstoff suchen, den sie in Brand zu setzen gewillt. Und es war, als begänne ein Kampf zwischen beiden Erscheinungen, ein unerbittlicher Kampf, geführt mit überirrdischen Waffen. Es war, als höbe ein Strauß an, dessen Entscheidung die Herrschaft über ihr Herz gewähren sollte. Das erste Phantom erglänzte in blaulichem duftigen Lichte, klare Mondesstrahlen gingen von seinen Augen aus in feindlicher Richtung gegen den Widersacher, ihn zu verscheuchen

durch den schimmernden Glanz. Aber mächtigere Waffen führte der Gegner. Aus seinen Augen brachen sengende Flammen, roth erglüten die Züge und knisternd hob sich sein Haar. Da erlag der Mondscheinstreiter. Schwächer und schwächer wird sein Schimmer bis er gänzlich verschwand mit einem Hauche der Klage, der tief einschnitt in die Seele der Träumerin. Und in siegreicher Freude beugte sich nun das flammenumflossene Antlitz über sie, die Niederlage des Gegners hatte ihm Recht gegeben auf ihren Gewinn. Aber wie es sich herabbog auf ihr Gesicht und ihren Mund mit seinen Lippen berührte, da war das glühende Haupt kalt, gespenstisch kalt wie Eis, und der gräuliche Frost floß ihr lähmend vom Munde aus in's Herz, daß es sie faßte wie mit eisernen Krallen. Aufschreiend fuhr sie empor, die Phantome waren in ihr Haupt zurückgekrochen, dem sie entstammt, aber noch wirkte ihr Bild nachzitternd in ihren aufgeregten Sinnen, und sie barg die fiebernden Schläfe im Kissen.

Viertes Kapitel.

Das Geheimniß der „ollen Schraube“.

„Kommst Du einmal nach Hause, Du leichtsinniges Ding? Ich glaubte schon, Du würdest den ganzen Tag auf der Gasse herumstreifen und hier die Arbeit im Stiche lassen.“ Mit diesen Worten empfing Frau Ursula Wiesner ihre Tochter Julie, als diese von einem etwas zu sehr ausgedehnten Geschäftsgange heimkehrend, das Arbeitszimmer betrat. Die Frau war klein und mager, ihr Gesicht ruhte auf einem ungebührlich langen Halse, den sie in staunenerregender Weise nach allen Seiten hin zu drehen vermochte. Diese Eigenschaft, verbunden mit der metallischen Härte ihrer Stimme machten den Zärtelnamen begreiflich, den Fred dieser vortrefflichen Dame zu geben pflegte, denn sie erhielt dadurch thatsächlich gewisse entfernte Aehnlichkeiten mit einer rostigen alten Schraube. Im übrigen war Frau Wiesner eine äußerst arbeitsame Frau. Wenn sie nicht am Nähtische saß und die Nadel arbeiten ließ, mußte die Zunge den Dienst versehen und da sie außerdem auch dem Prinzipe der Arbeitsvereinigung huldigte, kam es

auch vor, daß sie beide Thätigkeiten vereinigte, und so beide Instrumente, bei welchen es übrigens schwer gewesen wäre zu sagen, welches das spitzigere sei, zugleich in Athem hielt. Eine solche Verbindung beider Beschäftigungen nahm sie jetzt vor, indem sie frisch mit der Nadel darauf los stochernd, fortfuhr, das hochaufgeschossene Mädchen keifend zur Rede zu stellen: „Wo hast Du wieder gesteckt? Gewiß bist Du in der Stadt herumgelaufen und hast dem Militär nachgeguckt, oder Du hast mit irgend einem Mädel geplaudert, und darüber Zeit und Arbeit vergessen. Glaubst Du wohl, ich soll Alles allein richten oder die Nähmaschine wird allein arbeiten? Guter Gott, wie ist eine arme Mutter gestraft mit so einem leichtsinnigen Kind, wie Du! Weihnachten steht vor der Thür, wir haben noch eine Menge Bestellungen auszuführen, müssen für unser Lager sorgen und Du läufst den ganzen Tag draußen herum.“

Der letzte Vorwurf war entschieden nichts als eine Hyperbel, denn der Tag war kaum noch halb, noch nicht einmal die Mittagsstunde war gekommen; deshalb verwahrte sich das ausgescholtene Mädchen auch gegen solche Insinuationen, indem sie zu ihrer Nähmaschine gehend, erwiderte: „Ich weiß gar nicht, was Du wieder zu brummen hast. Ich habe doch Gänge genug gehabt und kann nicht in einer Viertelstunde Alles besorgt haben. Auch thut es mir gut, hie und da ein bischen Luft zu schöpfen, denn bei dem ewigen Arbeiten muß man ja ganz krank und siech werden, besonders in einer so dumpfigen Stube, wie die unsere.“

„So, also auch unsere Stube ist Dir nicht recht? Nicht wahr, Du möchtest wohl in einem Salon wohnen mit schönen Möbeln und reicher Einrichtung und möchtest Dir wohl geschehen lassen. Ja, ja, solche Wünsche hätte bald eine, aber damit ist nichts. Wenn Du ein ehrliches Mädchen bleiben willst, mußt Du Dich damit bescheiden, was Dir Deiner Hände Arbeit erwirbt und das wird wohl nie besonders viel sein, wenn Du so fortmachst, wie bisher."

Wer das Mädchen so flink an der Maschine arbeiten sah, der konnte wohl die Meinung der Mutter nicht theilen, aber diese fuhr ihrem Beinamen entsprechend fort, weiter zu schrauben und wußte noch so viel über die Unbilligkeit der Forderungen zu reden, welche Julie an dieses Leben mache, wobei sie so viel Reminiszenzen aus ihrer eigenen, thatenreichen Vergangenheit und so mancherlei Ausfälle auf andere Nebenmenschen einflocht, daß die Tochter mit erhöhter Aufmerksamkeit und verdoppeltem Fleiße arbeitete, nur um dadurch die Wucht der Lehren zu übertäuben, mit welchen Frau Ursula auf sie hereinbrach.

Diese Scene mochte fast eine Viertelstunde gedauert haben, als sie ihr Ende durch ein Pochen an die Thüre des Gemaches fand. Herein trat ein Mann mit schwarzem Vollbarte und unangenehmen Gesichtsausdrucke. Obzwar derselbe gut, ja beinahe fein gekleidet war, so konnte es dem gewiegten Beobachter nicht entgehen, daß er durchaus keiner feinern Classe angehörte. Die olle Schraube indessen war entweder nicht gewiegt genug in der Beurtheilung neuer Bekanntschaften, oder nicht eben wählerisch in ihrem

Umgange, kurz sie behandelteden Fremden mit möglichster Zuvorkommenheit, besonders da sie sich von ihm einer größeren Bestellung oder eines namhaften Einkaufes versah. Die Einleitung zu ihrer Bekanntschaft war daher, daß sie ihm mit ihrem freundlichsten Lächeln, das freilich herb genug ausfiel, einen wackeligen Sessel bot.

Hondel schlug dieses freundliche Anerbieten aus, denn er hatte nicht die Absicht länger als sein Gespräch beanspruchen würde, die Zeit der Dame in Anspruch zu nehmen. Er war ein Mann, der nur soviel Einleitungen und Umschweife machte, als gerade unumgänglich nothwendig waren und es liebte, so weit möglich, medias in res zu treten. Deshalb eröffnete er die Unterhaltung mit den Worten: „Ich bin nicht gekommen, bei Ihnen etwas zu bestellen oder zu kaufen, ich wollte Sie vielmehr blos um eine Auskunft bitten, die Sie mir gewiß werden ertheilen können.“

Frau Wiesner, die sich dergestalt in ihren schönsten Hoffnungen getäuscht sah, verbannte augenblicklich das Lächeln von ihren Zügen und nahm den barschen Ton wieder an der ihre Gespräche zu charakterisiren pflegte: „Der Herr wird sich geirrt haben,“ sagte sie, „Auskünfte ertheilt der Hausmeister und der wohnt im Hofe.“ —

Allein der ehemalige Tanzmeister Bussier war ein Menschenkenner und ließ sich in Folge dessen so leicht nicht abweisen. Er legte ein Silberstück auf den Tisch und sprach freundlich: „Es gibt keine schwatzhafteren Personen, als die Hausmeister, ich habe gute Gründe mich an vertrauenswürdigere Personen zu wenden. Von Ihnen,

Frau Wiesner, ist allgemein bekannt, daß Sie ebenso gefällig als schweigsam sind, daher habe ich mir erlaubt, gerade Sie zu fragen. Es handelt sich übrigens um eine Kleinigkeit.“

Die „olle Schraube“ hatte den Klang des Metalles auf dem Tische wohl vernommen, obzwar sie über ihre Arbeit gebeugt die Handbewegungen des neugierigen Herrn nicht gesehen hatte. Diese Wahrnehmung entschied über ihr ferneres Verhalten und sie sagte: „Wenn das so ist, bin ich jeder Zeit bereit, dem Herrn zu dienen. Gehe hinaus Julie,“ fügte sie bei, da Hondel nach dem Mädchen deutete.

Als beide allein waren, wurde der fremde Herr vertraulich. Er zog nun freiwillig einen Sessel neben den Arbeitstisch und ließ sich folgendermaßen vernehmen: „Was ich Sie zu fragen hätte, wäre das: wohnt hier im Hause ein Mädchen oder eine Frau von ziemlicher Körperfülle, so zwischen zwanzig und dreißig, mit dunklen Haaren, von ansehnlicher Größe, gut gekleidet?“

„Alles das paßt auf Fräulein Mimi.“

„Mimi? Sie wird wohl Marie heißen, nicht wahr?“

„Wahrscheinlich; nun, wenn Sie die meinen. Die wohnt allerdings hier im ersten Stocke.“

„Ist sie allein?“

„Nein, mein Herr, sie wohnt mit einem Herr Doktor da.“

„Das heißt, sie ist seine Geliebte, nicht wahr?“

„Wenn ich's recht beurtheile, so leben sie wie Mann und Frau, und ich glaube, er wenigstens hat sie sehr lieb.“

Diese letztere Bemerkung schien nicht besonders in

den Kram des Fragers zu passen, denn er erwiderte verdrießlich: „Ach, was sehr lieb! Solche Weiber wird man immer gerne los, wenn man sie eine Zeit lang am Halse hat. Ich kenne das, und Ihr Doktor wird nicht gerade eine Ausnahme machen."

„Mag sein, mag sein. Ich habe mich um weiteres nie gekümmert. Ich weiß nur, daß sie jetzt vielleicht ein und ein halbes Jahr hier wohnen und daß er sehr zärtlich mit dem Fräulein ist, wenigstens wenn sie nicht allein sind."

Hondel kratzte sich am Kopfe und murrte dann etwas in den schwarzen Bart. Nachdem er noch in Erfahrung gebracht, daß er beide wahrscheinlich schwer zu Hause finden werde, daß aber das Mädchen des Abends meistens zu treffen sei, ging er, worauf die Händlerin das Silberstück, das ihr Besuch zurückgelassen hatte, einsäckelte. Frau Wiesner nahm ihre Arbeit mit vielem Eifer wieder vor. Trotzdem aber konnte sie sich nicht entbrechen, über die Begegnung mit ihrer Tochter zu reden, als diese wieder hereinkam.

„Ist das ein Gefrage um die saubere Dame da droben, man sollte meinen, Wunder wie schön sie wäre, und ich kann doch nichts an ihr finden. Nun, mich geht die Sache weiter nichts an, aber mir thut nur der arme Fred leid. Stürzt sich der in Auslagen wegen seiner Mimi, thut ihr, was er ihr an den Augen absieht, und das ist der Dank. Jetzt ist's schon der zweite. Eigentlich wäre es meine Pflicht als Nachbarin ihn aufmerksam zu machen, denn der arme Mensch läuft ja wie ein Hahnrei herum."

„Ja, das ist auch wahr, Mutter, Du bist's ihm um so mehr schuldig, als er immer freundlich und zuvorkommend gegen Dich ist.“

Dieses Argument ließ die brave Frau zwar nicht gelten, aber die Sache ging ihr doch im Kopfe herum. Längst schon war ihr aufgefallen, wie oft Scharf Fred's Freundin nach Hause begleite, sie hatte denselben Herren öfters und zwar stets zur Abendstunde, wenn der angebliche Doktor nicht zu Hause war, in's Haus gehen gesehen', er mußte längere Zeit droben bleiben, kurz alles das schien ihr jetzt nothwendig, dem freundlichen Herrn zu enthüllen, und sie beauftragte die Tochter sich mit der Nähmaschine an's Fenster zu setzen und aufzupassen, wann Edmund Fred um die Ecke komme.

In dieser Position verharrten die beiden einige Zeit. Frau Wiesner füllte dieselbe durch trübe Betrachtungen über die Schlechtigkeit der Welt aus, wobei sie es an Invektiven gegen Julie nicht fehlen ließ, wenn sie nämlich gesonnen sein sollte, das böse Beispiel ihrer Nebenmenschen nachzuahmen. Das Mädchen dagegen hatte weniger weitgehende Gedanken. Mittag war lange vorüber, der Leib verlangte nach Nahrung und Julie bestand immer dringender darauf, den Lauerposten aufzugeben und dem Körper sein Recht werden zu lassen. Aber die olle Schraube hielt fest. Sie war der Meinung, daß Gefahr im Verzuge sei, sie habe ohnehin die Geschichte mit dem Herrn im Salonrocke zu ungebührlich lange verschwiegen, das müsse sie jetzt gut machen. Die Tochter ließ sich eine Zeit lang beschwichtigen, immer dringender wurden aber

ihre Erinnerungen, endlich erklärte sie, nicht mehr warten zu wollen, als die Gestalt des Doktors von eigener Angabe sichtbar wurde, was Julie sogleich zur Kenntniß ihrer Mutter brachte.

„Geh' rasch hinaus," sagte diese eilfertig, „und bitte ihn hereinzukommen, dann kannst Du draußen bleiben."

Julie eilte zur Thüre hinaus und wenige Augenblicke darauf betrat Edmund Fred das Gemach. Er war augenscheinlich guter Laune, was sich in seinem heitern Blicke und der jovialen Ansprache zeigte. „Nun, olle Schraube," rief er, „was steht zu Diensten? Wie die Sache ist, bin ich im höchsten Grade neugierig, was Sie mir so gar Wichtiges zu sagen haben."

„Ob wichtig oder nicht, das kann ich wohl nicht beurtheilen. Vielleicht legen Sie der ganzen Sache keinen Werth bei. Es ist mir vor einer halben Stunde etwas passirt, was ich für meine Pflicht halte, Ihnen wieder zu erzählen." Hiemit begann die wohlwollende Dame ihren Bericht, schilderte genau das Aeußere ihres Besuchers, verschwieg keine seiner Fragen und schmückte die Darstellung noch mit einigen verschönernden Details eigener Erfindung aus. „Alles in allem," schloß sie, „kann ich mir nur denken, daß dieser Herr das Fräulein auf der Gasse oder sonst irgendwo gesehen und sich in sie verliebt hat, denn ihm war es ganz besonders unangenehm zu hören, wie zärtlich Sie mit ihr leben, Herr Doktor."

„Ich weiß mir's nicht zu deuten," sagte Fred nachdenklich. „Nach allem zu schließen, kenne ich den Mann gar nicht und erinnere mich auch nicht, ihn jemals gesehen

zu haben. Jedenfalls bin ich Ihnen nach allen Dimensionen dankbar, liebe Frau Wiesner, ich werde auf der Hut sein. Indessen, ma chère, vertraue ich Mimi vielzusehr, als daß ich für ihre Treue, wie die Sache ist, besorgt sein sollte."

„Nun, nun, Sie werden das wohl besser wissen, ich kenne ja das Fräulein kaum. So werde ich wohl auch Unrecht haben mit meinen Gedanken und Beobachtungen."

„Was für Gedanken? was für Beobachtungen?"

„Ich meinte nur wegen des Herrn, der sie oft nach Hause begleitet; wegen des Herrn, der öfters am Abend kommt, wenn der Herr Doktor nicht zu Hause sind."

„Was für ein Herr? Was wissen Sie von Leuten, die meine Mimi besuchen, wenn ich nicht zu Hause bin?"

„Werden Sie doch nicht gar so heftig! Den Mann kennen Sie ja, ich habe Sie selbst schon mit ihm sprechen gesehen."

„Ich versichere, daß ich von nichts weiß; ich weiß nicht, wen Sie meinen, nicht, wen Sie gesehen haben. Ich bitte Sie, sagen Sie mir, wie die Sache ist, wer das sein soll; wie sieht er aus? wie heißt er?"

„Wie er heißt, weiß ich nicht. Er ist groß und sehr schlank, hat blondes Haar und trägt sich ganz vornehm. So weit ich mich erinnere, habe ich ihn beinahe immer in einem schwarzen Salonrocke gesehen, mit einem Ordensband im Knopfloche."

„Was der Satan, Weib, was soll das Alles? Heißt er Gottfried Scharf?"

„Gottfried? Ja, ja, so hat ihn das Fräulein ge-

nannt, wenn sie Abschied nahmen unter der Hausthüre. Ich hab's mehr als einmal gehört."

„Erlogen, alles erlogen!" schrie Fred, indem er aufsprang und in drohender Haltung vor die Näherin hintrat, „wo Sie das immer her haben mögen, alte Klatschbase, das ist unwahr, das ist eine Lüge!" Wild schwang er die Faust.

Frau Wiesner war nicht die Frau, die sich durch solche Ausbrüche der Erregung hätte erschrecken lassen. Der Zorn des angeblichen Doktors zeigte ihr vielmehr mit wünschenswerther Deutlichkeit, daß ihre Vermuthung begründet gewesen. Sie nahm daher den Ton bitterer Kränkung an und sagte: „Das hätt' ich mir denken können! Mußt' ich alte Frau das Sprichwort vergessen: ‚Was dich nicht brennt, das lösche nicht'. Das habe ich nun zum Danke." — Der Undankbare war indessen in einen Stuhl gesunken. Er brauchte mehrere Minuten, bis er seine arg erschütterte Fassung wieder erlangt hatte, denn die Liebe zu Mimi war die Stelle, wo der Mann sterblich war. Endlich hatte er den innern Sturm wenigstens dem Anscheine nach zum Schweigen gebracht. „Entschuldigen Sie nur, Frau Wiesner," sagte er mit dumpfer Stimme, „aber ich muß constatiren, daß eine solche Niederträchtigkeit noch nicht vorgekommen ist. Vergessen Sie meine unbedachten Worte, der Zorn hat aus mir gesprochen. Ich bin Ihnen sehr zu Dank verpflichtet, ma chère. Seien Sie nun so gut und sagen Sie mir Alles. Ich will ruhig sein. Das verspreche ich Ihnen."

Es war gut, daß die „olle Schraube" diesem Ver-

sprechen Glauben schenkte, denn Fred war im Laufe der folgenden Auseinandersetzungen mehrmals nahe daran, es zu brechen. Dies war ihm aber auch nicht zu verdenken, denn seine Freundin ließ nun ihrer Neigung, erlauschte Ereignisse wiederzugeben, freien Lauf. Sie erzählte mit epischer Breite, wie oft sie Scharf in Begleitung des Mädchens gesehen, wie zärtlich die Abschiede unterm Hausthor gewesen, wie oft der Mann im Salonrocke des Abends gekommen, wenn Fred nicht daheim war, wie lange er oben geblieben und wie er sich oft erst in später Stunde davongeschlichen habe. Der Hintergangene hörte dies stöhnend an, jedes Wort war eine Wunde, die der beredte Mund der Erzählerin ihm schlug. Noch als sie geendet hatte, saß er lauschend da, als erwarte er irgend einen effectvollen Schluß der Geschichte. Nachdem eine kleine Pause vorbeigegangen, sagte er endlich: „Und das Alles schon seit Monaten! Warum haben Sie mir nicht früher Alles gesagt? Warum erst jetzt, wo es zu spät ist?“

„Mein Gott, Herr Doktor, ich bekümmere mich um die Angelegenheiten Anderer wenig, hab' selbst genug mit eigenen Sorgen zu kämpfen. Auch war ich auf nichts Böses gefaßt. Der Herr war ja bekannt mit Ihnen, und ich bin nicht gewohnt, von meinem Mitmenschen ohne Grund Schlechtes zu glauben. Wenn nicht heute der Herr mit dem schwarzen Vollbarte um das Fräulein gefragt hätte, wär's auch heute nicht über meine Lippen gekommen. Jetzt freilich bin ich froh, daß ich's gesagt habe.“

Fred brütete vor sich hin. „Um 6 Uhr Abends, sagen Sie, kommt er gewöhnlich?“

„Ja, manchmal früher, manchmal später.“

„Und ist es schon lange her seit dem letzten Besuche?“

„Warten Sie einmal, Herr Doktor. So zwei, drei Tage, denke ich.“

„Dann wär's ja möglich, daß er heute wieder kommt?“

Frau Wiesner wußte gegen die Annahme dieser Möglichkeit nichts Stichhaltiges einzuwenden. Fred fuhr daher fort: „Jetzt zeigen Sie, ma chère, ob Sie mir wirklich das Wohlwollen entgegenbringen, von dem Sie reden. Heute nach 6 Uhr werde ich wieder bei Ihnen vorsprechen; passen Sie gut auf und benachrichtigen Sie mich dann, ob er gekommen ist, oder nicht. Wollen Sie das?“ Die „olle Schraube“ bejahte willig. — —

Edmund Fred brachte einen unruhigen Tag zu. Aus der Wohnung der Frau Wiesner begab er sich rasch auf die Gasse, denn er wollte sich vor Mimi nicht sehen lassen, bevor er Gewißheit erlangt hatte. Es war keine Seltenheit, daß er Mittags ausblieb, deshalb dachte er damit keinen Argwohn zu erregen. In großer Aufregung lief er nach eingenommenem Mahle herum. Hie und da betrat er ein Caféhaus, aber er hatte zu wenig Ruhe in sich, um längere Zeit an einem Orte auszuharren. Obzwar es jene Zeit im Jahre war, in der das Tageslicht uns nur kurze Zeit erfreut, war es ihm doch heute, als wolle der ersehnte und doch wieder gefürchtete Abend nicht herannahen. So oft er in unruhiger Laune die Uhr zu Rathe zog, waren doch eben erst wenige Minuten seit der letzten Besichtigung des trägen Zeigers vergangen. Schließlich ward er müde. Er ließ sich auf einer Bank

in den Stadtanlagen, die um diese Zeit ziemlich verödet waren, nieder und bemühte sich, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Er gedachte Ringelstern's, wie er nun wirklich in seine Mitwissenschaft gegeben und wie er diese Position auszunützen beabsichtige, aber rasch sprang sein Geist von dieser Gedankenreihe ab und wandte sich dem wieder zu, was ihm seine alte Freundin vertraut hatte. Spärlich war die Zahl der Vorübergehenden. Fred heftete auf jede Person seinen Blick, und bemühte sich, ein Bild auszumalen, wohin dieselbe ihre Schritte lenke, aber immer wieder fiel ihm ein, wohin er in kurzer Zeit seine Schritte werde lenken müssen. Endlich verfiel er auf mechanischere Geistesthätigkeit. Er zählte die Fenster der gegenüberliegenden Häuser und multiplizirte sie mit der Anzahl der Scheiben, er unternahm es, die ihm sichtbaren Bäume zu zählen, um mit Hülfe einer allerdings sehr ungenauen Wahrscheinlichkeitsrechnung daraus die Gesammtsumme aller in den Anlagen befindlichen Bäume zu ergründen; allein alle diese Anstrengungen blieben erfolglos, stets drängte sich der alte Gedanke ihm wieder auf mit unabweisbarer Kraft. — Endlich waren die Schatten des Abends hereingefallen, die Laternen wurden angezündet, die Glocken der Thurmuhr verkündeten die fünfte, endlich auch die sechste Stunde. Ihm war's, als berufe ihn dieser Glockenschlag vor ein furchtbares Tribunal, vor dem entschieden werden sollte, ob seine Liebe betrogen worden sei oder nicht. Er erhob sich und ging eiligen Schrittes seiner Behausung zu. Nach und nach aber wurde sein Gang langsamer, je näher er dem Hause kam, desto mehr

zögerte sein Fuß, und als er endlich die verhängnißvolle Brücke hinter sich hatte, da schlich er nur mehr, wie ein kranker Bettler daher, bis er vor der Hausthüre ganz stehen blieb, ohne einen Blick nach den Fenstern seiner Wohnung zu wagen. So mochte er wohl ein paar Minuten unschlüssig gestanden haben, als aus dem Fenster an seiner Seite ihm eine Stimme zurief. Emporschreckend erkannte er die alte Wiesner, die ihm winkte, hineinzukommen. Schwankenden Fußes folgte er.

„Seit einer Viertelstunde ist er oben," flüsterte die Freundin, „der Herr ist pünktlicher, als Sie; aber machen Sie nur keinen Lärm auf der Treppe, damit die Beiden nicht aufmerksam gemacht werden. Und somit Glück auf den Weg."

Dieser Segensspruch war kein übel angebrachter, denn Fred hatte wenig Veranlassung, nach alle dem sich Glück von diesem Wege zu versprechen. Er tastete so geräuschlos als möglich die finstere Stiege empor, ja, er hielt den Athem an, um sich nicht zu verrathen. An der Thüre seiner Wohnung schlich er vorbei und bog nach dem offenen Gange hin, von dem aus ein Fenster nach seinem Zimmer führte. Bald hatte er dieses erreicht. Das Fenster war mit dem Rouleaux verschlossen, die Vorhänge waren noch überdieß zugezogen, so daß die Beleuchtung des Zimmers nur schwach durch die doppelte Verhüllung durchschimmerte. Mit schlotternden Knien schob sich der Lauscher bis an dieses Observatorium und drückte das Gesicht an die Scheiben. Es war nicht möglich, durch die Verschanzungen hindurch etwas wahrzunehmen, auch nicht ein=

mal Schatten konnte er entdecken. So blieb er lediglich auf den Gehörsinn angewiesen. Eifrig preßte er sein Ohr an und lauschte. Es war nichts zu hören. Tiefe Stille herrschte im Gemache. Langsam erst begann das geschärfte Organ leise Töne zu vernehmen, Seufzer, dann flüsternde Worte, die er nicht verstehen konnte. Fred bebte am ganzen Körper. Was er hörte, war ihm genügender Beweis, er verlangte keinen weiteren. Wie lange er so am Fenster lehnte, darüber konnte er sich selbst keine Rechenschaft geben, er war in dieser Stunde verschlossen gegen die Außenwelt, ja, hätte er die ganze Nacht hindurch in dieser Stellung bleiben müssen, er hätte kaum etwas davon gewußt. Die Kälte des Dezemberabends ward immer intensiver, aber Fred fühlte das nicht. Unbeweglich stand er, das Ohr an den Scheiben und horchte. Endlich vernahm er Tritte, dann wieder leise Worte, nun wurde die Thüre des Zimmers von innen aufgesperrt. Geräuschlos wie eine Katze schlich er vorwärts, bis er an der Ecke des Ganges angelangt war, von wo aus er im nunmehr erleuchteten Stiegenhause den ungebetenen Gast erkennen konnte. Er stand jetzt noch außerhalb des Bereiches seiner Augen in der Thüre und nahm Abschied. Mimi und der Gast flüsterten mit einander so leise, daß Fred nichts davon zu vernehmen vermochte, aber dennoch bebte ihm jeder Nerv vor Aufregung und Zorn. Jetzt war der Abschied vorüber. Das Mädchen kehrte in sein Zimmer zurück, während der Mann hinaus- und eilig die Stiege hinabschritt. Der Lauscher spähte hinaus. Es war nur ein Augenblick, er konnte den Fremden nur von rückwärts

sehen, aber der eine flüchtige Blick genügte, um alle Zweifel zu zerstreuen. Der Mann, der da hinabging, groß und schlank und mit einer gewissen Vornehmheit der Haltung, war, darauf konnte Fred Gift nehmen, — kein Anderer, als sein Freund, sein Genosse in manchem einträglichen Geschäfte, Gottfried Scharf. —

Fred's erster Gedanke war, dem Verführer seiner Geliebten nachzuspringen und ihn zu erwürgen; er that auch wirklich einen Sprung nach vorwärts, aber noch zu rechter Zeit hielt er an sich. „Du entgehst mir nicht," murmelte er und lehnte sich dann an die Wand, von der großen Aufregung ein wenig auszuschnaufen. Edmund Fred war nicht der Mensch, der sich beschaulichem Trübsinn oder unfruchtbarer Wuth hätte hingeben können. Griff auch die unerwartete Untreue des Mädchens, das er liebte, ihm tief in's Herz, so war sein Geist doch viel zu elastisch, um die Wogen der Trübsale über sich zusammenschlagen zu lassen. Es war entschieden, sein Freund, ein Mensch, der ihm zu vielem Danke verpflichtet war, hatte ihn schmählich verrathen; die Ungewißheit, die ihn den ganzen Tag hindurch außer sich gebracht, war geschwunden, nun war ihm eins vor allem wichtig, die Rache. Mit Scharf verknüpften ihn manche Fäden, er mußte einen Plan entwerfen, um ihn empfindlich zu treffen; anders war dies mit Mimi. Diese mußte zuerst daran; die Schlange, die er liebend an seinem Busen genährt, mußte zertreten werden. Noch immer schwankenden Schrittes und pochenden Herzens, aber mit bereits ziemlich geordneten Gedanken betrat er das Zimmer, das vor wenig Minuten Scharf

verlassen hatte. Das Mädchen lag im Negligé am Ruhebette, und blickte mit aufrichtigem Erstaunen den Geliebten an, der zu so unerwarteter Stunde nach Hause kam; als sie aber die verstörten Züge des Mannes bemerkte, da ward sie blaß; böse Ahnungen stiegen in ihr auf. Auch auf den Herrn dieser Räume machte ihr Anblick einen tiefen Eindruck. Die ganze Wuth, die er kaum niedergedämpft hatte, wallte in ihm vom neuen auf, bebend an allen Gliedern stand er da, seine Brust keuchte, seine Stimme lallte. —

„Mimi," stotterte er, „ich weiß, wer bei Dir war, ich weiß, wie schändlich Du mich hintergangen hast." — Die Stimme versagte ihm, er rang nach Worten. Diese Pause benützte das Mädchen, um von ihrem Lager aufspringend, sich in eine ferne Ecke zu flüchten, denn die rollenden Augen des Mannes und seine drohenden Geberden setzten die Schuldbewußte in nicht unbegründete Furcht.

„Ich habe Dich seit mehr als einem Jahr geliebt und Dich mit allem, was ich wußte und konnte, versehen," fuhr er fort, „so hast Du meine Liebe gelohnt, so mir gedankt. Mit diesem gespreizten Schurken hast Du Deine Versprechungen gebrochen. Dirne, feile, elende Dirne, verkriech' Dich, Du thust Recht daran, aber glaube nicht, daß Du meiner Rache entgehen wirst." Fred hatte das mit kreischendem Tone geschrien. Das Mädchen war durch die unerwartete Entdeckung so bestürzt, daß sie gar keinen Versuch zu leugnen machte, sondern in Todesangst fragte: „Was hast Du vor mit mir, Edmund?"

„Was ich mit Dir vorhabe? Ich bin alt und besonnen genug, daß ich trotz meiner Wuth Dein Leben schone, denn ich selbst bin mir zu viel werth, um mich Deinetwegen zu gefährden. Aber hinaus werde ich Dich stoßen, woher Du zu mir gekommen, auf die Gasse; dort suche Deinen Galan, wo Du willst, oder geh' in ein Haus, wo Du Deinem alten Gewerbe nachhängen kannst. Mit mir darfst Du keine Viertelstunde länger unter einem Dache weilen."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als sich ein energisches Pochen an der Thüre vernehmen ließ. Ohne die Aufforderung, einzutreten, abzuwarten, erschien Hondel auf der Schwelle.

„Sie verzeihen, daß ich hier so ohne weiteres eintrete, mein Herr. Ha, Marietta, ich hoffe, Du kennst mich noch aus früheren Jahren?"

„Wer sind Sie, Herr?" fragte Fred grollend über das unverfrorene Wesen des Eindringlings, indessen das Mädchen „Hondel" rief.

„Das Fräulein hat meinen Namen bereits genannt," sprach nun der ehemalige Tanzmeister, „ich kann nur noch dem beifügen, daß ich Inhaber einer Fechtschule bin. Ich habe ein paar Worte mit Ihnen zu reden, mein Herr, und bitte um etwas Gehör."

Der Besuch war dem noch immer nicht beruhigten Manne im höchsten Grade lästig, aber er sah ein, daß er sich in das Unvermeidliche fügen müsse, und so wies er stumm nach einem Sessel, worauf der Fechtlehrer Platz nahm.

„Dieses Fräulein, ich weiß nicht, wie jetzt ihr Name ist, damals hieß sie Marietta,“ erzählte er, „war, als ich noch das Tanzinstitut innehatte, bei mir engagirt als Vortänzerin. Wir sind dann auseinander gekommen und ich fürchtete beinahe, sie nicht wieder zu finden. Vor wenigen Wochen sah ich sie von weitem auf der Gasse, verlor sie aber bald wieder aus dem Gesicht. Der Zufall wollte es, daß ich ihr gestern wieder begegnete, und sie unbemerkt bis hieher verfolgte. Ich habe mich nicht getäuscht, sie ist es.“

„Und was wollen Sie nun? Sind Sie etwa ein alter Verehrer, dann bedauere ich Sie, daß Ihr Mißgeschick Ihnen dieses Mädchen in den Weg führte.“

„Ich habe offenbar ältere Ansprüche an das Fräulein, als Sie, mein Herr, und wenn — — —“

„Sie haben ältere Ansprüche? Meinethalben, ich verzichte auf alle Ansprüche, ganz, nach allen Dimensionen. Nehmen Sie sie, mon chèr, je eher, desto lieber, ja, sie mag gleich mit Ihnen gehen; aber nur eines bedinge ich mir aus. Mag Sie Ihr heutiger Schritt reuen, ich mache das Geschäft nicht rückgängig, über die Schwelle meines Zimmers darf sie nicht wieder herein, merken Sie sich das, mein Herr.“

Hondel hörte mit wachsendem Staunen zu. Es war ihm von größtem Werthe, mit Marietta in Verbindung zu bleiben, er war darauf gefaßt, seinem Wunsche Widerstand entgegengesetzt zu sehen, und er hätte es auf eine Abfindungssumme ankommen lassen. Bei alledem zweifelte

er noch, daß dieses Angebot zum Ziele führen werde. Und jetzt ward ihm das Mädchen beinahe an den Hals geworfen, ja, er erschien gewissermaßen als von einem guten Zufalle herbeigesendet. Kein Wunder, daß diese Wendung ihm nicht unangenehm war. Er lächelte daher so verbindlich er konnte und sagte: „Ich danke für Ihre Bereitwilligkeit, mein Herr, und versichere Sie, daß ich Ihre Bedingung vollinhaltlich erfüllen werde. Das Fräulein soll so lange bei mir verweilen, bis sich ein besserer Aufenthalt für sie findet."

Mimi war während dieses Gespräches zur vollen Fassung gekommen. Das Eintreten dieses deus ex machina und die wegwerfende Art, mit der ihr hintergangener Freund sie preisgab, hatten ihr die volle Ruhe zurückgegeben. Hochaufgerichtet trat sie vor ihren ehemaligen Meister hin und sagte: „Herr Bussier oder Hondel, — auch ich weiß nicht, welchen Namen Sie jetzt führen, — ich versichere Sie, daß ich zu jeder anderen Zeit das Anerbieten ausgeschlagen hätte, mit dem Sie mich jetzt beehren. Verhältnisse zwingen mich, alles anzunehmen, was sich mir im Augenblicke bietet. Ich folge Ihnen, aber ich sage es Ihnen heute, ich werde die erste Gelegenheit mit Freude ergreifen, Sie wieder zu verlassen, denn die Jahre, die ich mit Ihnen verlebte, zählen zu den schlimmsten Erinnerungen meines Lebens. Gedulden Sie sich einen Augenblick, ich will mich zum Auszuge fertig machen und das Nöthigste zusammenpacken, gleich bin ich bereit." — Mit gehobenem Haupte verließ sie das Zimmer. Trotz der Demüthigung, die sie erfahren, war es ihr doch noch

möglich gewesen, das zu erlangen, was in der Bühnensprache ein schöner Abgang genannt wird.

„Das Fräulein hat sich viel Selbstbewußsein angeeignet,“ knurrte Hondel, blickte aber gleich verwundert Fred an, denn dieser hatte eine höhnische Lache aufgeschlagen.

Fünftes Kapitel.

Von einem wissenschaftlichen Werke und von einem Ballcomité.

Der Glaube an die Heilkraft von Badeorten ist heutzutage bereits ziemlich erschüttert, nnd nicht mit Unrecht. Mag die heilende Wirkung einer Quelle, mag sie der Luft oder einer bestimmten Curmethode zugeschrieben werden, jederzeit kann man sie nur als Accedens ansehen. Die Hauptsache bleibt das thätige Mitwirken des dem Kranken innewohnenden natürlichen Heiltriebes, der durch das curgemäße Verhalten unterstützt und gehoben werden muß. Ganz besonders gilt dies aber bei der modernsten aller Krankheiten, bei den Nervenleiden. Es ist undenkbar, das die stärkendste Alpenluft im Stande ist, diese Krankheit zu bannen, wenn der Patient, in seinen Berufskreis zurückgekehrt, zu einer Thätigkeit sich von Neuem wendet, die ihr frische Nahrung zuführt. Dies bewies sich an dem Beispiele Wägner's. Zwar hatte der Aufenthalt in Ischl ihn ein wenig gekräftigt, wenn auch seelische Stürme diesen gedeihlichen Erfolg nicht wenig behin-

derten, aber dennoch schwand die geringe Besserung in kurzer Zeit. Wägner war ein Charakter von eigenthümlicher Zähigkeit. Das krankhafte Festhalten an Erinnerungen, die sein Leben verdüsterten, kennzeichnete bereits diesen Grundzug seines Wesens. Dem entsprach aber auch andererseits der fast leidenschaftliche Eifer, mit dem er sich gerade dann immer auf die Studien warf, wenn sein Seelenleben getrübt war. In solchen Zeiten vergrub er sich in seine Bücherei und bohrte sich so fest in die wissenschaftliche Thätigkeit, daß die Außenwelt rings um ihn zu versinken schien. Mit einer gewissen Aengstlichkeit vermied er es, seine Gedanken auf andere Dinge zu richten, als auf die Probleme, denen er sich eben widmete, und die ihm gewissermaßen als Scheuklappen dienten gegen schmerzvolle Grübeleien. Es ist natürlich, daß diese Beschäftigung sein Leiden im höchsten Maße steigerte, aber, wie dies eben bei Nervenleiden der Fall ist, zur Zeit so hoher Anspannung der geistigen Kräfte war die Decadenz ihm weniger merkbar und erst, wenn eine Ruhepause eintrat, machte sich die Reaction in um so größerem Maße geltend. So beförderte der Gelehrte selbst die Fortschritte seines Uebels und verzehrte den Rest von Widerstandskraft in einem ungleich kleineren Zeitraume, als er dies bei schonender Benützung seiner Kräfte hätte thun müssen.

Das Morgengespräch mit Risa an derselben Stelle, wo er vor fünf Jahren die traurigste Begegnung seines Lebens gehabt, war verhängnisvoll für ihn geworden. Es bildete sich die Idee in ihm zu einer feststehenden,

daß diese Unterredung sein Abschied von der Welt gewesen sei, das letzte Abendroth, auf das rasch die Nacht hereinbrechen werde. Die Folge davon war eine Reihe so bitterer Gedanken, daß er eilte zu jenem Mittel zu greifen, das in diesem Punkte sich stets als probat erwiesen hatte. Kaum zurückgekehrt von seinem Landaufenthalte, nahm er eine Idee auf, die ihn lange schon beschäftigt und für welche er bereits die nöthigsten Vorarbeiten gemacht hatte. Den Abmahnungen Fahrn's schenkte er kein Gehör. Wenn er auch zugegeben hätte, daß die Vertiefung in eine anstrengende Arbeit ihm schaden müsse, so zog er diesen Effekt doch dem Nachhängen an traurige Erinnerungen vor und nahm ihn mit in Kauf. In einigen Wochen war er auch mit seiner neuen Arbeit schon ziemlich weit gediehen, so daß er nun daran gehen konnte, den vorliegen- Theil derselben als erstes Heft dem Publikum zu übergeben. Wägner's scharfer Geist, seine präcise, klare Darstellung und die Originalität seiner Ideen hatten schon seinen ersten Schriften Bedeutung und Werth gesichert, hier nun, wo er einer Lieblingsidee sich hingab und auf breiterer Grundlage arbeitete, als in den bisher von ihm veröffentlichen Monographien, war es ganz natürlich, daß diese Vorzüge noch mehr zur Geltung kommen mußten. Dies fühlte auch der bescheidene Mann ganz wohl und deshalb förderte er sein Werk mit rastlosem Eifer, nicht achtend mancherlei verdächtiger Mahnungen, an welchen es die zurückgesetzte Natur auch in dieser Periode der Abspannung nicht fehlen ließ. Der letzte Monat des Jahres nahte seinem Ende, in wenigen Tagen kehrte das Weih-

nachtsfest wieder. Es war jene Zeit im Jahre, zu welcher jeder, der sich des Besitzes einer erwärmten Stube erfreut, dieser alle Berücksichtigung schenkt, welche sie nur zu beanspruchen vermag, jene Zeit, zu welcher sich die Vorzüge einer behaglichen Häuslichkeit am auffallendsten zeigen. Der Gelehrte verließ kaum überhaupt sein Zimmer, außer wenn ihn die Pflicht auf die Universität rief. Sonst saß er festgenagelt bei dem Schreibtische und verkehrte außer mit seinem Freunde Jahrn mit Niemand. Es war noch nicht weit am Nachmittag, aber dennoch erleuchtete bereits die Studierlampe das Zimmer, als Doktor Philipp Hermann eintrat. Wägner hatte in Ischl mit diesem ziemlich viel verkehrt, und war somit nicht unangenehm überrascht, als er ihm so unerwartet wieder unter die Augen kam.

„Aber, lieber Freund,“ sagte der Beamte, nachdem die ersten Empfangsworte vorüber waren, betroffen, „wie steht Ihr Befinden? Ihr Aussehen ist ja viel — besser.“ — Er hatte schlechter sagen wollen, aber wie der helle Lampenschein auf die verfallenen Züge und tiefliegenden Augen des Rechtsgelehrten fiel, da schien es dem anderen gerathener, die der Wahrheit entsprechende Bemerkung zu unterdrücken und das Gegentheil zu sagen. Hans Wägner hatte mehr Gewicht auf das bestürzte Aussehen als auf die tröstenden Worte gelegt und sagte mit trübem Lächeln: „Ja, ja ich kann als Beispiel dienen, daß auch der renommirteste Curort vor der Macht einer unbesiegbaren Krankheit die Segel streichen muß. Aber, um von diesem erquicklichen Thema abzukommen, was führt sie gerade jetzt her?“

„Die Weihnachtsfeiertage, die ich im Kreise meiner

Verwandten zubringen und auch ein wenig zur Erholung benützen will. Das habe ich so gehalten, seit ich am Karren der Justitia mitziehen helfe, und ich glaube, es ist nichts, als ein billiges Verlangen, dieses Fest als Ruhepause im Einerlei der täglichen Beschäftigung ansehen zu dürfen."

„Wir haben keine solche Ruhepause und das ist auch wieder eine der Schattenseiten im akademischen Lehrberuf, denn uns muß Fest- und Werktag eins sein. Besonders in diesem Jahre finden Sie mich von Arbeit überhäuft."

„Ich sehe. Das sind ja wohl Correkturbogen? Sie haben also ein neues Werk unter der Presse. Darf ich fragen, welchen Stoff Sie behandeln?"

„Wenn ich nicht irre, haben wir gerade über Fragen, die mit demselben zusammenhängen, in Ischl mehrmals debattirt. Der große Vorwurf, den ich mir genommen habe, ist die Darstellung der Bedeutung des römischen Rechtes für die Jurisprudenz der Gegenwart."

„Wirklich? allerdings ein großer Vorwurf. Aber gestatten Sie mir die Frage, ist dies nicht ein Stoff, der schon so vielfache Bearbeitung gefunden hat, daß sich ihm schwerlich eine neue Seite dürfte abgewinnen lassen?"

„Dem ist durchaus nicht so. Ich will nicht die historische Bedeutung der Justinianischen Compilationen und Gesetze darstellen, mein Ziel geht vielmehr dahin, nachzuweisen wie vielfach einerseits der Werth des römischen Rechtes heutzutage überschätzt wird, wie groß aber anderseits trotzdem die Menge von bildendem Stoffe ist, der in dieser Grundlage jedes wissenschaftlichen Behandelns unseres Faches gelegen ist."

„Ah, also, lieber Doktor, sind Sie demnach zu meiner Anschauung übergetreten?“

„Gar nicht, Sie dürfen mich jetzt nicht mißverstehen. Ich habe schon hervorgehoben, daß ich von dem historischen Werthe so viel als gänzlich schweige, daher auch die Werthbestimmung historischer Arbeiten in diesem Gebiete bei Seite liegen lasse; was ich bekämpfe, soll vor allem die Tendenz sein, in die hergebrachten römischen Rechtsbegriffe alle Verhältnisse unseres nach vielfach ganz veränderten Richtungen wirkenden Verkehrslebens einschachteln zu wollen, und dabei den freien Blick für die Eigenart jeder Zeit zu verlieren. Das Verknöchern der romanistischen Schulweisheit will ich bekämpfen, nicht aber die Würdigung der historischen Methode.

„Verzeihen Sie, Verehrter, aber ich muß gestehen, daß mir dabei die Anlage Ihres Werkes noch nicht klar geworden ist.“

„Nun sehen Sie, ich will nachweisen, daß seit der Zusammenstellung des Corpus juris keine Stagnation in der Rechtsbildung eingetreten ist, daß dieselben Quellen, aus welchen sie damals geflossen, noch heute fließen, nur noch reicher und verzweigter. Das Leben aber und seine Verhältnisse sind es, die Rechtsinstitute schaffen, und das darf man nie über den Schulbegriffen vergessen. Daher haben die Institute, wie sie das römische Recht kannte, mancherlei Wandlungen erlebt, aber auch vielfach passen sie nicht mehr auf unsere veränderten Verhältnisse. Vielfach ist die Fundirung eines Rechtssatzes auf das Corpus juris nichts als ein geschraubter Versuch, demselben die

als unentbehrlich geltende Grundlage zu unterschieben, oft auch ist es ein reiner Irrthum, eine irrige Interpretation oder verfehlte Auffassung, die diese Anknüpfung bewerkstelligte.

„Das halte ich alles für ebenso klar, als richtig."

„Auf diesen allgemeinen Erörterungen, von denen ich natürlich nur Hauptmomente Ihnen sagen konnte, baue ich dann weiter. Auf dem Gebiete des Personenrechtes, des Sachenrechtes, besonders aber des so vielgestaltigen Obligationenrechtes giebt es eine große Menge von Bildungen, die dem römischen Rechte ganz fremd sind, während andererseits eine weitere Anzahl von Erscheinungen dieses Rechtes uns unbekannt geblieben ist. Alles das kann ich nicht so ausführlich Ihnen schildern, als ich's entworfen habe, aber es wird viel Stoff geben, und, wenn ich auch nicht behaupten darf, daß alle diese Ideen rein von mir ausgehen, so muß ich mir doch das Verdienst vindiciren, vielerlei gefunden, manches vertieft zu haben.

„Daran zweifle ich keinen Augenblick. Aber sagen Sie, kommen Sie auch auf die Bedeutung des römischen Rechtes als Lehrgegenstand?"

„Das beabsichtige ich ebenfalls. Da ich der Meinung bin, daß, wenn wir auch naturgemäß nur immer einer auf den Schultern des anderen stehen können, die heutigen Rechtsinstitute doch nicht bloß Weiterbildungen von schon im römischen Rechte Vorhandenem sind, so plaidire ich für die Abschaffung der Pandektenvorlesungen."

„Bravo, bravo.

„Das reine römische Recht werde in einem rechts-

geschichtlichen Colleg gelehrt, dagegen möge aber bei Darstellung des geltenden Rechtes stete Rücksicht genommen werden auf die römische Grundlage, soweit eine wirklich vorhanden ist."

„Nun, ich muß sagen, Sie reden mir aus der Seele, und ich sehe mit Spannung diesem modernen Werke entgegen. Aber das Buch wird wohl umfangreich, wie?"

„Allerdings, dies alles erschöpfend zu behandeln, muß Jahre in Anspruch nehmen. Indessen gebe ich das erste Heft heraus, in welchem ich die allgemeinen Gesichtspunkte erörtere und mancherlei Irrthümer in der allgemeinen Auffassung richtig zu stellen mich bemühe. Es ist mir rasch von der Hand gegangen, desto zäher und langwieriger, fürchte ich, wird die Fortsetzung werden, zu der ich weit mehr Quellenmaterial und Literatur benöthige.

„Ich hoffe aber doch, daß Sie die folgenden Hefte rasch werden erscheinen lassen."

„Lieber Hermann, ich glaube, dies Werk wird Fragment bleiben. So lange Zeit, als ich zu seiner Vollendung brauchen würde, ist mir wohl nicht mehr gegönnt."

Der Gerichtsadjunkt schwieg. Er war zu wahrheitsliebend, um dieser trüben Aeußerung Widerspruch entgegenzusetzen, und das Aussehen des Leidenden war auch ein derartiges, daß sich das Gegentheil schwer behaupten ließ.

„Verzeihen Sie übrigens meine Nachlässigkeit," sagte Wägner, „ich habe noch nicht einmal gefragt, wie Sie mit Ihrer Gesundheit zufrieden sind?"

Hermann hustete verlegen. Er hatte wieder einmal vergessen, daß er krank war, da er aber so lange Zeit

schon plauderte und noch keinerlei Andeutung weder mit Worten noch im Benehmen gemacht hatte, so war es jetzt nicht mehr gut möglich, dem Leiden einen besonders bösen Charakter beizulegen. So antwortete er denn: „Ich danke Ihnen bestens. Es geht leidlich. In allen ähnlichen Leiden, Sie wissen ja, giebt es ärgere und bessere Perioden, ich bin gegenwärtig in einer der letzteren. Auch ist die Winterszeit mir immer am günstigsten.“

„Nun das freut mich herzlich. Haben Sie Fahrn schon gesehen?“

„Noch nicht, ich bin erst seit gestern Abend hier. Sie sind der erste, den ich aufsuchte.“

„Das war sehr freundlich. Uebrigens ist es möglich, daß, wenn Sie ein wenig hier verziehen wollen, Sie ihn bei mir treffen. Gewöhnlich besucht er mich um diese Zeit. Er ist der einzige hier, mit dem ich regelmäßig und gerne verkehre, der treue Mensch. Aber lupus in fabula, das ist sein Tritt.“ Wirklich kam der Architekt zur Thüre herein, als die letzten Worte kaum gesprochen waren. Er war augenscheinlich scharf gegangen, denn sein Gesicht war geröthet und der Athem ging rasch. Der junge Mann pflegte überhaupt, wenn er allein wandelte und besonders wenn sein Weg ihn zu einer ihm sympathischen Persönlichkeit führte, einen scharfen Schritt anzunehmen. Die Zusammenkunft mit dem in Ischl erworbenen Bekannten nahm er freundlich auf und die drei Herren unterhielten sich in gemüthlicher Weise einige Zeit.

„Es verdrießt mich,“ sagte Hermann endlich, „daß ich unser angenehmes Zusammensein, das mich so lebhaft

an einen schönen Sommeraufenthalt mahnt, leider für heute nur so kurze Zeit genießen kann. Aber ich werde erwartet, und werde somit wohl nicht anders können als mich empfehlen."

Man verabredete noch ein Zusammentreffen in nächster Zeit, wozu auch Wägner sein Erscheinen zusagte, freilich nicht ohne die Anmerkung, daß er im Voraus um Entschuldigung bitten müsse, wenn er in Folge bekannter Umstände nicht eintreffen könnte. Dann ging der Adjunkt.

„Wenn ich aufrichtig sein soll," sagte Fahrn, als er sich mit seinem Freunde allein sah, „so ist es mir gar nicht unlieb, daß Hermann so bald gegangen ist. Nicht als ob er mir unsympathisch wäre, im Gegentheil, so lange er nicht auf seine Nerven zu sprechen kommt, ist er ganz genießbar, trotz mancherlei unnatürlicher Ausschmückungen seines Wesens, aber in manchen Fällen ist jeder dritte ein störendes Element."

„Und wäre jetzt dies der Fall, Fritz?"

„Ja. Du wirst es vielleicht gemerkt haben, wie rasch ich gegangen bin, als ich herkam. Ich habe Dir etwas mitzutheilen, was freilich bald die Stadt wissen wird, was ich aber dennoch gerne Dir früher ganz privatim melden möchte, damit Du die Sache dann auch richtig zu würdigen weißt und mich nicht für einen Gecken hältst."

„Nun, Du machst ja solche Einleitungen, fast sollte man meinen, daß Du dich verlobt hättest."

Fahrn erröthete wie ein Mädchen, deprecirte aber sogleich. „Wie Du nur so reden kannst, Hans. Nein, nein, es ist etwas ganz anderes, aber wer mich kennt, der wird

zugeben müssen, daß ich ganz und gar nicht den Eindruck mache, als wäre ich zu so einem Geschäfte tauglich. Denke nur, aber lache mich nicht zu stark aus — ich bin Mitglied eines Ballcomités."

„Es ist wahr, Du gehörst nicht zu jenen Herren, die gewissermaßen eine Art Lebenszweck in dem Arrangement von Unterhaltungen sehen, deren Spur in Stunden für immer vergangen ist. Aber etwas ganz unerhörtes, wie Du die Sache darstellst, kann ich darin auch nicht finden. Du bist jung, unterhälst Dich gerne, gehörst zu der besten Classe der hiesigen intelligenten Gesellschaft, warum sollst gerade Du nicht in ein Ballcomité gehen?"

„Du bist recht gütig, Hans. Aber Du wirst mir zugeben, daß ich mich oft genug über die Herren Comiténarren lustig gemacht habe. Und in der That, die Beschäftigung in einem solchem Comité ist mir auch jetzt noch unlieb. Ich bin zu ernst, um mit wirklichem Eifer und mit lobenswerther Ausdauer mich der Veranstaltung eines Tanzvergnügens zu widmen, das, wie Du ganz richtig sagst, keinerlei Bedeutung, als eine ganz ephemere haben kann; andererseits bin ich aber wieder zu heiter, um stundenlang über Dinge zu brüten und zu debattiren, die doch zum Zwecke der Unterhaltung geschaffen werden. Nimmst Du noch dazu meine notorische Ungeschicklichkeit in gesellschaftlichen Dingen, so wirst Du mir zugeben müssen, daß ich wenig Anlagen mitbringe. Und dennoch bin ich in diesem Jahre dem Comité des Industriellenballes beigetreten."

„Nach dieser Einleitung zu schließen, muß Dich ein

ganz besonderer Grund dazu bewogen haben, ein Grund, den ich beinahe errathen möchte."

„Thu' mir den Gefallen, Hans, errathe nichts, bevor ich Dir nicht die ganze Geschichte erzählt habe, denn ich habe mir einmal vorgenommen, Dir alles mitzutheilen. Du weißt von Ischl her, daß ich mich lebhaft für Anna Schuler interessirt habe, Du weißt aus meinen Erzählungen, wie glücklich ich war, öfters in ihrer Gesellschaft sein zu dürfen und bemerken zu können, daß auch sie nicht ungern mit mir verkehrte. Zwar hat sie mir mehrmals versprochen, daß wir uns auch in der Stadt sehen werden, aber dieses Versprechen hat sie nicht erfüllt und wohl auch nicht erfüllen können. Nun ist mir aber der Gedanke sehr bitter, die Bekanntschaft dieses Mädchens für die Zukunft aufgeben zu müssen. Du wirst vielleicht sagen, ich könnte ja nur einen Besuch im Hause Ringelstern machen, und ich will Dir zugeben, daß ein gewandterer Mann nicht lange mit einem Besuche sich bedacht hätte; aber dazu bringe ich's nicht. Nun höre, was sich mir für ein angenehmer Ausweg bietet."

„Aha, ich verstehe, das Ballcomité ist der Ausweg."

„Ja wohl. Schon mehrere Jahre hintereinander hat man mich ersucht, das Comité des Industriellenballes durch meine Person zu verstärken, aber immer habe ich abgelehnt, aus den schon früher gesagten Gründen. Die Herren sind aber von seltener Liebenswürdigkeit, denn trotz der öfteren Abweisungen haben sie mich auch heuer wieder aufgefordert und um Uebernahme dieser Stelle gebeten. Wie einfach hat sich jetzt die Sache gelöst. Als Comitémitglied gehe ich in ihr Haus, um sie zum Balle

einzuladen, sie wird nun wohl nicht gut umhin können, mich, der ich ihr doch schon seit dem Badeaufenthalte bekannt bin, zu öfterem Kommen aufzufordern, oder mindestens mich einmal in ihr Haus einzuladen. Bei dieser Gelegenheit werde ich sehen, ob das Fräulein mich auch in der Stadt mit der gleichen Güte behandelt, wie auf dem Lande; ich werde sie mindestens wiedersehen und vermeide so jeden Schein, als ob ich mich in eine Familie eindrängen wollte!"

„Das hast Du gut combinirt, Fritz."

„Nicht wahr? Ich bin also eingetreten. Die Herren vom Comité waren höchlichst erstaunt, daß ich gerade in diesem Jahre zusagte, da ich immer für die Ehre gedankt hatte. Nun, ich sagte ihnen, ich sei gegenwärtig nicht so sehr mit Arbeiten überhäuft, als sonst, auch sei mir daran gelegen, die Freundlichkeit des geehrten Comités nicht zu mißbrauchen, kurz, was man so an höflichen Phrasen bei solchen Gelegenheiten aufzuführen pflegt. Aber die Sache geht vortrefflich. Nach den Feiertagen werde ich mit noch einem Herrn zur Frau von Ringelstern fahren, das übrige ergiebt sich dann."

„Ich wünsche nur, mein lieber Fritz, daß Dir alles nach Wunsch geht und das Mädchen, das Du liebst, Deine Neigung treu und wahr erwidert."

„Du bist sehr gütig, Hans, aber," setzte Fahrn hinzu, indeß seine Wangen sich wieder ein wenig rötheten, „sprich nicht von Liebe. Du kannst doch nicht übersehen, wie wenig Aussichten ich auf die Hand dieses Mädchens hätte, das sicherlich in Folge seines Vermögens und Umganges

andere Voraussetzungen an die Person seines Bräutigams knüpfen wird, als ich zu erfüllen vermöchte."

„Ja, Standes- und Vermögensunterschied, das sind Dämonen, deren grausames Walten Mancher kennen lernt."

„Du darfst mich auch wieder nicht mißverstehen," sagte Fahrn eifrig, „ich habe eine hohe Meinung von dem Charakter Anna's, und ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich glaube, daß den Ausschlag ihre Neigung geben wird, ihre Neigung allein, aber es ist vor allem ein Faktor nicht zu übersehen, der mich, wenn ich mich derartigen Ideen hingebe, am meisten beunruhigt, die Mutter nämlich."

So zwischen Hoffnung und Furcht schwebend, fuhr der Architekt fort, sein Herz dem Freunde auszuschütten, der mit inniger Theilnahme zuhörte. Fahrn war trotz seiner vielfach von ihm selbst übertriebenen Unerfahrenheit in gesellschaftlichen Formen, doch ein Mann von so viel Takt, daß er recht gut wußte, er könne sich von einer Familie, wie die Anna's war, nur suchen lassen, und dürfe sie nicht selbst ohne Veranlassung aufsuchen. Seine Liebe hatte ihm den Gedanken eingegeben, auf den er jetzt seine Hoffnung setzte. Und er glaubte mit dieser Hoffnung nicht allzu kühn zu sein. Als er sich in Ischl von dem Fräulein getrennt hatte, war sein Herz überflossen, er hatte im Wehegefühle eines Abschiedes, der vielleicht ein definitiver sein mußte, geklagt, wie tief ihn der Gedanke betrübe, das Fräulein nicht wiedersehen zu sollen. Auch Anna war weich geworden. „Denken Sie daran, lieber Herr Fahrn," hatte sie gesagt, „was ich Ihnen oft ge-

sagt habe, ich gehöre nicht zu den Mädchen, deren Gedächtniß mit dem nächsten Tage erlischt, Sie waren mir stets ein lieber, ein sehr lieber Gesellschafter, lieber als alle, mit denen ich hier verkehrte, und ich hoffe, daß wir einen Verkehr nicht beenden werden, der uns beiden lieb war." Diese tröstlichen Worten tönten in seinem Ohre oft und oft wieder, und er glaubte ihnen. Aber die Zeit verstrich, auch die Familie Ringelstern war schon lange in's Winterquartier zurückgekehrt, keine Gelegenheit ergab sich für ihn, sich derselben wieder zu nähern. Fahrn lauerte förmlich darauf, die Damen zu begegnen. Er umstrich in freien Stunden das Haus, lief in den Anlagen spazieren, besuchte Theater und Concerte. Manchmal glückte ihm sein Unternehmen, die Damen erwiderten seinen Gruß und er glaubte stets den Trost für sich mitnehmen zu können, daß Anna ihm sehr freundlich zugenickt habe. Aber zu einem Gespräche kam es nie; Fritz harrte umsonst auf eine Einladung oder sonst eine Möglichkeit, Anna zu sprechen. Diese wünschte nicht weniger als er, ihren Genossen aus Ischl wieder sehen und sprechen zu können, aber sie selbst konnte ihn nicht auffordern, das Haus zu betreten und ihrer Mutter dies nahe zu legen, fand sie unpassend. So dachte denn Anna, er selbst werde wohl Mittel und Wege finden, wenn er ernstlich wolle. Sie hatte sich nicht getäuscht. Er hatte einen Weg gefunden und ging daran, denselben, wenn auch klopfenden Herzens zu betreten.

Dies alles stellte Fritz seinem Freunde vor. Wägner verfolgte die ganze Erzählung mit regem Interesse und

mühte sich, die Sorgen, die den anderen erfüllten, so viel als möglich zu verscheuchen. Der Mann, der die Beute seines sorgenschweren Gemüthes wurde, bemühte sich, die Sorgen eines anderen lebenskräftigen Herzens wegzusprechen! Endlich ersah der Architekt aus einer Consultation seiner Taschenuhr, daß es Zeit für ihn sei, ans Fortgehen zu denken. Er sprang auf, wünschte in warmen Ausdrücken dem Doktor angenehme Weihnachten, versprach so bald als möglich bei ihm wieder vorzusprechen und ging zur Thüre hinaus.

Hans begleitete ihn und die beiden Männer plauderten im Vorsaale noch ein paar Minuten mit einander, während die flackernde Kerze, die der Gelehrte aus dem Zimmer mitgebracht hatte, den Raum nur spärlich beleuchtete.

Mitten im Gespräche blickte Fahrn plötzlich seitwärts die Wand hinauf: „Hol' mich der Teufel," sagte er, „aber gerade war mir's, als ob der alte Herr mit dem Kopfe genickt hätte."

„Wirklich? nun das wäre das erste Lebenszeichen, daß er seit vielleicht dreihundert Jahren von sich gegeben."

Wägner nahm die Kerze und beleuchtete damit das Porträt im langen Talare und der weißen gelehrten Perrücke. „Du siehst," sagte er dann, „daß Du Dich getäuscht hast, der gute Mann blickt so unbeweglich aus seinem geschwärzten Rahmen heraus, wie immer."

„In der That, es thut mir leid, ihm Unrecht gethan zu haben. Aber ich versichere Dich, bei dem ungewissen Kerzenschimmer war mir's, als nicke er ein wenig mit

dem Kopfe. Ich bin überhaupt kein Freund so alter Porträts. Nenne es kindisch, aber diese Bilder mit den Augen, die den Anschein haben, als verfolgten sie uns überall hin, sind mir durchaus nicht sympatisch."

„Da bin ich ganz anderer Meinung, wenigstens was diesen würdigen Vorfahren anbelangt. Ich versichere Dich, Fritz, daß ich geradezu ein gewisses Freundschaftsgefühl für das Gemälde empfinde, eine Art Hochachtung für den Mann, der mit seinem schweinsledernen Folianten so philosophisch herabsieht. Ohne zu scherzen, ich habe öfters, wenn ich so dastand und dieses Werk längst vermodeter Hände beobachtete, nachgedacht, wer das wohl sein möge, was er seiner Zeit geleistet haben könne, und da hat sich bei mir die Ueberzeugung gebildet, das müsse ein alter Rechtsgelehrter sein."

„So, so, nun begreife ich Deine kindliche Zuneigung."

„Im Ernst, ich betrachte den Herrn da oben als eine Art von Gesellschaft in meiner Einsamkeit, und ich würde gar nicht außer mich gerathen, wenn er einmal aus seiner Leinwand herausstiege und mir ein kleines Colleg läse."

Fahrn versuchte über diese sonderbare Idee zu lächeln, aber wie er in das verfallene Antlitz seines Freundes sah, da kam ihm dieselbe so krankhaft und beinahe unheimlich vor, daß das versuchte Lächeln auf seinen Lippen erstarb. Er sprach noch ein paar herzliche Worte und ging dann.

Hans Wägner kehrte in seine Stube zurück. Das gehabte Gespräch machte ihm mancherlei Gedanken. Er zog unwillkürlich eine Parallele zwischen dem Architekten

und seiner eigenen Person. Der eine strebt, lebenslustig und zukunftsfroh, danach, sich dem Mädchen, das sein Herz füllt, zu nähern, und der andere hat für immer Abschied genommen von den wehmüthigen Rückerinnerungen an eine schöne Vergangenheit; der eine blickt mit kampffreudigem Herzen dem Widerstande in's Auge, der sich ihm vielleicht bieten wird, und der andere sieht welkenden Sinnes in das Grab seiner Hoffnungen; der eine geht festen Schrittes der Zukunft entgegen, und der andere empfindet tief und klar, daß sein Fuß rasch dem Ende alles Seins ihn zuführt. Es war ein trauriges Resultat, das ihm dieser Vergleich bot. Lange saß er grübelnd da, einsam und in sich versunken. Das melancholische Ticken der Wanduhr, das Knistern der Funken im Ofen und hie und da ein matter Seufzer war alles, was die tiefe Stille dieses Abends unterbrach. Aber der Dokltor wußte, was ihn aus dem Abgrunde so wenig erfreulicher Gedanken zu reißen vermöge. Vor ihm lagen die bedruckten Bogen, die seiner verbessernden Hand harrten, um dann die Idee seines Kopfes in die gelehrte Leserwelt hinauszutragen. Dies war eine Beschäftigung, die die klagende Stimme seines Innern auf eine Zeit lang betäuben mußte, vor der kalten Verstandesarbeit zog sich sein Herz zurück und gönnte ihm Ruhe. So machte der Jurist in ihm den Menschen verstummen, und während der letztere rascher verfiel, als er selbst dachte, wuchs der andere zu immer ansehnlicherer Kraft empor. Freilich erfolgte dies Wachsthum nur auf Kosten der Verkümmerung des ersteren, aber was schadete das? War es ein Gift, so war es ihm gegenwärtig will-

kommen. Wie der Trinker, der in beständiger Narkose die Leiden des Körpers zu betäuben weiß und das Gift als Heilmittel preist, so pries er die geistige Arbeit, die unerläßlich die Zerstörung des leidenden Organismus befördern half, als einzige bewährte Arznei. Wohl mußte ein unbefangener Beschauer sich fragen, wie lange es ihm noch gegönnt sein könne, diese Arznei zu gebrauchen, wohl mußte ein solcher zweifeln, ob die Kraft der Natur noch länger diese Anspannung werde ertragen können, aber diese Frage legte er sich selbst nicht vor, oder gestand sich mindestens nicht die richtige Antwort. So griff er wieder zur Feder und arbeitete mit thätigem Eifer in erwünschtem Selbstvergessen.

Sechstes Kapitel.

Fred's Rache.

Seit Mimi mit dem Fechtmeister davongegangen war, fühlte sich Edmund Fred verwittwet und vereinsamt. Das große luftige Zimmer kam ihm manchmal recht trübe vor, ja zuweilen war es ihm, als müsse die imposante Gestalt seiner Geliebten in gewohnter Weise aus dem anstoßenden Cabinete treten. Aber Fred war keineswegs eine schwärmerische Natur, trübes Hängen an Vergangenem war ihm fremd, sein elastischer Geist überwand bald den Druck, den dieses unvorhergesehene Ereigniß ausgeübt hatte, und keiner seiner Bekannten konnte nach wenigen Tagen auch nur mehr die Spur davon in seinen Zügen finden. Dennoch ging ihm die Erinnerung nicht verloren, sie lebte vor allem in einem Gefühle mächtig, in dem Verlangen nach Rache an Gottfried Scharf. Mancher andere hätte den verrätherrischen Freund einfach gezüchtigt, ohne zu bedenken, welche Folgen ein so unbesonnener Schritt für den Thäter selbst haben könne, aber solchen Lockungen widerstand Fred, indem er sich vielmehr einen Plan aus-

arbeitete, der den feigen Spieler an seiner empfindlichsten Stelle, am Gelde, treffen sollte, dabei aber ihm die Gelegenheit nehmen mußte, aus dem Racheakte eine Schlinge zu drehen, die den Rächer mit fangen könnte. Scharf sollte compromittirt werden, die Möglichkeit sich zu vertheidigen, sollte ihm der Umstand nehmen, daß sein Complice selbst ihm das Handwerk legen wollte, die Aussicht auf weiteren Verdienst sollte ihm zerstört, das schon erworbene, aber noch nicht realisirte sollte ihm abgenommen werden, und alles das, ohne sich selbst bloßzustellen. Da sich dieser Plan auch mit um Ringelstern's Persönlichkeit drehte, so war es natürlich, daß Fred mit sich zu Rathe gehen mußte, welchen Effekt diese ganze Komödie auf den Dritten unbewußten Mitspieler machen konnte; derselbe schien ihm indessen kein allzu großer, mindestens kein solcher, daß sein eigenes Verhältniß dadurch gestört werden könnte, ja am Ende erschien er noch als wachsamer Freund, der die unwürdige Gesellschaft verscheuchte. Den Helfer aber brauchte er nicht mehr, seit er Ringelstern an festeren Banden halten zu können glaubte; das Spiel mit den sich ewig wiederholenden Kunstgriffen des Falschspielers schien ihm vielmehr ein armseliger Erwerb, um so mehr, als man aus begreiflichen Gründen das Opfer nicht allzu sehr ausrauben durfte. So war nur noch eines zu bedenken, was sich etwa als Hemmniß dem Racheplan entgegen stellen konnte, das war Scharf selbst. Die „olle Schraube" hatte Fred anvertraut, daß der treulose Freund schon wenige Tage nach der Katastrophe um den Aufenthalt des Fräuleins sich erkundigt habe. Auch

stand zu vermuthen, daß Mimi selbst ihrem Verehrer den erfolgten Bruch bekannt geben werde, und ihn vielleicht vor etwaiger Rache warnte. Das war es, was er fürchtete. Bedachte er aber dabei den abhängigen Charakter des ziemlich bornirten Menschen, erwog er, daß er bei dem ganzen gegen Ringelstern's Börse gerichteten Unternehmen das leitende Element gewesen war, zog er in Rechnung, daß Scharf noch immer die Einlösung der ihm eingehändigten Bons erwartete, so schien es ihm doch wahrscheinlich, daß er in die Falle gehen werde. Deshalb schritt er zur Ausführung seines Planes.

Eines Wintermorgens — es schneite in dichten großen Flocken — begab sich Fred nach der Wohnung des vielgereisten Mannes. Er traf ihn eben mit dem Ankleiden beschäftigt, noch angethan mit Schlafrock und Pantoffeln, aber doch schon mit der bewußten Miene von so ausgesprochen vornehmem Charakter. Weniger stimmte damit die Temperatur des Zimmers überein, die in Folge mangelnder Erwärmung des Ofens eine durchaus unbehagliche war, so daß der Eintretende unwillkürlich in die Worte ausbrach: „Zum Teufel, mon chèr, was meinst Du damit, daß Du an einem solchem Tage kein Feuer anzündest?“

So sehr auch Fred sich bestrebt hatte, durch unverändertes Benehmen jeden Verdacht in Scharf zu ersticken, als sei ihm der Verrath bekannt geworden, so war doch unwillkürlich eine gewisse Unsicherheit in dem Verkehre der beiden Männer eingetreten, und Gottfried machte auch jetzt ein ziemlich verblüfftes Gesicht, als er den Betrogenen

bei sich eintreten sah. Er wußte noch nicht, wohin Mimi gekommen sei, denn sie hatte ihm, sei es aus Aerger oder aus irgend einem anderen Grunde, noch nichts über ihr Verbleiben mitgetheilt, aber das rasche Verschwinden des Mädchens an einem Abende, an welchem er sie früher besucht hatte, sagte ihm deutlich genug, daß etwas außerordentliches vorgefallen sein müsse. Der vornehme Herr wies nach dem Sopha, demselben, auf welchem einst Bendorf geschlafen hatte und sagte sich entschuldigend: „Es thut mir wirklich leid, daß Du die Temperatur hier unbehaglich findest, aber ich war nicht auf einen Besuch eingerichtet und mir ist dieselbe aus verschiedenen Gründen ganz recht.“

„Gut, gut. Ich bin indeß nicht gekommen um Deine Zimmertemperatur zu kritisiren. Wie die Sache ist, hast Du von Ringelstern noch Deine Bons zu fordern, weißt, weißt Du.“

„Allerdings, und mir wäre es sehr angenehm, wenn ich das Geld bald haben könnte.“

„Das sollst Du haben, lieber Freund. Ich gehe noch heute Vormittag zu Edmund hin und behebe dort einiges Geld, da bin ich denn gekommen, um Deine Bons mitzunehmen und einzulösen. Sei also so gut, mon chèr, gieb mir sie.“

Scharf schritt rasch auf den Schreibtisch zu, blieb aber dann vor demselben stehen und sagte: „Ich danke Dir, aber ich will Dich doch lieber meinetwegen nicht bemühen.“

„Du hörst ja, daß ich in jedem Falle zu Ringel-

stern gehe. Also her damit.“ Gottfried zögerte trotzdem noch.

„Es sieht doch besser aus und fällt weniger auf, wenn ich mich selbst deshalb hinbegebe.“

„Entschuldige nur, Gottfried, was Du da sagst, ist doch reine Phrase. Ich habe ihm schon angekündigt, daß ich Deine Anweisungen heute einlösen komme, und so wird er gar nichts unpassendes darin sehen können.

Scharf öffnete eine Lade des Schreibtisches und nahm ein Päckchen Papiere heraus. Diese legte er dann vor sich hin, sie durchblätternd und im Geiste summirend. Jedes Blättchen trug die Unterschrift des Herrn von Ringelstern, jedes lautete auf eine andere Summe, aber der Gesammtbetrag war ein ganz ansehnlich hoher. Der Spieler betrachtete die Papiere mit einer sichtlichen Freude, es war die Summe, die sein Gewerbe ihm innerhalb mehrerer Monate eingebracht; ganz begreiflich war es deshalb daß er sich schwer von ihnen trennte und trotz des freundlichen Anerbietens noch immer zögerte, sie dem Helfershelfer auszufolgen.

„Ich sehe,“ sagte Fred, nachdem er eine Zeit lang dem anderen zugesehen hatte, „ich sehe, daß Du mir mißtraust, und mir fällt es gar nicht ein, wie die Sache ist, Dir meinen Dienst aufdrängen zu wollen. Ich habe mich Dir nur angeboten, weil ich glaubte, daß Du das Geld nach allen Dimensionen brauchst, wenn Du aber die Bons nicht aus den Händen geben willst, so bitte, behalten sie nur. Aber Du darfst mir dann keine Vorwürfe machen. Du weißt, wie Ringelstern in Geldsachen ist. Heute hat

er das Geld in Vorbereitung, heute wird er die Anweisungen ohne weiteres auszahlen, weißt Du, weißt Du, versäumt man diesen Tag, so hat er vielleicht den Betrag auf andere Art ausgegeben, und dann speist er uns wieder, wie schon öfter, auf Wochen hinaus ab. Nun, mon chèr, mir liegt nichts daran, ich kann warten; adieu."

Hiermit schritt er wirklich der Thüre zu. Das angeführte Argument verfehlte indessen seine Wirkung nicht, denn Scharf mußte sich selbst gestehen, daß er nur zu sehr recht habe, und daß er wirklich zugreifen müsse. Er ließ den Freund daher nicht fortgehen, sondern rief ihm nach: „Du irrst, Fred, ich mißtraue Dir gar nicht, auch hast Du ganz recht, daß man bei Ringelstern den Moment wahrnehmen muß, besonders, wenn man, wie ich, das Geld wirklich benöthigt. Ich bitte Dich also, wenn Du mir den Dienst erweisen willst, die Bons für mich einzulösen."

Fred erklärte sich bereit, worauf der andere die Zahl der Blätter ermittelte, die Summen, auf welche sie lauteten, feststellte, und dann das ganze Packet dem dienstwilligen Genossen einhändigte, der es mit vollster Ruhe beisteckte.

„Und wann bringst Du das Geld?" fragte er endlich.

„Du weißt ja, daß für heute Abend nach Schluß der Oper in unserem gewohnten Caféhause Spiel ist, nach Schluß desselben werde ich Dich begleiten, und dann erhältst Du das Geld."

Fred ging zur Thüre hinaus und Scharf hatte Mühe, sich soweit zu bemeistern, daß er ihm nicht nacheilte, um ihm die Verschreibungen, die er gewissermaßen als eine Art von Sparpfennig ansah, wieder abzuverlangen. Indeß

beherrschte er sich doch so weit, indem er sich einredete, daß sein Mitschuldiger doch kein falsches Spiel gegen ihn im Sinne haben könne, aus Rücksichten schon für sein eigenes Wohl. — —

Am Abende desselben Tages verließ Edmund von Ringelstern das Haus des Fräuleins Emma Berg zur selben Stunde, als ein weniger angenehmer als beharrlicher Bekannter des vortrefflichen Mannes die Gasse hinabkam und ihm begegnete. Er blieb stehen, grüßte verbindlich und sagte in leisem Tone: „Ich erlaube mir, Sie hier auf der Gasse anzusprechen und hoffe, daß Sie mir dies nicht übel nehmen werden, aber ich wollte Sie schon längere Zeit hindurch täglich aufsuchen, ohne dazu zu kommen.“

„Nun wollen Sie etwas von mir, Hondel?“ fragte der also Angeredete ungeduldig.

„Das Fräulein hat sich gefunden,“ lispelte der andere.

„Wirklich? Ich will sie sprechen, wo wohnt sie?“

„Sie wohnt bei mir, ich denke meine Adresse ist Ihnen bekannt. Wenn Sie mir das Vergnügen machen wollen, so erwarte ich Sie morgen, wenn es dunkel wird.“

„Gut, ich werde kommen.“ — Mit diesen Worten schritt der feine Herr weiter, ohne zu grüßen, indessen Hondel eilfertig seinen Weg fortsetzte.

Edmund von Ringelstern hatte sein gewohntes Leben fortgeführt. Die fröhliche Gesellschaft junger Lebemänner hatte nichts von ihrer Anziehungskraft verloren, und konnte er auch jetzt nicht so unausgesetzt überall sich betheiligen, wie er dies in den Wochen des Strohwittwerthums ge-

than, so leistete er doch sein mögliches, und das war gerade genug. Janowsky war zurückgekehrt. Er hatte eine Reise nach seinen Gütern in Polen gemacht, woselbst er einige Wochen zugebracht hatte. Jetzt hätte Ringelstern seine einstige Absicht, an deren Durchführung ihn die Reise verhindert hatte, realisiren und den ernsten Polen um Aushülfe angehen können, aber Edmund's Natur war dem Festhalten einer Absicht durchaus nicht geneigt. Hennefeld's Banknoten hatten ihn aus einer dringenden Lage gerettet, hiermit war das Eis gebrochen, und es wiederholte sich ein Schauspiel, das sehr häufig im Leben des leichtsinnigen Mannes zur Aufführung gekommen war. Während er wirkliche Bedenken überwinden, ja einen ernsten Kampf mit seinem besseren Ich durchfechten mußte, bis er dem ersten Wechsel die Unterschrift seiner Frau mit eigener Hand beisetzte, kostete ihm der zweite, der dritte und die folgenden Wechsel kaum mehr eine Ueberlegung, ja er fand jetzt diese Ausnützung des Credites seiner Gemahlin höchst bequem. Hennefeld honorirte jeden neuen Wechsel stets auf das bereitwilligste, freilich nicht ohne gewohnten Abzug und so war denn die Summe, welche durch dieselben repräsentirt wurde, ganz erklecklich gestiegen. Hie und da freilich fühlte sich Ringelstern etwas unbehaglich, wenn er an den Tag dachte, der den Verfall dieser Papiere bringen mußte, denn das mußte er einsehen, daß trotz mehrfacher Prolangationen endlich einmal doch baares Geld dafür fließen müsse; aber er wußte solche Gedanken nicht schwer zu verscheuchen, wie er denn überhaupt leicht mit allem Unangenehmen fertig wurde, das noch in der Zukunft lag.

Schon einmal hatte er einer ähnlichen bösen Auseinandersetzung mit Frau Emilie unter Bangen entgegengesehen, und damals hatte die Sache wider Erwarten zu seinem Vortheile ausgeschlagen, warum sollte er nicht auch damit einen Moment benutzen können, in welchem er seine Gemahlin geneigt fand, weitere Opfer für ihn zu bringen. So lange also der Agent sich willfährig zeigte, dachte er an nichts peinliches, was die Zukunft bringen sollte, und lebte seinem Vergnügen. Den Verkehr mit Emma Berg hatte er wieder aufgenommen und war von der uneigennützigen Dame sehr freundlich und mit zärtlichen Vorwürfen empfangen worden. Die Zeit der conventionellen Beschenkungen, Weihnachten und der Jahreswechsel, waren auch herangekommen; der Säckelwart des Herrn von Ringelstern mußte einen tiefen Griff in seine Casse thun, um den Bedarf desselben zum Zwecke der Beschenkung des galanten Fräuleins zu decken. Dieses war aber auch sehr dankbar dafür, so dankbar, daß Frau Emilie kaum sehr erbaut gewesen wäre, hätte sie Kenntniß von diesen Dankesbezeugungen bekommen.

Bei alledem vergaß Edmund seine Beziehungen zu Risa Meinwerth nicht. Bei seiner Zusammenkunft an jenem Nachmittage hatte er seine angebliche Liebe gestanden und dies Geständniß war ermunternd aufgenommen worden. Die Fortschritte dieses Verhältnisses interessirten den Lebemann auf's angenehmste, ja gerade der Contrast desselben dem Verkehre mit Fräulein Berg gegenüber schien ihm sehr pikant. Er ließ daher gegenwärtig auch keine längeren Pausen mehr eintreten, sondern machte seine Be=

suche mit einer gewissen Regelmäßigkeit, was als Zeichen aufmerksamer Gesinnung angesehen wurde. Dabei aber vergaß er nie, Risa gegenüber ein durchaus rücksichtsvolles, fast mildes Wesen an den Tag zu legen, er sprach nicht mehr von seiner Neigung, ließ vielmehr nur hie und da, gleichsam als überwältige ihn das Gefühl, durchblicken, was im Grunde seiner Seele vorgehe, und brachte es auf diese Weise dahin, daß das leidenschaftliche Mädchen ein gewisses Zutrauen zu ihm faßte und das an und für sich sträfliche Streben ihres Herzens mit immer ruhigerem Auge betrachtete. Ringelstern war übrigens ein sehr vielseitiger Mann. Er wußte sich in die verschiedensten Gesellschaften zu vertheilen und in den diversen Cirkeln, je nach dem Charakter der dazu Gehörigen, die Eigenschaften zu wählen, mit denen er hervorkommen wollte. So vergaß er auch seine Universitätscollegen nicht. Bendorf freilich zeigte sich seltener. Edmund war niemals ein Kneipgenie gewesen, liebte er es auch in heiteren möglichst pikanten Gesellschaften seltene Weine in größeren Quantitäten zu genießen, so war er doch dem commentmäßigen Trinken nach studentischer Sitte, wie auch dem übermäßigen Zuspruche an gewöhnliches Bier so ziemlich abgeneigt, deshalb traf er seltener mit dem großen Studentenlehrer zusammen. Dafür war sein Verkehr mit Fred ein lebhafterer. Nach längerer Unterbrechung war das Spiel wieder aufgenommen worden, aber auf ausdrücklichen Wunsch Edmunds, in einem Caféhause, indem die Benutzung von Scharf's Wohnzimmer für ihn etwas unangenehmes hatte. Die Consorten Fred und Scharf sahen sich veranlaßt, um das

Interesse an dieser Unterhaltung wieder zu heben, einigemale beide zu verlieren, so daß Edmund geneigt war, an einen Umschwung in der Begünstigung von Seite der Glücksgöttin zu denken. Er war deshalb auch damit einverstanden, daß regelmäßige Zusammenkünfte an bestimmten Wochentagen in diesem Caféhause stattfanden, und zwar zweimal wöchentlich.

Heute war einer jener Wochentage, die sich auf diese Weise auszeichneten. Ringelstern begab sich, nachdem er Fräulein Berg verlassen hatte, in's Theater, langweilte sich dort ein paar Stunden und entfernte sich vor Schluß der Vorstellung. Von hier aus ging er in eine Restauration, nahm daselbst ein Souper ein und suchte dann das ständige Caféhaus auf. Am Wege dahin traf er seine beiden Spielgefährten.

„Ha," rief Fred, „bist Du schon da, das Theater kann ja noch gar nicht aus sein. Nun um so besser, so können wir heute einmal etwas länger spielen, die Sperrstunde überrascht uns ohnedies früh genug, weißt Du."

Der Besitzer des Caféhauses, welches die Gesellschaft aufnahm, hatte sich so weise als möglich gerade darauf eingerichtet, seinen Gästen das Betreiben von verbotenen Spielen zu ermöglichen. Ein Seitentheil des ziemlich ausgedehnten Raumes bog in scharfer Ecke ab, so daß derselbe von den übrigen Lokalitäten aus nicht übersehen werden konnte. Dort waren Spieltische aufgestellt und ein dienstbares Individuum hatte seinen ständigen Platz in der Nähe des Einganges zu diesem Seitentrakte, so daß die Spieler jeden Augenblick vor jeder wirklichen oder ver-

meintlichen Gefahr gewarnt werden konnten. So hatte dieses Caféhaus gerade für Gesellschaften, die gern Hazard spielten, besondere Annehmlichkeiten, und man traf daher insbesondere des Nachts selten eine andere Gesellschaft in dem Seitentheile, als eine diesem Laster ergebene. Sehr verwundert waren daher die drei Spielgenossen, als sie in der Nähe ihres gewöhnlichen Platzes, den der Marqueur bereits vorsorglich mit dem grünen Tuche bedeckt hatte, Bendorf sitzen sahen, der vor sich eine große Flasche Wasser und ein Glas Absynth stehen hatte, woraus er dann eine ebenso wohlschmeckende als kräftige Mischung zu bereiten wußte.

„Ha, ha," rief er überlaut, „das nenn' ich ein angenehmes Zusammentreffen. Dachte schon, daß ich mich ganz allein mopsen und dem stillen Suffe ergeben werden müssen, und jetzt führt Euch der Teufel alle drei her. Ihr müßt Euch zu mir setzen, wir trinken ein paar herzstärkende Schnäpse, verdammt und zugenäht, das soll eine patente Nacht werden."

„Entschuldige nur, Bendorf," bemerkte Fred, „Dein freundliches Anerbieten können wir nicht annehmen, wenn wir auch nach allen Dimensionen Dir dankbar sind. Du mußt wissen, mon chér, daß wir hergekommen sind, um unser gewohntes Spielchen zu machen, und da ist's nichts mit dem Schnapskneipen, weißt Du, weißt Du."

„Ah, Ihr spielt wieder?" rief der Andere enttäuscht, „das ist was anderes. Was Ihr nur an dem verfluchten Kartenspiele habt. Ich bin doch auch, will ich hoffen, ein Mensch, der das Leben gerne genießt, nach allen Dimen-

sionen, wie Freund Fred sagt, aber ich hasse die Karten zeitlebens."

„Und warum, wenn man fragen darf, mein moralischer Freund?" fragte Ringelstern, indeß die drei ihre Plätze rund um den grün bedeckten Tisch einnahmen. —

„Warum? das will ich Dir gleich sagen. Alle jungen Studenten, die zu mir in die Lehre gehen, bekommen als ersten Satz, den sie sich zu merken haben, den zu hören: ‚Verspiel Dein Geld nicht, sondern versauf's', und darnach will ich mich auch richten, oder der Teufel soll mich in der Luft zerreißen."

„Gut, gut, Dein Argument ist nicht übel," lachte Edmund.

Fred mischte die Karten und theilte. Bald war das Spiel im Gange.

„Ich verstehe zwar nicht mehr von Eurem Spiele, als der Affe von der Ankeruhr," sagte Bendorf, „aber ich möchte doch um die Vergünstigung bitten, zusehen zu dürfen. Denn sonst verfalle ich trotz Eurer Gegenwart in die grausamlichste Langweile."

„Wenn Du nichts hineinreden und Dich überhaupt ruhig verhalten willst," entgegnete Edmund, „so darfst Du neben mir zusehen. Aber Du kennst, denke ich, die erste Regel des Zusehers beim Kartenspiel?"

„Gewiß," grunzte jener, „sie ist weniger höflich, als kurz und klar und lautet, wenn ich nicht irre: ‚Halt's Maul!'"

Somit versprach er, sich ganz ruhig zu benehmen, zog seinen Sessel an Ringelstern's Seite und gab sich

jener Beschäftigung hin, die man gemeiniglich „Kibitzen„ zu nennen pflegt, wobei er indeß seinen Absynth nicht ganz aus dem Auge ließ. Die Chancen des Spieles wechselten in gewohnter Weise, nur schien Scharf wieder einmal vom Glücke mehr als die beiden anderen begünstigt zu sein, so daß die Geldtasse des routinirten Spielers sich bald füllte.

„Scharf hat wieder ein unverschämtes Glück," brummte Fred, der beständig verlor.

„Das sollten wir wohl schon gewöhnt sein," fügte Ringelstern bei, „besonders ich."

Auch Bendorf machte eine Bemerkung, die ihm indeß die wohlverdiente Rüge für vorlautes Benehmen zuzog. Fred war heute in ungewohnt gereizter Stimmung, er, der sonst kalt und gleichgültig spielte und eine gewisse Nonchalence bei dem fingirten Verlust an den Tag legte, machte heute den Eindruck, als sei ihm der ungünstige Fall der Karten höchst widerwärtig, was er auch durch mehrfache verdrießliche Aeußerungen an den Tag legte. Scharf warf ihm ein um das anderemal einen verwunderten Blick zu, den er aber nicht beachtete.

Endlich sagte Ringelstern: „Ich begreife Dich heute nicht, Fred, Du bist so aufgeregt, gegen Deine sonstige Gewohnheit, daß es wirklich auch für uns unangenehm wird."

„Er verliert ja," knurrte der Kibitz, „verdammt und zugenäht, in welche Laune würde ich kommen, wenn ich an Euch mein Geld verspielen sollte."

Zu diesen Bemerkungen schwieg der Mann, den sie angingen. Er spielte unaufmerksam und fixirte in auf-

fallender Weise beide Hände des geschickten Gottfried. Dieser fing an, sich unbehaglich zu fühlen, auch die beiden anderen wurden aufmerksam, und siehe da, Scharf begann zu verlieren. Nun stieg Fred's Laune wieder, er gab die beobachtende Stellung auf und nach und nach wandte sich das auf kurze Zeit ungetreue Glück dem früheren Schützlinge wieder zu. Eben mischte Scharf die Karten; Ringelstern wechselte mit Bendorf ein paar Worte, als Fred plötzlich aufsprang, den Mann im Salonrock an der Hand faßte und in erregtem Tone rief: „Falschspieler, Falschspieler."

Auch die beiden anderen sprangen von ihren Sitzen empor.

„Was soll das, Fred?" fragte Ringelstern ernst.

„Was das soll? Der Kerl betrügt uns, mon chér, auf das niederträchtigste, eben hat er die Volte geschlagen."

Es trat eine drückende Pause ein. Scharf war leichenblaß geworden, der plötzliche Ueberfall durch den Genossen seiner Künste machte ihn so verblüfft, daß er seine Gedanken nicht ordnen, die entfallene Maske nicht rasch genug wieder vornehmen konnte. Das genügte dem erfahrenen Ringelstern, der in den wechselvollen Phasen seines Lebens ja auch schon mit Falschspielern zusammengetroffen war. Düster fragte er: „Was sagen Sie zu dieser Beschuldigung, Herr Scharf?"

„Was ich sagen soll?" stotterte dieser, „es ist nicht wahr, es muß ein Complott, eine hämische Verschwörung sein. Ich werde Genugthuung fordern für diesen Schimpf."

„Genugthuung? Du bist in flagranti ertappt, mon

chèr, Dein Leugnen hilft nichts, denn ich habe scharfe Augen."

„Gegen solche Anwürfe gibt es keine Vertheidigung — — aber Du sollst Dich meiner erinnern."

Mit diesen Worten griff Scharf rasch nach Hut und Oberrock und eilte zur Thüre hinaus. Die Anderen blickten sich mit verdrießlichen Mienen an.

„Ich versichere Dich, Edmund," begann Fred, „ich habe mich nicht geirrt, ich habe schon seit einiger Zeit ihn im Verdacht gehabt, daß er das soulager la fortune auch zu betreiben scheint, aber heute ist's mir gelungen, ihn zu entlarven nach allen Dimensionen, wie die Sache ist."

„Und wie war das?"

„Wenn ich ihm auf die Finger sah, mon chèr, dann hat er immer verloren, und wenn ich wegsah, dann kehrte das Glück wieder zu ihm zurück. Das hat mich überzeugt, endlich habe ich ihn erwischt, auf frischer That erwischt."

„Du hast das also schon geahnt, und mich hast Du im Unklaren gelassen?"

„Entschuldige nur, lieber Freund, ich werde doch einen Menschen nicht ohne schlagenden Beweis verdächtigen. Uebrigens bin ich froh, daß wir ihn los sind."

„Du glaubst, daß wir ihn los sind? Er wird Dich wohl fordern, denke ich."

„Der? Da kennst Du ihn schlecht. Er ist eine feige Seele und ich gehe jede Wette ein, daß er wie die Sache ist, für uns Beide mindestens die nächste Zeit über schwunden sein wird, wenn er nicht gar am Er Stadt verläßt."

„Er ist also nach Deiner Meinung ein einfacher Professionsgauner. Ich bin Dir wirklich sehr verbunden für die Gesellschaft, die Du für mich ausgesucht hast.“

„Ja, lieber Freund, weißt Du, weißt Du, daran bin ich unschuldig. Ich bin nicht weniger hinter's Licht geführt worden, als Du selbst, denn Du mußt wissen, daß ich diesen Herrn vor ein paar Jahren auf einer Reise kennen gelernt und dann erst wieder hier getroffen habe. Ich habe ihn nicht viel besser gekannt, als Du selbst.“

Während dieses Gespräches horchte Bendorf mit sichtbarer Bestürzung. „Nein, sagt mal,“ rief er endlich, „ist das alles wahr, oder spielt Ihr nur Comödie? Scharf hat Euch im Spiele betrogen? Verdammt und zugenäht, wer hätte das glauben sollen, sah doch ganz reputirlich aus, der Mann.“

„Ja, ich hab' es auch nicht geglaubt,“ bestätigte Fred, „sonst hätte ich ihn wohl schon längst behandelt wie heute.“

„Sei dem, wie ihm wolle,“ sagte Ringelstern aufbrechend, „die widerwärtige Scene hat mir die ganze Nacht verdorben.“

Mit diesen Worten entfernte er sich und ließ die beiden Freunde allein.

„Sage mir nur einmal, Edmund,“ begann Bendorf, „was das alles bedeuten soll? Erst ertappt ihr den Scharf beim Falschspielen, dann bringst Du Geschichten vor, die ganz unwahr sind, von denen Du auch gut wissen mußt, daß sie sich anders verhalten.“

„Was meinst Du damit, mon chèr?“

„Nun, beim Satan, Deine Erzählung von Scharf.

Weißt Du nicht so gut, als ich, daß Du den Mann seit Jahren gut kennst, daß er seiner Zeit sich mit Instruktionen beschäftigte und sein feines Exterieur dem Verkehre in besseren Häusern verdankt, wo er unterrichtete? Das weißt Du alles, von einer Reisebekanntschaft ist doch keine Rede, wir haben ihn im Gasthause kennen gelernt und dann hast Du öfters mit ihm Billard gespielt. Warum sagst Du denn die Unwahrheit?"

„Sei nicht so naiv, lieber Freund; wie die Sache ist, halte ich es für besser, unserem Edmund die Meinung zu belassen, daß er ein oberflächlicher Bekannter war."

„So, so, aber warum? Welchen Grund kannst Du dazu haben?"

Fred wollte erwidern, besann sich aber eines Besseren und sagte blos: „Bah, lieber Freund, Du bist gar zu einfach."

„Ich versteh' Dich nicht mehr, Fred. Als wir seiner Zeit mit Ringelstern wieder zusammentrafen, habe ich mich gefreut auf manche Kneiperei mit ihm und auch auf manchen kräftigen Pump, den ich bei ihm anlegen wollte. Daraus ist nichts geworden, weil ich ihn so selten sah, aber Du hast Dich angemacht, dann habt ihr das satanische Spielen begonnen, vor dem ich schon an und für sich einen heillosen Respekt habe, und nun sehe ich solche Scenen. Mir scheint wirklich, ihr habt mit ihm schlimmeres vor, als bloßes Anpumpen."

„Was Du nicht glaubst, ich denke, der Absynth ist Dir zu Kopfe gestiegen."

„Gar nicht, ich hoffe, daß ich auch Unrecht habe, aber

mir kam's doch gerade so vor, als sei nichts Gutes gegen ihn im Zuge, und es wäre Freundespflicht, ihn zu warnen."

„Entschuldige nur Albert, solche Ideen laß Dir gefälligst vergehen. Ich kümmere mich nicht um Deine Geschäfte, laß meine nach allen Dimensionen in Ruhe, sonst könnte es Dir übel bekommen, mon chèr. Uebrigens kann ich Dich versichern, daß Edmund mir zu vielem Danke schuldig ist und meinem Rathschlage mehr Werth beimißt, als Deinem, weißt Du, weißt Du."

„Das muß ich glauben, weil Du's sagst, aber verdammt und zugenäht, Fred, ich bin selbst kein Tugendspiegel, Du weißt, ich kenne Manchen, der von mir als einem Lumpen und Riesensüffel spricht, aber, Gaunereien habe ich nie begangen und werde mich nie dazu bereit finden lassen."

Auf diese heldenhafte Versicherung hin leerte Bendorf ein großes Glas verwässerten Absynthes, was seine Meinung von sich selbst noch um ein paar Grade erhöhte und ging dann mit gehobenem Haupte und etwas steifen Füßen davon. Edmund Fred blickte ihm zweifelnd nach, aber allmälig schien seine Sicherheit zu wachsen, er krümmte verächtlich die Lippe und sagte zu sich: „Dich fürchte ich nicht, mein versoffener Junge, aber auf alle Fälle wird's gut sein, daß ich Dich ein wenig beobachte."

Siebentes Kapitel.

Bendorf's moralische Anwandlungen.

Der Eindruck, den die nächtliche Scene beim Spiele auf Edmund von Ringelstern machte, war kein überwältigender. Wenn ihm auch im ersten Momente das ganze Vorkommniß recht verdrießlich erschien, so wußte er sich doch rasch darüber zu trösten. Aus seinem früheren Leben kannte er bereits mehrere ähnliche Fälle, und es gewährte ihm eine gewisse Befriedigung, zu denken, daß er zwar Monate lang mit einem professionsmäßigen Falschspieler zu thun gehabt, dabei aber in Folge der Bonswirthschaft, keinen namhaften Schaden erlitten habe. Daß mit diesem Eclat die Spielpartien ein für allemal beendet waren, hatte er auch nicht eben Ursache zu beklagen, denn besonders in letzterer Zeit waren ihm dieselben mehr Last als Vergnügen gewesen und er hätte sie um so lieber schon längst aufgegeben, als er ja dem lieben Laster des Spieles auch in anderer Gesellschaft huldigen konnte, wenn nicht der Umstand ihn davon zurückgehalten hätte, daß er seinen Spielgenossen noch eine hüsche Summe schuldete. So

war ihm dieser Anlaß gar nicht unwillkommen, ja er hatte noch eine Consequenz, die er sich recht gerne gefallen ließ. Dem Falschspieler Scharf gegenüber erschien er gewiß nicht verpflichtet zur Einlösung seiner Bons, wenn dieser auch, was ohnehin unwahrscheinlich genug war, die Stirne haben sollte, sie zu begehren. Von Fred wußte er nicht recht, was er halten sollte. Wenn auch mancherlei schwer wiegende Umstände auf diesen Biedermann ein sonderbares Licht warfen, mußte er doch, wenn er nachdachte, daß es ja eben dieser gewesen, der das gaunerische Vorgehen des Mannes mit dem Ordensbande aufgedeckt hatte, sich der Ansicht zuwenden, daß er an dieser That unschuldig, ja vielleicht selbst betrogen sei, denn es wäre ihm sonst absolut unmöglich gewesen, einen plausiblen Grund für sein Auftreten gegen Scharf herauszufinden.

Alles das bedachte Edmund auf dem Heimwege vom Caféhause; der nächste Morgen hatte beinahe die ganze unangenehme Erinnerung weggewischt, wenigstens fand er die Affaire für zu wenig important, um derselben noch länger zu gedenken. Indessen sollte er trotzdem noch daran gemahnt werden. Kaum hatte er sein Frühstück beendet, und rüstete sich, eine kleine Promenade zu machen, als Bendorf bei ihm eintrat. Der gute Mann war schon in aller Frühe daran gegangen, seinem Geiste, der wahrscheinlich durch die Erfahrungen der vergangenen Nacht ein wenig niedergedrückt war, durch Alkohol wieder aufzuhelfen, wenigstens deutete der Glanz des Auges und ein gewisser Duft, der die ganze liebenswürdige Persönlichkeit wie eine derselben eigenthümliche Atmosphäre umgab,

darauf hin. Mit merklicher Eilfertigkeit und dem Ausdrucke vielsagender Botschaft schritt er auf den Collegen zu und sprach, ihm die Hand bietend: „Verzeihe mir, Edmund, daß ich Dir zu so früher Stunde auf die Bude rücke, aber ich versichere Dich, es geschieht zu Deinem Heile. Ich bin absichtlich so rasch als möglich ans den Federn gekrochen und im gestreckten Hundetrab zu Dir gelaufen, um Dich nur nicht zu versäumen, oder einem anderen den Vorsprung zu überlassen."

„Wirklich," lächelte Ringelstern, „nun und was giebt's denn gar so wichtiges?"

„Siehst Du," erwiderte der andere, „alte Collegen haben immer eine gewisse Zuneigung zu einander, ja ich möchte sagen, ein gewisses instiktives Freundschaftsgefühl, wenigstens ist dies bei mir so; deshalb glaube ich auch, ein gewisses Recht zu haben, ja ich möchte sagen, auch eine gewisse Verpflichtung — aber verdammt und zugenäht, meine Zunge ist ganz trocken, ich muß Dich bitten, mir mit ein wenig Wein auf den Damm zu helfen."

Edmund läutete dem Diener und bestellte das verlangte Getränk, worauf derselbe mit zwei Flaschen rothen Weines wieder erschien. Bendorf hatte bis zu diesem Momente an sich gehalten, und außer einigen orakelhaften Andeutungen den Grund seines Besuches verschwiegen, als aber der Wein kam und mit verheißungsvoller Farbe in seinem Glase blinkte, da hielt er sich nicht länger. Er that einen so tiefen Schluck, daß die Höhlung des Glases auf einmal geleert war und begann, indeß eine Thräne in seinem männlichen Auge glänzte: „Edmund, ich war immer

Dein Freund; wenn Du Dich auch des ruppigen Gesellen vielleicht schämst, wenn er Dir zu burschikos ist oder zu sehr nach der Kneipe duftet, das verschlägt nichts, ich bin und war Dein Freund, und werde es immer sein. Dein Wein ist gut, er löst mir die Zunge, und wird mir die richtige Stimmung geben, um Dich von dem zu überzeugen, was ich denke. Auf Dein Wohl, Edmund, alter deutscher Bursche; auf Dein Wohl! Gedenkst Du noch des Abends, ich weiß nicht mehr, war's im Sommer oder im Winter, wo wir zusammen saßen, kneipten und sangen, und wo wir smollirten. Es wird mir stets eine schöne Erinnerung sein. Stoß an mit mir und trink aus, Prosit!"

Der Redner stürzte ein zweites Glas hinab, indeß der Hausherr nur ein wenig nippte, und dann frug: „Bei allen Deinen liebenswürdigen Freundschaftsversicherungen weiß ich aber noch nicht, was ich von Dir zu hören bekomme."

Im Geheimen dachte er sich freilich, es werde alles wieder auf ein Darlehen hinauslaufen, aber er wollte diesem Argwohn vorläufig noch keine Worte geben, bis die Absicht des treuen Freundes an seiner Seite, greifbare Gestalt bekommen. Bei diesem fing indessen der zu früher Tagesstunde hastig genossene Wein zu wirken an, seine Begeisterung für den guten Zweck, der ihn hergeführt und die Rührung über das Verhältniß zwischen beiden Studiencollegen wuchsen im gleichen Maße, als das klare Bewußtsein abnahm.

„Nicht wahr," rief er, „einem Freunde hält man zu gute, was keinem andern gestattet ist, ein Freund darf in

vielen Fällen die Rücksicht gar nicht bewahren, die einen andern fesselt. O, die Freundschaft ist das erhabenste aller Gefühle, ich muß ihr ein Glas dieses kräftigen Weines weihen: „Vivat, crescat, floreat amicitia in aeternum.“

„Du hast einen guten Tag, das muß ich sagen, um diese Vormittagsstunde leistest Du genug.“

„Das ist so meine Art, verdammt und zugenäht, wenn ich aufgeregt bin, muß ich mich mit einem Potus stärken. Edmund, Edmund, treuer Genosse, alter Freund, höre mich, Du mußt mich nicht für besäuft halten; ich weiß ganz gut, was ich rede und thue. Du stehst vor einem Abgrunde, ich warne Dich, gehe zurück, gehe zurück.“

Ringelstern blickte ihn einen Augenblick mit mißtrauischem Erstaunen an, nach kurzer Zeit aber kräuselte ein Lächeln seine Lippen; es wäre zu ungereimt gewesen, den Alkoholitiker vor ihm für gefährlich zu halten. Dieser ungefährliche Mann hatte ein weiteres Glas Wein getrunken, was die Pläne seines Inneren so rasch zeitigte, daß er seinem Vis-à-vis um den Hals fiel und ihm ächzend in's Ohr flüsterte: „Hüte Dich vor Fred.“

Der Gewarnte machte sich sanft los, drückte Bendorf auf den Sessel nieder und sprach: „Ich weiß nicht, was Du damit willst, erkläre Dich deutlicher.“

„Ich hab's schon geahnt, ich weiß nicht warum, aber diese Nacht ist mir's klar geworden, daß er Absichten mit Dir haben muß — Ringelstern Dein Wein ist prachtvoll, ist's nicht Rheinwein? Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben.“

„Gestatte mir, Albert, was weißt Du von Absichten, was hat Dir Fred vertraut?“

„Mir vertraut? Nichts, nichts, aber Gottfried Scharf ist ein Falschspieler, wer hätte das gedacht, ein Mensch wie er, es ist ein Unglück, ein fürchterliches Unglück.“

In der That schien Bendorf über dieses düstere Ereigniß untröstlich zu sein, denn er fing zu schluchzen an, daß es einen Stein hätte erbarmen müssen; sein Wirth ward ungeduldig.

„Mensch, raff' Dich auf, nur auf ein paar Augenblicke, sag' mir, was berechtigt Dich zu einer schlechten Meinung über Fred? Du bist doch sein Freund, und ich glaubte immer, daß Du Deinen Freund hoch hältst.“

Bendorf stand auf, funkelte grimmig mit den stechenden grünlichen Augen um sich herum, hob drohend die geballte Rechte und rief mit Stentorstimme: „Wer wagt es, über meinen Freund Verdächtigungen auszustoßen?“ Da aber niemand auf diese Herausforderung sich meldete, beruhigte er sich, setzte sich wieder nieder, stürzte ein Glas Wein hinab und fing dann mit sonorer Stimme zu singen an: „Schon wieder tönt vom Schachte her, des Glöckleins leises Schallen.“

Edmund sah ein, daß nichts zusammenhängendes herauszubringen sei, er sagte daher: „Ich werde einen Fiaker kommen lassen und Du wirst nach Hause fahren, nicht wahr?“

„Nach Hause fahren?“ schrie der andere, „weshalb, ich bin nüchterner als Du.“

Trotz der offensichtlichen Wahrheit dieser Behauptung

läutete der Hausherr dennoch einem Diener und gab ihm den bezeichneten Auftrag. Diese Fürsorge rührte den weichherzigen Mann von neuem zu Thränen.

„Du bist ein echter Freund,“ seufzte er weinend, indeß mehrfaches Glucksen den Strom seiner Worte unterbrach, „Du sorgst für mich, wie ein Bruder, Du echtes deutsches Bruderherz. O, Edmund, wenn ich Dich nicht hätte. Es ist ein böses Leben. Was fang’ ich armer Teufel an. Freund nimm’s nicht krumm, ich muß ein wenig Moos haben. Pump’ mir zehn Flache.“

Auch hierzu war der treue Bruder zu bewegen, er reichte ihm das Geld, worauf sich Bendorf in Danksagungen und Freundschaftsbeweisen verlor, die endlich der Diener unterbrach, der den Wagen meldete. Stramm erhob sich der Verehrer der Mäßigkeit, leerte sein Glas und machte sich zum Abschiede fertig. Er schritt steifbeinig auf Edmund zu, um ihm die Hand zu drücken, die Absicht, die ihn hergeführt, fiel ihm noch einmal ein, er neigte sich nach vorwärts und sprach, indem er die letzten Worte kaum hörbar lispelte: „Ich hab’ meine Pflicht gethan, ich hab’ Dich gewarnt. Fred ist mein alter, ja vielleicht mein bester Freund, aber, verdammt und zugenäht, ich glaube, er ist ein Gauner.“

Ringelstern winkte dem Diener, Bendorf nahm seinen Arm und ging. Der Diener war eine stämmige Figur und leistete der unbewußten Absicht seines Schützlings, ihn niederzuwerfen, kräftigen Widerstand.

„Wackere Bierseele,“ sagte der große Studentenmeister, „Sie sind ein patenter Kerl, ein Wichsier erster Sorte.

Halt, stehen geblieben, mir in's Auge gesehen. Brav, keine knechtische Natur. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte." —

Am Ende des Stiegenhauses stand der greise Hausbesorger. Mit offenem Munde starrte er das in diesen Räumen unerhörte Schauspiel an. Unmittelbar vor ihm blieb Bendorf stehen, und herrschte den Diener an: „Du wirst treu sein Deinem Herrn und ihm aufmerksam dienen. Kerl, Dir wäre sonst besser, daß Du in einem Fasse alten Essig ersäufst, Du versumpfte Physiognomine eines Hauptphilisters." Der Diener war über diese Anrede nicht wenig erschrocken, aber Bendorf schwankte an seinem Arme nun wieder beruhigt bis zum Schlage des bereitstehenden Wagens.

Hier griff er in die Tasche, langte eine Münze heraus, die er offenbar für eine höchst werthvolle hielt und übermittelte sie dem Diener mit den Worten: „Da nimm elender Sumpfköter." Es war nichts als ein kupferner Kreuzer. Der splendide Mann stieß plötzlich ein durchdringendes Hahngeschrei aus und verschwand dann im Innern des Wagens, das wohlthätig die weiteren Schicksale des Helden vor den Blicken der Welt barg.

Bendorf war erst kurze Zeit abgezogen, als ein neuer Besuch sich bei Ringelstern einstellte. In seiner gewöhnlichen nonchalenten Manier erschien Edmund Fred und begrüßte den seinerzeitigen Studiengenossen auf cordiale Weise: „Guten Morgen, mon chér, ich muß constatiren, daß ich mich besonders freue, Dich noch zu Hause zu treffen. Ich habe Dir mancherlei zu sagen!" „Nun ist das alles so sehr an die Stunde gebunden?"

„Das nicht, aber ich bin froh, Dir's sagen zu können. Du hast Besuch gehabt, nicht wahr, die Sache ist, Bendorf war bei Dir, nicht wahr?" — Hast Du ihn getroffen?

„Ich glaube, ihn gesehen zu haben. Der gute Kerl ist in Folge unseres nächtlichen Auftrittes mit Scharf nach allen Dimensionen aus Rand und Band gekommen und hat schon gestern vielfach ungewaschenes Zeug geredet. Ja, was ich Dir sagen wollte. Mir ist es gelungen, weißt Du, weißt Du, die Bons, die Scharf von mir hatte, ihm abzunehmen. Er wird uns nicht mehr behelligen, wie die Sache ist."

„Das hoffe ich auch."

Fred suchte in seiner Brieftasche und brachte ein Packet Verschreibungen zum Vorschein. Er bemühte sich während der ganzen Zeit seiner Unterredung den Eindruck zu ergründen, den Bendorf's Gespräch auf Ringelstern gemacht hatte, konnte aber zu seiner Beruhigung wenig Aufregendes bemerken. „Entschuldige nur, sagte er, daß ich Dich noch ein paar Minuten in Anspruch nehme. Du warst so gut, bei Hennefeld eine Schuld, die mich traf, zu übernehmen, da hast Du in Bons die Summe zurück."

Edmund betrachtete ihn nicht ohne Erstaunen. „Du behältst noch einen ansehnlichen Rest." —

„Ansehnlich," scherzte der andere, „ich wünschte, er wäre weit größer."

„Es ist mir wunderlich, daß ich so viele Anweisungen an Dich allein ausgestellt habe, wie groß ist wohl noch der restliche Betrag?"

„O, das wird sich schon finden, mon chèr, bei Gelegenheit löst Du mir wohl einen Theil wieder ein, oder läßt dies durch Hennefeld besorgen, denn Du hast ja an den Menschen einen Privatcassier, so viel ich weiß.“

Die beiden Herren plauderten noch dies und das, endlich entfernte sich Fred mit dem beruhigenden Bewußtsein, daß die Intervention des weichherzigen Trinkers von keinen übeln Folgen begleitet sein konnte.

Als am gleichen Tage die Straßen finster wurden, verließ Ringelstern sein Haus und schlug den Weg nach einem Theile der Stadt ein, der hügelig gelegen an die Ausläufer eines mit den Trümmern einer Festung gezierten Berges angebaut war. Die Häuser hier waren alt und finster. Die hohen eckigen Giebel, die vorspringenden Erker und winkeligen Gänge zeigten, daß sie aus einer lange schon vergangenen Geschichtsperiode stammten. In eines dieser Häuser trat Edmund und stieg die ausgetretene Steintreppe hinauf. Im zweiten Stockwerke bezeugte eine große Tafel, daß hier der akademische Fechtmeister Hondel seine Schule aufgeschlagen hatte. Klirrende Töne von aneinander schlagenden Waffen und der regelmäßig widerkehrende Schall stark aufschlagender Füße verkündeten übrigens genügsam, daß hier dem edlen Waffenhandwerke obgelegen würde, so daß diese Anzeichen die Tafel überflüssig machten. Der Besucher klopfte an einer hohen Thür und trat, da das Geräusch im Innern sein Pochen wahrscheinlich übertäubt hatte, ein. Aus einem kleineren Vorsaale gelangte er in ein langes, niederes Zimmer. Die Wände waren mit Möbeln, Rappieren, Fechtmasken,

Handschuhen und anderen Requisiten einer Fechtschule ausgestattet, die indeß alle deutlich das Gepräge der Neuheit an sich trugen. Mehrere an die Wand gehängte Lampen erleuchteten den Raum und machten es somit dem Meister möglich, auch noch um diese Stunde seinem Berufe sich zu widmen. Hondel war beschäftigt. In seiner Rechten führte er einen schweren Schulsäbel, womit er eben einem Jünglinge Lection gab. In Fechtschuhen und Fechtjacke stand Erwin von Stahl vor ihm. Die Aermel der Jacke waren aufgestreift und ließen ein paar jämmerliche Aermchen sehen, so schmal und schwächlich, daß es begreiflich schien, daß die Handhabung der schweren Waffe dem zarten Jünger Bendorf's große Anstrengung bereiten mußte. Dicke Schweißtropfen standen auf seiner Stirne und die Rechte zitterte krampfhaft, während sie sich mühte, den Säbel in schulgerechter Schwingung zu führen. Der Eintritt des Fremden unterbrach die Lection. —

„Wir hören für heute auf, Herr von Stahl," sagte der Lehrer. „Sie sind ohnedieß schon etwas ermüdet."

Aller Wahrscheinlichkeit nach, hätte der Student in kurzer Zeit ohnedieß den Säbel fallen lassen müssen, er ergriff daher die Gelegenheit und legte ihn rasch aus der Hand. Aber er war ein gelehriger Schüler seines leuchtenden Schutzherrn, der ihm als oberste Regel im Benehmen eines Angehörigen der Alma Mater eingeschärft hatte, stets einen strammen Eindruck zu machen, so sagte er denn: „Müde bin ich gerade noch nicht, wenn sie aber aufhören wollen, so bin ich damit einverstanden." Er sank dabei auf einen Sessel und erholte sich nur langsam.

Hondel schritt indeß Herrn von Ringelstern entgegen, machte ihm ein ehrfurchtsvolles Compliment und bat ihn, Platz zu nehmen. Er schien dem Schüler gegenüber seinen Besuch als mit seinem Berufe zusammenhängend darstellen zu wollen, was auch Edmund sich gefallen ließ.

„Ich wohne ein wenig enge hier und bin auch nicht ganz, wie es sein sollte, eingerichtet," meinte er mit sanftem Bedauern, „indeß Sie wissen, daß ich erst am Anfange bin, mit der Zeit hoffe ich über bessere Lokalitäten zu verfügen."

„Sie werden wohl an engere Wohnungen gewöhnt sein," warf Ringelstern hin.

Hondel lächelte schwach und zuckte die Achseln. „Mein Gott, man muß sich bescheiden, nicht jeder hat das Glück, luxuriöse Wohnungen zu erheirathen."

Edmund warf verächtlich die Lippen auf und schwieg. Erwin fand die Scene etwas ungemüthlich, auch glaubte er zu bemerken, daß seine Anwesenheit überflüssig geworden sei, deshalb erhob er sich, zog seine Kleider an, und ging, von dem Fechtmeister bis zur Thüre geleitet, ab.

„Ich bedaure lebhaft," sagte nun Hondel in seiner kriechenden Weise, „daß ich Sie warten lassen mußte, aber mein Beruf hat mich, wie Sie sehen, in Anspruch genommen. Jetzt stehe ich Ihnen vollkommen zur Disposition."

„Ich bin hergekommen, weil Sie mich dazu aufgefordert haben. Wo ist das Mädchen?"

„Hier im Nebenzimmer. Ich werde draußen bleiben um Sie nicht im Gespräche zu stören."

„Da Sie ohnedies jedenfalls an der Thür horchen werden, ist es mir gleichgültig, ob Sie mit dabei sind oder nicht.“

Der Fechtmeister lächelte abermals; dann öffnete er die Thüre zu einem Seitenzimmer, ließ Ringelstern eintreten und schloß die Thüre wieder. Das Zimmer war höchst einfach möblirt und so schlecht beleuchtet, daß Edmund erst eine Weile stehen blieb, um sich mit dem herrschenden Halbdunkel vertraut zu machen. Dann schritt er auf die Dame zu, die sich von ihrem Sitze erhoben hatte, ihn zu begrüßen.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Marietta,“ sagte er endlich, „ich hätte Sie kaum wieder erkannt.“

„Nicht wahr? Aus dem schlanken Mädchen, das sie oft Madonna nannten, ist ein corpulentes Weib geworden. Ich habe viel indessen erlebt, und auch Ihre Verhältnisse haben sich, wie ich höre, wesentlich geändert, seit wir uns getrennt haben.“

„Und doch finde ich Sie wieder in der Hand dieses Mannes, den Sie damals haßten.“

„Mir ist keine Wahl geblieben, aber ich sehne eine Möglichkeit herbei, loszukommen.“

„Wirklich? Sie spielen also nicht mit ihm unter einer Decke? Sie haben ihm den Gedanken nicht eingegeben, mich durch Dinge aus der Vergangenheit, die nicht mehr ungeschehen gemacht werden können, zu pressen?“

„Ich habe den Mann nicht mehr gesehen, seitdem die Polizei sein Tanzinstitut gesperrt hat. Vor kurzer Zeit hat er mich auf der Straße entdeckt, und ich wurde durch un=

angenehme Verhältnisse gezwungen, für die nächste Zeit bei ihm zu bleiben.“

„Das ist mir lieb zu hören. Wissen Sie, was er von mir will? Er hat mir gesagt, daß Sie ihm große Summen schulden, die Sie nicht bezahlen wollen.“

„Schulden? Das heißt, er hat mich, als er noch seine Spielhöhle hatte, um viel Geld gebracht, ich habe auch Schuldscheine an ihn unterschreiben müssen; aber er weiß so gut, wie ich, daß er damit nirgends durchdringt. Er ist ein abgestrafter Betrüger, auch meine Schulden sind nichts als Betrügereien, er hat mir Geld geliehen, und durch seine Spieler wieder abnehmen lassen, dafür mußte ich ihm das doppelte und dreifache bestätigen. Das alles kann ich erweisen, ich habe schon einmal vor Gericht gegen ihn zeugen müssen, und es hat mir meine Stellung gekostet, das weiß er, und, weil er es weiß, greift er zu anderen Mitteln, um mir dies Geld und mehr abzutrotzen. Er schiebt Sie vor, Marietta und erwähnt Dinge, die Sie gewiß nicht bestätigen werden, gewiß nicht.“

„Was meinen Sie? Entsinnen Sie sich des Vergangenen schlechter, als ich?“

„Sie haben mich geliebt, Marietta, nicht wahr? Sie haben mir verziehen, daß ich an jenem Abende mit Ihnen Wein trank, daß Sie dem starken Tranke nicht widerstanden; Sie haben das vergessen nicht wahr?“

„Aber Sie vergessen, was darauf geschah. Wie ich mich wehrte, wie Sie mit mir gerungen haben, bis meine Kraft erlahmte — —“

„Sprechen Sie leiser, der Mensch draußen horcht

sicherlich. Marietta, Sie waren ein wildes ungezähmtes Füllen damals, ihr Widerstand war nicht Ernst, wußte ich doch, daß Sie mich liebten, hatten Sie mir's doch selbst gestanden. Ich war jung und ungestüm. Wie oft habe ich Sie damals um Verzeihung gebeten, haben Sie bis heute mir nicht verziehen?"

„Verziehen? Warum sollte ich Ihnen nicht verziehen haben, das alles ist ja schon lange her, aber was nützt mich und Sie meine Vergebung? Sie haben mich damals auf den Weg geführt, den ich seitdem gewandelt habe; ich war ein leichtsinniges Kind, das Freude hatte an den Schönheiten, die ihm der schmucke Offizier sagte. Ich mußte tanzen bei diesem harten, widerwärtigen Menschen, den ich haßte und verabscheute, mein Leben war nicht froh. Um so gieriger sog ich die schmeichelnden Worte ein, mit denen Sie mich überhäuften, es war das Gift, das mich zu dem gemacht hat, was ich geworden bin, was sollte also meine Vergebung fruchten? Das Geschehene können Sie nicht wegwischen, mir können Sie nicht Ehre und Jugend zurückgeben, können mich nicht mehr zum unschuldigen Mädchen machen, das ich war."

Der Mann blickte zu Boden: „Wie alte Geschichten sich rächen nach vielen Jahren," murmelte er halb vor sich, „jetzt soll ich büßen für einen leichtsinnigen Streich, den ich fast vergessen hatte. Marietta, ist es denn wahr, war ich der erste Mann, der Ihre Gunst genoß?"

„Der erste, ja. Warum sollte ich jetzt dies verbergen, oder warum Sie belügen? Sie haben seitdem viele Nachfolger gehabt."

Das Weib lachte cynisch bei dieser Bemerkung; dies gab Ringelstern seine volle Fassung wieder, denn die Anklagen, die einfach und ohne Erregung vorgebracht worden waren, hatten ihn weich gemacht. Er faßte den Zweck abermals in's Auge und sagte kühl, wie früher: „Und Sie wollen sich an mir rächen, natürlich. Sie sind wahrscheinlich diesbezüglich schon genügend von dem ehrenwerthen Manne instruirt, dem Sie sich vertraut haben?"

„Warum rächen? und was meinen Sie von Hondel? Ich hätte mich ihm vertraut?" So sagte er mir. Sie hätten ihm alles gesagt, was zwischen uns vorgegangen.

„Da hat er gelogen. Vor wenigen Tagen, erst seitdem ich bei ihm bin, hat er mir mitgetheilt, daß Sie ihm dies bekannten. Mag sein, daß er sich manches combinirt hat, Sie haben ja damals aus unserem Verhältnisse kein Hehl gemacht."

Ringelstern lächelte grimmig, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und murmelte: „Ich bin ihm in die Falle gegangen mit meiner blöden Furcht und mit meinem Zorne, ich Thor, ich dummer, dummer Thor! Der Schuft ist schlau zu Werke gegangen, und ich habe ihm das Spiel leicht gemacht. Daß ich auch denken konnte, Sie, die Sie ihn stets gemieden und gehaßt hatten, würden ihm zum Vertrauten wählen! — Aber nun, fügte er wieder zu dem Mädchen aufblickend, hinzu, nun, da Sie in seiner Gewalt sind, jetzt werden Sie ja wohl mit ihm gemeinsames Spiel machen, jetzt sind sie ja in seine Pläne eingeweiht und mit ihnen einverstanden?"

„Hondel's Pläne kümmern mich gar nichts. Ich bin

heute seine Freundin so wenig, als damals.“ — Edmund's Gesicht erheiterte sich: „Sie wollen also ihm nicht beistehen, nicht Zeugniß wider mich ablegen?“

„Gar nichts von dem will ich. Wenn Sie auch Schuld daran sind, daß ich so geworden bin, so werde ich ihm zu liebe doch Sie nicht verrathen.“

„Marietta, Sie sind besser als ich gedacht habe. Ich danke Ihnen herzlichst. Aber, wie sollen wir's nun machen? Sie müssen wissen, daß ich ihm auf jeden Fall den Mund stopfen muß. Ich kann nicht riskiren, daß in der Gesellschaft, in der ich verkehre, daß in der Stadt ein Wort von dem bekannt wird, was zwischen uns geschehen ist. Er pocht darauf, er weiß, wie sehr mich der bloße Versuch compromitiren würde, mich anzuklagen. Wir müssen ihm also die Möglichkeit und die Lust benehmen, mich damit anzugreifen.“

Ringelstern hatte dies mit sehr gedämpfter Stimme gesprochen und war dicht an des Mädchens Seite herangerückt; auch sie verstand, warum er so leise redete und erwiderte deshalb im gleichen Tone: „Ich glaube das können Sie leicht. Er wird nichts unternehmen, wenn er sieht, daß ich mich weigere, ihm beizustehen. Geben Sie einen Theil der Summe, die er verlangt — —

„Sie sagten früher, daß Sie auf seine Pläne nicht eingehen,“ sprach der ehemalige Liebhaber verdrießlich, „und nun zeigt es sich, daß Sie sie theilen.“

„Ich theile sie gar nicht; aber ich sehe nicht ein, warum Sie für meine Gunst, die Sie sich vor Jahren eroberten, nicht ein Geldopfer bringen sollen. Sie sind ja

reich geworden, und ich versichere Sie, daß manche Herren viel Geld für meine Liebe bezahlt haben."

Auf's neue erscholl das cynische Lachen der Phryne. „Wenn es noch an Sie wäre, murrte der andere, aber so soll ich Geld an den Menschen wenden, der seine ganze Berechtigung hiezu aus einigen Betrügereien und einer List herleitet, die ihm leicht genug gelungen ist."

Marietta sah ihm verwundert an: „Ich verstehe Sie gar nicht, Ringelstern. Halten Sie mich für so uneigennützig, daß ich im Interesse dieses Mannes mich anstrengen könnte? Was Sie mit ihm zu thun beabsichtigen, ist mir völlig gleich, für mich würde ich aber wirklich einiges beanspruchen, umsomehr, als ich gegenwärtig ganz ohne Unterstützung lebe."

Ringelstern dachte nach. Nach einer Pause sagte er: „Ich verlange keinen Edelmuth von Ihnen aber ich will, daß Sie kein falsches Spiel mit mir treiben. Hondel hat mir schon einen Theil, — freilich keinen großen — seiner angeblichen Forderung abgetrotzt; wohl oder übel muß ich noch einen bedeutenden Theil opfern, denn ich kann meine Stellung nicht in dieser Weise gefährden lassen. Ich will nun diese Summe zwischen Sie und ihn theilen, aber Sie müssen mir versprechen, mich nie mehr zu behelligen, nie etwas gegen mich zu unternehmen und Hondel zu erklären, daß Sie nie gegen mich Zeugenschaft ablegen, ja daß Sie ihn öffentlich der Lüge zeihen wollen, wenn er irgend welche Schritte gegen mich unternimmt. Es gibt einen Punkt, wo ich keinen Skandal mehr scheue, deshalb thut jeder wohl, das anzunehmen, was ich biete. Sind Sie einverstanden?"

„Ich verspreche Ihnen das alles. Wie viel sind Sie bereit zu opfern? Das heißt, was wollen Sie mir geben?"

„Zweitausend Gulden, sind Sie's zufrieden?"

„Bieten Sie das doppelte und unser Geschäft ist gemacht.

„Edmund runzelte die Stirn und dachte nach, endlich sagte er: „Auch das, dann aber ist die Sache todt für immer und lebt nicht wieder auf?"

„Nie mehr, sagte sie, indem sie ihm zur Bekräftigung die Hand gab, aber Sie sollen mich wieder besuchen, wenn ich von diesem Menschen losgekommen bin."

„In aller Freundschaft, Marietta, gewiß. Eine Erneuerung alter Bekanntschaft, nicht wahr? Sie werden mir die Adresse sagen lassen, wenn Sie allein wohnen?"

„Ja, mein lieber Edmund. Alte Liebe rostet nicht. — Dabei bot sie ihm ihre Lippen zum Kuß und sagte dann: „Und nun lassen Sie uns die Sache mit dem Herrn da draußen abthun."

Ringelstern öffnete die Thüre zum Fechtsaal. Der Meister ging an der Wand hin und inspicirte mit anscheinendem Eifer die Fechtrequisiten. Auf Edmund's Wink betrat er das Nebenzimmer und sagte mit vertraulichem Lächeln: „Nun, sind Sie handelseinig geworden mit ihrem alten Liebchen, Herr von Ringelstern?"

„Hören Sie mich an, Hondel, hoffen Sie aber nicht, mich auf irgend eine Weise umzustimmen. Es ist Ihnen einmal gelungen, mich zu überlisten, das wird nicht mehr geschehen, denn ich kenne jetzt den Feind und seine Streitkräfte. Hören Sie also, was ich Ihnen biete. Ich gebe Ihnen achttausend Gulden, davon erhält das Fräulein die

eine und Sie die andere Hälfte. Sie können das Geld in zwei Raten bei Herrn Hennefeld, dessen Adresse ich Ihnen hinterlassen werde, beheben, das heißt, Sie Ihren Theil und Marietta den ihrigen, denn ich glaube nicht, daß sie Sie bevollmächtigen wird. Das ist das Angebot, das ich mache, Sie haben nur anzunehmen, oder auszuschlagen; ich lasse mich auf keine Unterhandlungen ein."

„Es ist ja kaum die Hälfte dessen, was Sie mir noch schulden."

„Schweigen Sie von dem. Sie wissen am besten, wie es mit Ihrer angeblichen Forderung steht. Erklären Sie sich. Nehmen Sie an, nun gut, dann sind wir quitt. Ich erhalte ihre Papiere zurück und Sie schweigen. Schlagen Sie aus, dann haben Sie sich den Schaden selbst zuzuschreiben, denn dessen versichere ich Sie, ich werde den Skandal dann nicht scheuen, und werde mich lieber der Unannehmlichkeit aussetzen, von einem bestraften Betrüger compromittirt zu werden, als Ihnen als Object für Ihre Schurkereien dienen. Das bedenken Sie wohl."

„Und bedenken Sie auch," fügte Marietta bei, „daß Sie an mir keinerlei Unterstützung finden. Was Sie auch unternehmen wollen, ich werde allem ferne bleiben. Ich werde gegen Sie zeugen, ich werde Sie einen Lügner heißen, ja ich werde alles ableugnen, sei es wahr oder nicht."

„Aha," sagte Hondel mit kaltem Hohne, „ich sehe, Sie sind wirklich handelseins geworden mit dieser alten Dirne, Sie haben es verstanden, sie heute zu bereden, wie dazumal. Was aber, wenn ich mich nicht füge? Wenn ich ohne Rücksicht auf dies Weib, das seine Zunge verkauft,

wie seine Ehre, die Anzeige erstatte und Sie bloßstelle vor Ihrer Gattin, vor Ihren Freunden und vor der ganzen Stadt?"

„Sie wissen, was die Folge sein wird. Ich werde den Verdruß bezwingen, aber Sie werde ich dann ob Verläumdung belangen, und wir werden sehen, wessen Wort mehr in die Wegschale fallen wird, daß des berüchtigten Hondel, der drei Jahre im Zuchthause saß, oder das des Gatten der Frau Emilie von Ringelstern, des Cavaliers."

Es trat eine Pause ein. Hondel biß die Zähne aufeinander und ballte die Fäuste, endlich rief er: „Ich sehe, daß ich den kürzeren ziehen muß. Sie wußten sich stets ihren Gläubigern zu entziehen, werther Herr, es darf mich nicht wundern, daß ich das gleiche erlebe. In Teufels Namen, gut, ich nehme Ihre Bedingung an."

„Gut denn, hier ist Hennefeld's Adresse. Ihm stellen sie alle Papiere von mir zu. Und das eine vergessen sie nicht. Behelligen Sie mich in keiner Weise mehr, denn dies ist das einzige, was ich thue, jeder weitere Versuch ist unnütz und wird nur dahin führen, daß ich dem Gerichte Anzeige mache, wie meisterlich Sie sich auf die Kunst des Erpressens verstehen."

„Sie glauben den Spieß umzukehren und mir den Meister zu zeigen. Ich will reinen Mund halten, aber hüten Sie sich vor mir."

„Bah, rief Ringelstern, ich kenne Sie jetzt und habe verlernt, Sie zu fürchten. Somit Adieu, auf Wiedersehen, Marietta."

Achtes Kapitel.

Ein officieller Besuch und ein intimer.

Die Ballsaison rückte immer näher. Die Familienväter revidirten ihre Kassen unter mancherlei Seufzern, die Töchter ergründeten die Probleme neuer, hübscher Toiletten und neuer, hübscher Liebhaber, die Zeitungen brachten fast täglich Notizen von diesem oder jenem Balle und suchten einen jeden als die Krone des Carnevals darzustellen, und die Ballcomité's entwickelten eine fieberhafte Thätigkeit, galt es doch für jedes dem andern den Rang bei den Damen abzulaufen, so daß das Arrangement der verschiedenen Bälle nicht viel anderes war, als ein Wettlauf der einzelnen Comité's. Dies galt vor allem von der Jagd nach Patronessen. Ich erinnere mich, einmal gehört zu haben, daß es nächst der Beschäftigung als Kellner, die als die herabwürdigendste angesehen werden soll, keine erniedrigendere Thätigkeit für einen Mann geben könne, als die eines nach Patronessen fahndenden Ballarrangeurs. Ich kann nun allerdings dies nicht ganz so, wie es ausgesprochen wurde, zugeben, aber es dürfte wohl

zweifellos sein, daß die Herren im Cylinder mit ihren ergebenst lächelnden Gesichtern, oft eine recht traurige Rolle spielen und wirklich einige Praxis und etwas Gleichmuth haben müssen, um die Last der Körbe, die oft recht unfreundlich ausgetheilt werden, mit Grazie davonzuschleppen. Die Damen haben aber auch vielerlei Ursache, sich dieser sie so häufig und von mannigfachen Seiten treffenden, angeblichen Ehre zu entziehen, denn das Patronat eines Balles ist kaum etwas anderes, als ein Expressungsmodus in galantester Form, und der Werth einer Lady Patronesse wird gemeinhin nach der Höhe der Ueberzahlung taxirt, die sie in die Comitékasse leistet. Wenige Damen betrachten dieses Amt noch als eine Auszeichnung, wenige sehen es gewissermaßen als einen Tribut an, den sie ihrer Stellung und ihrem Vermögen nach der Gesellschaft schuldig sind. Diese letztere Auffassung hatte sich Frau Emilie von Ringelstern bewahrt, wenigstens sagte sie das häufig und es wäre unzart zu untersuchen, ob nicht auch die Eitelkeit, oder gar eine gewisse Gewohnheit, zu der die Dame seit einem Dezennium Gelegenheit genug hatte, gewichtige Worte mitredeten. Die Thatsache war die, daß sie diese bürdevolle Würde alljährlich beinahe auf allen Bällen annahm, und wenn sie einmal ablehnte, so war sie wirklich aus triftigen Gründen verhindert. Deshalb war ein Einladungsbesuch bei ihr stets angenehm, denn er bot fast sichere Aussicht auf eine Zusage.

Dieser Meinung war auch der in jeglicher Comitépraxis gereifte Rentier Müller, weshalb er sich zu Fritz Fahrn, als sie zusammen im Fiaker saßen, derart äußerte:

„Eigentlich sind wir recht spät daran, die Dame aufzufordern, eine andere dürfte wohl kaum dies übersehen; aber ich bin so überzeugt, daß Frau von Ringelstern annimmt, daß ich auch diesen Umstand nicht scheue.“

Der Architekt blickte zum Wagenfenster hinaus. Sein Herz klopfte gewaltig, seine Wangen waren geröthet. Er murmelte eine Zustimmung, aber seine Gedanken weilten zu sehr abseits, um sich auf die praktischen Erörterungen seines Genossen einzulassen. Endlich war er am Wege zu Emilie von Ringelstern, oder was ihm näher stand, zu Anna Schuler, er sollte sie wieder sehen und hoffte, den ihm so theuren Verkehr wieder anknüpfen zu können. Wie viele langweilige Fahrten hatte er über sich ergehen lassen, wie viele Körbe einheimsen müssen, wie oft war er sich linkisch, unbeholfen, ja lächerlich vorgekommen! Aber das mußte sein; wollte er seinen Plan ausführen, so mußte er eine stattliche Anzahl anderer Besuche mit in den Kauf nehmen, und er that es gern, wenn er damit nur einen Schimmer von Hoffnung hätte erkaufen können, daß das Fräulein noch in gleich gütiger Gesinnung seiner gedenke, als sie dies in Ischl gethan hatte.

„Sie sind pensiv, mein Theurer,“ sagte der Rentier, „das soll ein Ballcomitémitglied nie sein, wenn es einladen fährt, denn Sie müssen doch, wenn wir den Salon betreten, Ihr werthes Angesicht in vortheilhaftester und angenehmster Weise präsentiren. Wahrscheinlich ennuyirt Sie bereits unsere Tournée, und das finde ich bei einem so ernsten Manne, der zum erstenmale das stark gesäuerte Brot eines Ballarrangeuers genießt, auch ganz begreiflich,

aber gedulden Sie sich, wir beenden mit diesem Besuche die ganze Reihe unserer Commissionen. Bereiten Sie sich nun gefälligst zum Lächeln vor, denn soeben langen wir an.“ Der Wagen hielt, worauf die beiden Herren ausstiegen. Leicht, einen Vers vor sich hinsummend, schritt Müller die Treppe voraus; Fahrn folgte mit beklommenem Herzen. Der Rentier war ein äußerst jovialer, allseitig beliebter Mann. Ein jedes Kind der Stadt kannte ihn, was wohl auch darin seine Begründung fand, daß er seit langen Jahren hier sein Domicil aufgeschlagen hatte. Dabei war er unentbehrlich. Es gab kaum einen Verein, kaum ein Comité, dem er nicht angehörte. Seine ausgedehnte Bekanntschaft, seine Thätigkeit in allen dergleichen Angelegenheiten und seine bedeutende Erfahrung bewirkten, daß er geradezu als Vater eines jeden ähnlichen Unternehmens angesehen wurde. In Folge dieser Väterrolle nahm er sich nun auch eines jeden an, der, noch unerfahren in die Geheimnisse des Geschäftsganges, einzuführen war und hatte deshalb die Begleitung des Architekten übernommen, der ein Neuling war.

„Ich brauche Sie wohl nicht vorzustellen?“ fragte Müller im Vorsaale, nachdem die Herren von der Anwesenheit der Damen des Hauses benachrichtigt und angemeldet worden waren.

„Nein, ich kenne die Damen von Ischl her.“

„Desto besser. Kommen Sie denn. Hic Rhodus, hic salta “

Die Herren traten ein. Fahrn wurde purpurroth, als ihm Anna die Hand bot und er den leisen Druck

wieder spürte, der ihn so oft in Extase versetzt hatte. Rentier Müller brachte in seiner gewohnten heiteren Art das Anliegen des Industriellenballes vor, Frau Emilie nahm das Patronat an und dankte für die ihr so oft erwiesene Bevorzugung. Da sie den angenehmen Herrn lange und gut kannte, so bat sie ihn, noch ein wenig zu bleiben, und es entspann sich bald ein reges Gespräch zwischen beiden.

Fahrn hatte inzwischen neben Anna Platz genommen. Das Fräulein lächelte ihm mit gleicher Freundlichkeit, wie im Bade zu, indem sie sagte: „Es ist recht hübsch, daß Sie diese officielle Gelegenheit zu uns führt; ich hätte das kaum vermuthet und war ganz erstaunt, Ihren Namen in der Liste des Comité's zu lesen."

„Nichtwahr, Fräulein? das dachte ich mir. Aber ich kann Sie versichern, es ist mir nicht eingefallen, um das Arrangement eines Balles halber allein beizutreten, ich hoffte es auf diese Weise möglich zu machen, daß ich den Verkehr mit Ihnen, den ich so lange schmerzlich vermißte, aufnehmen könnte."

Das Mädchen warf ihm einen glänzenden Blick zu. „Sie haben uns also seit dem Sommer nicht vergessen?"

Fritz wäre am liebsten in eine überlaute Betheuerung seiner Gefühle ausgebrochen, aber er bezwang sich und sagte leise: „Wie können Sie so fragen? Wie glücklich wäre ich, wissen zu können, daß Sie meiner noch gedenken."

Der Rentier war eben aufgestanden, womit das Signal zum Aufbruche gegeben war.

„Sie machen sich so rar," sagte Emilie mit verbind-

lichem Lächeln, „daß wir es nur einem solchen Anlasse zu danken haben, wenn wir das Vergnügen Ihres Besuches genießen können."

„Sie sind zu gütig, meine Gnädige," erwiderte Müller, „aber ich fühle den Stachel des Vorwurfs, den Sie mir so liebenswürdig verkleidet beibringen. Ich bin wirklich sehr in Anspruch genommen, allein ich versichere, daß ich meiner Zeit möglichst Zwang anthun werde, um die Scharte auszuwetzen."

„Und auch Sie, Herr Fahrn," fügte die Dame des Hauses bei, „ich hoffe, Sie auch zu minder officiellem Zwecke bei mir zu sehen. Ich erinnere mich noch mit vielem Vergnügen an die hübschen Tage in Ischl."

Fritz verbeugte sich stumm. Sein freudestrahlender Blick und die Bewegung seiner Hand zur linken Brustseite, drückte indessen eine beredtere Zusicherung aus, als selbst die schönen Worte des beliebten Herrn.

Die Comitéabgesandten nahmen ihren Abschied. Fahrn war selig. Ueber Erwarten günstig war dieser Besuch ausgefallen, sein Eintritt in das Haus gesichert, seine Hoffnung auf die Nachhaltigkeit von Anna's freundlicher Gesinnung bestätigt; die Mutter selbst hatte ihn zu weiterem Besuch annimirt. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß er in gehobener Stimmung an Müller's Seite die Stiege hinabging, daß diese Stimmung mit ihm fuhr, ihn an seinen Mittagstisch begleitete und erst langsam einer herzlichen Fröhlichkeit wich, als er im gewohnten Caféhause saß. Das Lesen der Journale ging heute nicht recht von statten mitten in die politischen Diskussionen und

aufregenden Tagesereignisse drängten sich ihm frohe Bilder der Zukunft und wenn er sich recht in einen Artikel vertieft zu haben glaubte, merkte er erst, daß er kaum den nächst vorhergehenden Satz sich gemerkt habe. Schließlich gab er der fröhlichen Zerstreuung nach, die sein Inneres erfüllte. Als er so dasaß, in angenehme Gedanken vertieft, schritt ein Mann auf ihn zu, der nicht minder erfreut über seinen Anblick schien, als der Architekt darüber in Erstaunen gerieth.

„Welch angenehmes Zusammentreffen," sagte Hermann, „ganz zufällig komme ich heute hier herein, und finde Sie da."

„Sind Sie denn noch nicht abgereist, Doktor? Nach Ihrer Angabe mußte ich Sie schon längst fort und Ihren Urlaub abgelaufen glauben."

„Allerdings mußten Sie das, aber ich habe mir wieder eine Verlängerung erwirkt; Sie wissen ja, mein alter Fehler, ich komme nirgends los. Uebrigens ist alles gesetzlich und correkt vor sich gegangen, denn ich habe mein Gesuch mit einem beigelegten ärztlichen Krankheitszeugnisse begründet."

„Wozu sich in solchen Fällen ganz besonders Nervenleiden qualifiziren," konnte der sonst äußerst gutmüthige Fritz sich nicht enthalten, zu bemerken.

„Ganz richtig, aber wollen Sie nicht eine Schachpartie mit mir spielen? Wir frischen so alte Ischler Erinnerungen wieder auf."

Der Architekt zeigte sich diesem Vorschlag nicht abhold und bald saßen beide Herren am Schachbrette. Eine

Anzahl Zuseher bildete sich in kurzer Zeit um sie. Fahrn war sonst ein ganz tüchtiger Spieler, und hatte den Gerichtsadjunkten oft genug seine Ueberlegenheit fühlen lassen, heute aber konnte er es nicht dahin bringen, eine Partie zu gewinnen. Es war dieselbe Zerstreutheit, die ihn vorhin an der Lektüre der trockenen Journale gehinder hatte. Er übersah manches, verlor den Faden seiner Combinationen und sah sich zum Schluß von Coups überrascht, die er leicht hätte pariren können.

„Da gewinne ich schon die dritte Partie," rief Hermann, „Sie sind heute, wie mir scheint, nicht ganz bei der Sache. Nehmen Sie sich ein wenig mehr zusammen, sonst ist es mir gegenüber um ihren Ruhm gethan."

„Ich will Ihre Lehre beherzigen und aufpassen, wie ein Schüler."

Das war Fahrn's Ernst. Er zwang sich zu größerer Aufmerksamkeit, was ihm auch nach und nach gelang. Die Partie ward länger und interessanter, als die vorhergehenden.

Eben brütete Hermann über einem Zuge und machte Miene, die Königin in Action zu versetzen, als eine wohlklingende Stimme neben ihm sagte: „Erlauben Sie, Herr Doktor, ich würde unmaßgeblich rathen, lieber mit dem Thurme zu ziehen."

Beide Herren sahen auf. „Nein, es ist zu sonderbar, wie oft der Zufall spielt," rief Hermann, „als ob sich die ganze Badegesellschaft hier ein Rendezvous gegeben hätte. Es freut mich sehr, lieber Albus, Sie zu sehen. Nun fehlt nur noch Wägner!"

„Was haben Sie in diesen Monaten angefangen?"

fragte Fritz, „ich erinnere mich nicht, Ihren Namen hier gelesen zu haben, oder sind Sie anderswo engagirt?“

„Meine Herren,“ erwiderte Albus zwischen beiden Platz nehmend, „Sie befinden sich bezüglich meines gegenwärtigen Standes in einem ganz natürlichen Irrthume. Ich habe der Kunst entsagt, denn ich versichere Sie, wenn man sich die Sache in der Nähe besieht, schwindet die Illusion rasch und gänzlich. Zudem hätte ich den Winter in irgend einer kleinen Stadt an einer Winterbühne zubringen müssen, und hätte dafür noch dankbar sein sollen, das war mir zu viel. Ich habe mich frei gemacht.“

„Ihre Erwartungen vom Berufe eines Mimen haben sich also nicht erfüllt?“ fragte der Architekt lächelnd.

„Gar nicht. Ja, ich möchte sagen, ich bin da erst in die rechte Knechtschaft des Geistes gekommen. Ich will davon gar nicht sprechen, daß der Schauspieler das eigenste des Menschen verdingt, wenn er im Dienste ist, seine Stimmungen, die Laune, die ihn beherrscht, das Gefühl, das ihn übermannt; aber schon das eine genügt mir, der unleidliche Zwang der Rolle. Oft drängte es mich, der Person, die ich darstellte, andere, gewiß passendere Worte in den Mund zu legen, oft wollte ich gar zu albernes Zeug unterdrücken, das alles kann nicht sein. Der Darsteller ist Sklave der Rolle, und, wenn er halbwegs mehr als Maschine ist, muß er in den meisten Fällen diesen Zwang als unerträglichen empfinden.“

„Ich sehe, Sie betrachten die Berufsgattungen mit philosophisch-kritischem Auge,“ sprach Hermann, „nun was haben Sie sich jetzt zum Lebenszwecke gesetzt?“

„Ich lebe einer Kunst, oder wenn Sie wollen einem Sport, der mich vollkommen befriedigt, und so zu sagen, meine eigenste Liebhaberei ist, dem Schachspiele."

„Das muß ich sagen! Aber Sie gestatten mir die Bemerkung, diese Beschäftigung kann doch unmöglich die Mittel zum Unterhalte gewähren?"

„O, doch! Spärlich zwar, aber es geht. Sie müssen wissen, daß ich gelesen habe, der hiesige Schachklub suche einen auch theoretisch gebildeten Schachspieler, der gegen vereinbarte Honorarstaxen den Unterricht der Neulinge übernehmen wolle. Auch dies betrachtete ich als einen Wink des Schicksals, und so habe ich mich um diese Stelle beworben und dieselbe auch erhalten."

„Sie sind also gegenwärtig Schachprofessor?"

„Wenn Sie es so nennen wollen, Herr Doktor, ja. Es hat zwar seine Schattenseiten, denn ich versichere Sie, es ist ein anderes mit gewandten Spielern, sich an diesem geistreichen Turniere zu erfreuen, als ungeschickten Anfängern die Elemente desselben wieder und wieder vorzukauen, aber ich bringe Liebe und auch ein wenig Geschick mit und so wird's hoffentlich gehen."

„Wenn auch nur die Ausdauer vorhanden ist," warf Fahrn hin.

„Das eben muß ich abwarten," gegenredete der ehemalige Schauspieler. „Indessen halte ich die Herren von Ihrer sehr interessanten Partie ab. Ich bitte, sich weiter nicht stören zu lassen und mir zu erlauben, daß ich die Entwicklung weiter beobachte. Wenn ich mich ja ein oder das anderemal zu einer bescheidenen Kritik oder einem

kleinen Rathe hinreißen lasse, werden Sie ja wohl mir dies nicht übel nehmen. Ich bin jetzt Mann vom Fache, und meine Bemerkungen sind vielleicht hie und da zu berücksichtigen." — —

Zur selben Zeit, als die drei Herren sich wiederfanden, verließ Edmund von Ringelstern sein Haus, um einen Besuch zu machen. Es war die Stunde, zu welcher Gräfin Helene fast ausnahmslos außer Hause war, Risa war also mit dem gleichen Grade der Wahrscheinlichkeit allein zu sprechen, und das war es, worauf er rechnete. Am Wege nach dem Palais Meinwerth traf er Janowsky, der ernst wie immer einherwandelte.

„Sie sind wohl auf einem Spaziergange begriffen?" fragte ihn Edmund, „wollen Sie mich ein paar Schritte begleiten?"

„Ich will Sie gerne begleiten, aber auch ich habe einen Geschäftsweg und werde daher ein paar Gassen weiter abbiegen."

„Einen wirklichen Geschäftsweg? Ei, ich glaubte, Sie wissen gar nicht, was Geschäft heißt."

„Ich bin auch nicht in meiner Angelegenheit thätig. Unser armer Nicki ist stark hineingerathen, seine Manichäer halten ihn mit gierigen Krallen fest."

„Und da bemühen Sie sich seinetwegen?"

„Ja, ich habe ihm versprochen, mein möglichstes zu thun, um seine Angelegenheiten wieder in Ordnung zu bringen. Ich bitte Sie, Ringelstern, ich kann ihn doch nicht derart sitzen lassen, er müßte ja quittiren und an seine Verwanden kann er sich momentan nicht wenden,

davon haben mich seine Erzählungen überzeugt. So werde ich denn helfen, wenns geht."

„Aber, das ist edel, das ist großherzig von Ihnen."

„Sie machen zu viel Wesens davon. Zugeben will ich Ihnen, daß ich ihm einen wesentlichen Dienst leiste. Aber ich kann Sie versichern, daß ich's eben nur aus ganz bestimmten Gründen und nur einem Manne, wie er ist, thue."

„Und warum? Ist Nicki Wernthal ein so seltener Mann?"

„Das nicht. Aber Sie müssen wissen, er gehört einer Sorte von Schuldenmachern an, die mir begreiflich ist, ja die ich kaum verdammen kann."

„Sie unterscheiden also mehrere Sorten von Schuldenmachern?"

„Genau. Ich bin viel herumgekommen und habe mit den verschiedensten Menschen verkehrt, aber ich habe jene Leute nie leiden mögen, die mehr verzehren, mehr verbrauchen, als ihre Verhältnisse gestatten. Sie kennen mich und wissen, daß mein Leben kein sparsames ist, daß ich im Gegentheil mehr Aufwand mache, als die anderen Herren unserer Gesellschaft, aber glauben Sie mir, wenn ich heute mein Vermögen verlieren würde, so wüßte ich mich mit solchem Gleichmuthe einzuschränken und auf's bescheidenste zu leben, daß niemand sagen könnte, ich hätte nicht stets so gelebt. Und das muß der Mann auch; wer nicht so seine Ausgaben den Einnahmen anpassen kann, ist kein Mann."

„Und doch finden Sie Nicki würdig Ihrer Unterstützung?"

„Ja, denn er repräsentirt eine Gattung, der ich, wenn ich auch die ihr Angehörenden unmöglich männlich finden kann, nicht gram sein kann. Er ist ein leichtsinniges Kind; von Jugend auf an die Erfüllung aller seiner Wünsche gewöhnt, hat er den Werth des Geldes nie kennen gelernt, er lebt wie ein Schmetterling, oder wie die Grille in der Fabel, von heute auf morgen, sich an allem Bunten erfreuend, das er auf seinem Wege findet. Wenn an solch einen die Geldmänner herantreten zu Zeiten, wo ihm gerade das Geld fehlt, so rechte ich wenig mit ihm, wenn er sich von ihnen Summen zu übermäßigen Prozenten anhängen läßt, denn er versteht es nicht besser, und schädigt am Ende niemanden als sich selbst."

„Das wird wohl bei jedem der Fall sein, der in die Hände dieser Herren geräth?"

„O nein, ich sagte Ihnen ja früher, daß es verschiedene Sorten von Schuldenmachern gibt. Es gibt auch solche, die um die Mittel zu ihren Ausschweifungen zu erlangen, zu Ränken ihre Zuflucht nehmen, oder wohl gar schändlichen Mißbrauch treiben mit dem Credite und dem Namen eines anderen, dem sie die Zahlung abzupressen gedenken. Das sind die schlimmsten, ehr- und herzlose Kerle, zu deren Hilfe ich keinen Kreuzer opfern, ja die ich womöglich alle, der strafenden Gerechtigkeit überantworten möchte. Aber es thut mir leid, hier muß ich abbiegen, die Mittelsorten erörtere ich mit Ihnen ein anderesmal, wenn Sie für dieses Capitel aus meinen Lebenserfahrungen noch so viel Interesse zeigen. Bis dahin wünsche ich Ihnen einen guten Abend und angenehme Unterhaltung."

Ringelstern hatte mancherlei Grund, über das eben stattgehabte Gespräch nachzudenken. Die Bemerkungen des Polen, die er gewiß nicht scherzhaft meinte, machten einen kaum beschreiblich unbehaglichen Eindruck auf ihn. Jetzt hielt er es für einen guten Zufall, daß er ihn seinerzeit nicht zu Hause getroffen hatte, wer weiß in welche Kategorie von Schuldenmachern er sich dann versetzt gesehen hätte, sicherlich in keine der entschuldbaren. Aber Edmund vertrieb bald seine fatalen Gedanken, die Janowsky unbewußt heraufbeschworen hatte. Er sagte: „Bah, bah", und betrat das Palais Meinwerth. Wie er gehofft hatte, traf es sich. Die Gräfin Mutter war ausgefahren, aber Risa war zu Hause und bereit ihn zu empfangen.

„Es ist recht hübsch, daß Sie heute kommen," sagte sie, „ich habe eben Ihrer gedacht."

„Ich denke stets, wachend und träumend Ihrer, und das ist's was mich heute herführt."

Risa sah ihn besorgt an. Ringelstern hatte die schwärmerische Miene wieder angenommen, von der er sich die meiste Gewalt über Herz und Kopf der jungen Damen versprach, ja heute hatte er es verstanden, noch einen Grad von Traurigkeit mehr anzuschlagen, so daß er einen wahrhaft elegischen Eindruck machte. Dies bemerkte die Gräfin und fragte ihn: „Sie sehen heute so betrübt aus, beinahe als hätten Sie etwas schreckliches erlebt, oder als sollten Sie eine That begehen, gegen die sich Ihr Inneres sträubt. Ist dem so, was haben Sie nur?"

„Sie haben mich errathen, Gräfin," erwiderte er dumpf, „ich habe einen Schritt vor, gegen welchen sich

mein Innerstes sträubt, gegen den ich ankämpfe Tag und Nacht, aber fruchtlos, denn ich sehe, daß er gethan werden muß."

„Nun, Sie machen mich wahrhaft ängstlich "

„Gräfin es muß heraus, ich bin gekommen, um mich von Ihnen zu verabschieden, für immer, für immer. Ich darf Sie nicht mehr sehen."

„Es ist nicht möglich, was reden Sie!" rief Risa leidenschaftlich, aber rasch unterdrückte sie die Wallung ihrer Gefühle; sie verzog ihr Gesicht in verächtliche Falten, warf den Kopf in die Höhe, und sagte mit eisiger Kälte: „Nun was wollen Sie damit? Sie denken wohl, ich würde Sie zurückhalten? Durchaus nicht; ja den Besuch von heute hätte ich Ihnen auch geschenkt, wenn ich seinen Zweck gekannt hätte."

„O nicht so, Risa," sprach Edmund mit sanfter schmeichelnder Miene, „bedecken Sie sich nicht wieder mit der verhaßten Hülle von Eis, die ich schon weggeschmolzen dachte, für immer. Glauben Sie, ich komme wie ein Knabe, der seiner Laune nachgeht, glauben Sie ich komme her um eine Scene zu spielen? Nichts von alledem, was mich zu Ihnen heute führt, und mich so zu Ihnen reden läßt, es ist mein Herz, es ist meine Ehre. Ich kann, ich darf Sie nicht mehr sprechen, ja nicht mehr sehen. Sie kennen die Geschichte meines Lebens, Sie wissen, daß ich in einer neuen Liebe das Heilmittel gefunden glaubte für die Wunden, die mir die alte geschlagen, aber ich habe mich bitter getäuscht, meine Ruhe ist nicht wiedergekehrt, mein Sinn ist zerrissener und unglücklicher als je."

„Wie wahr, wie wahr,“ hauchte die Gräfin fast unhörbar.

„Ich vergaß eines, was ich nie aus den Augen hätte lassen dürfen. Ich habe im Taumel der Verzweiflung mein Leben an ein ungeliebtes Wesen gekettet, an eine Frau, die mich um schnödes Geld erworben hat, wie einen Hund, oder einen Vogel, aber ich bin gekettet und dies sind Fesseln, die ich trotz alledem ehren muß. Ich liebe sie nicht, die Frau, der ich meinen Namen gegeben habe, Sie wissen wen ich liebe — o wenden Sie sich nicht ab; Sie wissen es, Sie haben es oft aus meinem Munde gehört. Aber ich muß es über mich bringen, ich muß fürderhin diese Liebe in mich verschließen, und sollte mir das Herz darob brechen. Emilie mag schwache, unbedeutende, ja unliebenswürdige Seiten haben, sie ist meine Gattin, der ich meine Achtung niemals werde versagen können.“

„O schön, herrlich, Herr von Ringelstern, Sie sind wohl gekommen, um mir eine begeisterte Vorlesung zu halten über die Vorzüge Ihrer Gemahlin?“

„Ich, in Ihrer Gegenwart? Wie schwer machen Sie mir meinen Schritt! Und wäre sie der Ausbund aller Frauen, die weibliche Krone der Schöpfung, in meinen Augen ist sie nichts, wenn ich sie mit Ihnen vergleiche. Aber das ist eben mein Unglück, daß ist das heillose Schicksal, das uns beide elend machen muß. Risa, ich liebe Sie mit der ganzen Gluth eines schwer gefolterten Herzens, mit der Leidenschaft einer zerrissenen Seele. Dies Geständniß muß Ihnen alles sagen. Ich darf Sie nicht wiedersehen. Bei jeder Begegnung wächst die Flamme in

meinem Herzen, die mich endlich gänzlich zu verzehren droht. So lange ich noch einen Rest von Willenskraft in mir habe, muß ich mich losreißen."

Risa's Augen leuchteten. Sie wollte erwidern, aber sie hielt die Worte noch zurück, that sich Zwang an und sagte: „Es scheint, wir haben die Rollen getauscht. Heute sprechen Sie von Flucht, heute erklären Sie, mich nicht mehr sehen zu wollen."

Sie sagte das mit anscheinender Ruhe, aber das Zittern ihrer Stimme, das Beben der feinen Hand, die sie auf die Armlehne ihre Fauteuis gelegt hatte, zeigten dem kundigen Beobachter das Gegentheil. Und Edmund war solch ein kundiger Beobachter. Er sah, daß er seinem Ziele sehr nahe sei, daß das Geständniß ihrer Liebe auf den Lippen der Dame schwebe, und er verfolgte den Weg, der sich passend erwiesen, weiter.

„Leben Sie denn wohl, Risa. Wenn wir uns wiedersehen in Gesellschaft, oder sonst anderswo, wollen wir kalt an einander vorübergehen, als wären wir die oberflächlichen Bekannten, wie sie die gesellschaftlichen Formen so oft zusammenführen. Aber in meinem Herzen wird die Flamme weiter brennen, unlöschbar. Aus Liebe zu Ihnen, aus Sorge für Ihr Wohl unternehme ich jetzt den bittersten Schritt meines Lebens. Damit Ihre Zukunft nicht getrübt werde, damit die Ruhe Ihres Lebens sich nicht zerstöre, breche ich freiwillig die letzten Bande, die mich mit der Hoffnung auf Glück und Zukunft verknüpften. Aber bevor ich Ihnen zum letztenmal Lebewohl sage, gestatten Sie mir, diese theure Hand zu küssen, in Verehrung und Liebe."

Er erfaßte ihre Hand und führte sie an seine Lippen: „Sie bebt, diese Hand, diese zarte, fühlende Hand. O, Sie müssen empfinden, was mich in diesem Augenblicke zu Boden schlägt. Wenn ich auch die Gebote der Sitte bei Seite lasse, Sie werden mir nicht zürnen, wenn ich Ihnen nochmals, zum letzenmal sage, wie unaussprechlich ich Sie liebe."

Er wollte die Hand nochmals küssen, aber die Gräfin entriß sie ihm: „Genug," rief sie mit auflodernder Leidenschaft, „genug, gehen Sie, ich kann und darf nichts weiter hören."

„Ich gehe," sagte Edmund milden Tones, „ich will Sie nicht erzürnen. Wie unglücklich bin ich. Für das Opfer meines Herzens finde ich nichts, als den Ton beleidigten Stolzes. O, wie wenig verstehen Sie, was mich bewegt."

„Sie quälen mich unaussprechlich."

„Ich quäle nicht Sie, ich quäle mich, Ihretwegen, nur Ihretwegen. O, daß Sie nicht in mein Herz sehen können, daß Sie mich nicht verstehen können oder wollen So muß ich Sie denn verlassen mit dem drückenden Bewußtsein, daß nur Kälte, nur Verachtung der Dank für das Opfer sind, das ich Ihnen bringe."

„Edmund," rief die Gräfin, „bleiben Sie. Das sollen, das dürfen Sie von mir nicht glauben, Sie müssen wissen, daß ich Sie verstehe."

„Was höre ich? Wäre es möglich?"

„O, dringen Sie nicht weiter in mich, ich habe schon zu viel gesagt."

„Zu wenig, zu wenig. O sprechen Sie es aus das

Wort, das mich zum Glücklichsten macht, und dessen Verschweigen mich in den Abgrund der Hoffnungslosigkeit stürzt. Sprechen Sie es aus, das erlösende Wort."

Ringelstern war bei diesen Worten vor dem Mädchen auf beide Knie gesunken und faßte ihre Hände in krampfhafter Hast. Risa's Wangen waren dunkelroth, ihr Athem flog, sie bebte am ganzen Körper.

„Was machen Sie?" rief sie stammelnd, „wenn Jemand käme! Erheben Sie sich, ich bitte, ich beschwöre Sie."

„Nicht eher, bis ich mein Urtheil von Ihren Lippen vernommen. Keine Macht der Welt bringt mich von dieser Stelle, bevor ich gehört habe, ob ich hoffen darf oder meine Zukunft in Verzweiflung verseufzen muß. Nur einen Laut, Risa, nur einen Laut!"

„Edmund!"

„Der Ton! Risa, angebetetes, vergöttertes Wesen, dies ist der Ton, der mir den Himmel aufschließt, Sie lieben mich, Risa, Sie lieben mich."

„Ich liebe Sie," hauchte sie fast unhörbar in sein Ohr. Edmund umfing sie mit beiden Armen, in leidenschaftlicher Gluth sie an sich pressend. Eine Minute lang mochten sie so an einander gehangen haben, da machte sich die Gräfin los, drängte ihn von sich weg und sagte, die Hände vor's Gesicht schlagend, tonlos: „Gehen Sie!"

„Wie? Jetzt wollten Sie mich wegstoßen, im Augenblicke, wo mich Ihr Geständniß in den Himmel gehoben hat."

„Eben darum, Edmund; gehen Sie, ich bitte Sie, ich will es."

„Risa, das kann Ihr Ernst nicht sein.“

„Ich beschwöre Sie, mich zu verlassen. Ich habe mich verrathen, ich habe Theil genommen an dem Frevel, den Sie begingen, ich darf Sie nicht wiedersehen.“

„Sie werden mich wiedersehen. Jetzt, da ich weiß, daß ich Erwiderung meiner Liebe gefunden habe, kein Wort mehr von Trennung oder Bedenken. Sie werden mich wiedersehen.“

„Was hab' ich gethan!“ ächzte die Gräfin, indem sie ihr Gesicht schluchzend in ihr Tuch verbarg, „was hab' ich gethan!“

Ringelstern benützte diesen Augenblick der Selbstversunkenheit, um das Zimmer möglichst geräuschlos zu verlassen. Der Plan war geglückt, der Sieg vollständig. Die stolze Gräfin, der Niemand etwas nachsagen konnte, das an Schwäche des Herzens gemahnen konnte, sie liebte ihn, den verheiratheten Mann, sie hatte es ihm gestanden unter Thränen. Ob er den Sieg benützen durfte oder nicht, das wußte er sich in diesem Augenblicke nicht zu sagen, er wollte es der Zukunft überlassen, denn so sehr er sich gehoben fühlte durch das Bewußtsein des Triumphes über dies kalte Herz, so war er sich dessen doch bewußt, daß ihm alles ferner stehe, als eine Neigung zu Risa Meinwerth, die ihm so eben stammelnd gestanden, daß sie ihn liebe.

Neuntes Kapitel.

Heinrich Meinwerth erfüllt den Willen seiner Mutter.

Die Reihe der Carnevalsvergnügen nahm ihren Anfang. Elitebälle, d. h. Ballabende, an welchen nur ein beschränkter Theil der Einwohnerschaft mit der Ehre bedacht ward, zugelassen zu werden, wechselten mit anspruchsloseren Kränzchen, Mäskenbälle mit Vereinstanzabenden; mit einem Worte, es gab genug Gelegenheit für ein tanzlustiges Gemüth, um die Beine in Bewegung zu erhalten. Auch im häuslichen Kreise ward der Carneval gefeiert, Hausball folgte auf Hausball, jede Familie, die einen namhafteren Bekanntenkreis hatte, sah sich zu einer solchen außerordentlichen Ausgabe veranlaßt, ja diese Sitte hatte sich auch bereits in weitere Kreise erstreckt, und manche Hausfrau, die viel versprechende Einladungen zu einem großen Balle machte, hätte das Geld besser zur Anschaffung wichtiger Bedürfnißbefriedigungsmittel verwendet. Auch Emilie von Ringelstern gab ihren großen Ball; sie beobachtete diese Sitte gewissenhaft und sah darin eine Art

Revanche, die sie der Gesellschaft schuldig war für die Ehre, die ihr durch consequentes Anbieten des Patronates der verschiedensten Bälle erwiesen wurde. Deshalb fanden sich an diesem Abende neben den bekannten Familien des Hauses Ringelstern auch alljährlich Vertreter fast jedes Ballcomité's in den prächtigen Sälen ein, ja, der Ringelstern'sche Hausball mochte als Revue aller Bälle der Saison, gleichsam als Recapitulation der vergangenen und Vorspiel der kommenden mit Recht angesehen werden. Auch an die hochgräfliche Familie Meinwerth erging in diesem Jahre eine Einladung, und wurde dankend angenommen.

„Lieber Heinrich," sagte Helene bei dieser Gelegenheit zu ihrem Sohne, „Du mußt mir versprechen, daß Du diesen Abend zu dem zwischen uns Beiden längst besprochenen Schritte verwenden wirst. Zweifellos wird sich Dir ein passender Moment ergeben, ja ich glaube, niemals wirst Du so ohne alles Aufsehen mit Anna allein sprechen können."

Graf Heinrich sah dies vollkommen ein, und versprach daher auch feierlich, den Willen seiner Mutter zu erfüllen. Einen schwereren Stand hatte die fromme Dame bei ihrer Tochter. Diese hatte sogleich bei Empfang der Einladung erklärt, sie müsse für ihre Person dieselbe refusiren. Alles Zureden half nichts, das Argument, eine Absage müsse beleidigend wirken, verfing nicht, und so sah sich die Gräfin Mutter gezwungen, nachzugeben und in ein Schreiben zu willigen, welches das Ausbleiben Risa's mit Unwohlsein entschuldigte, während die junge Gräfin ihre Aversion der

Mutter gegenüber mit einem unbesiegbaren Widerwillen gegen alle Tanzvergnügungen motivirte.

So erhielt Frau Emilie von Ringelstern drei Tage vor ihrem Balle ein Billet Risa's, womit dieselbe zu ihrem aufrichtigsten Bedauern und mit der Bitte um freundliche Entschuldigung erklärte, in Folge eines hartnäckigen Unwohlseins von der liebenswürdigen Einladung keinen Gebrauch machen zu können. Dies war indessen der Hausfrau ziemlich gleichgiltig, denn es lag ihr eigentlich nur daran, den jungen Grafen unter ihren Gästen zu sehen und dieser machte glücklicherweise keine Miene, unwohl zu werden.

Am selben Tage übermittelte ein alter Diener auf der Straße Herrn von Ringelstern einen Brief. Neugierig erbrach er das Couvert und las:

„Theurer Freund! Ich habe die Einladung Ihrer Gemahlin ausgeschlagen, ich habe diesen Schritt ihr gegenüber auf gewöhnliche conventionelle Art entschuldigt; Ihnen bin ich schuldig, die Wahrheit zu sagen, denn zwischen uns sind die Schranken der Convenienz gefallen. Ich kann nicht mit Ihnen in Gesellschaft zusammentreffen, am allerwenigsten kann ich Sie neben Ihrer Gattin sehen; ich müßte fürchten, daß jeder Blick, jede Bewegung mich verriethe, ich müßte fürchten, daß meine Leidenschaft mir auf dem Gesichte geschrieben stände; und Sie wissen, es wäre mein Tod, wenn ein Mensch errathen könnte, wie sehr ich dem Zuge meines Herzens folgte. Mein Unglück bleibe in meiner und Ihrer Brust verschlossen. Mißverstehen Sie mich nicht. Vernichten Sie dies Papier gleich nach Empfang desselben. Ihre unglückliche Risa." —

Edmund durchflog den Brief mit befriedigtem Lächeln. Er dachte gar nicht daran, das wichtige Dokument zu vernichten, war es doch eine Trophäe, die das Mädchen selbst in unbedachter Weise ihm in die Hand gegeben hatte, ein sprechender Beweis für die Liebe der Gräfin zu dem kaltherzigen Roué, mit dem er ihr einstmals entgegentreten wollte, wenn er den Moment für gekommen erachtete, das Spiel zu beenden. Er steckte das Schreiben daher unter andere Papiere in seine Brieftasche und vergaß in gewohnter Sorglosigkeit bald Absage und Brief. —

Der Ballabend erschien. Die glänzend livrirten Diener hatten alle Hände voll zu thun, um die Säle zum Empfange der Gäste in Stand zu setzen. Die Lichter wurden entzündet, die Tafel vorbereitet, die Weine sortirt und bereit gestellt. Indessen hatte sich auch der greise Hüter des Hauses zum pomphaften Portier umgewandelt. Recht imposant sah er aus, wie er sich selbstbewußt auf den großen Stock mit dem leuchtenden Knopfe stützte, und sein gutmüthiges, geröthetes Gesicht blickte erfüllt von der Wichtigkeit seiner Stellung aus dem immensen Pelzkragen hervor. Aber auch die Herrschaft war thätig. Eben beendete Frau von Ringelstern ihre Toilette, indem sie sich von der sachkundigen Kammerjungfer die Haartour nochmals untersuchen ließ. Es ist selbstverständlich, daß die reiche Dame wahrhaft glänzend hergerichtet war. Die schwere dekolletirte Robe gab der immer noch imponirenden Erscheinung einen noch königlicheren Ausdruck, indeß das Feuer der Diamanten, die Hals und Arme in überreicher Fülle schmückten, den Beschauer zu blenden drohte. Endlich

erklärte die sorgsame Coiffeuse, daß ihre Kunst nichts mehr zu bessern im Stande sei, es sei alles auf das vollkommenste besorgt. Emilie warf noch einen prüfenden Blick in den großen Ankleidespiegel und rauschte dann, befriedigt von dem Ergebnisse der Revision, von dannen. Es ist unleugbar, daß in einer großen Toilette auch ein guter Theil der gehobenen Stimmung steckt, die uns bei Festen eigen ist; es ist daher nicht Wunder zu nehmen, daß die strahlende Hausfrau den Kopf höher, als gewöhnlich trug. Auch Edmund blieb staunend stehen, als er seiner Gemahlin begegnete.

„Prachtvoll, wirklich prachtvoll," sagte er, „Du übertriffst Dich heute Abend selbst."

„Nicht wahr? Nun man muß doch Eindruck zu machen wissen."

Während der Mann der sich selbst übertreffenden Dame ging, um die bereitgestellten Weinflaschen einer Inspektion zu unterziehen, begab sich diese in das Zimmer ihrer Tochter. Anna saß bereits völlig an gekleidet am Sopha. Sie hatte ein einfaches rosafärbiges Kleid an, das mit Veilchen geschmückt war, keine Spur von Pracht, keine Spur von kostbarem Schmucke. Die Mama glaubte, ihren Augen nicht trauen zu können, sie blieb ganz überwältigt von dem unerwarteten Anblicke stehen und sammelte sich erst nach mehreren Augenblicken so weit, um in den Ruf ausbrechen zu können: „Anna, was soll diese Toilette? Ich glaube wohl, Du scherzest? Ist das etwa ein Costüm für die Haustochter am heutigen Abende?"

„Und warum nicht? So weit ich mich darauf verstehe, ist dies Kleid ganz geschmackvoll.“

„Ach was! Das ist ein Kleid für ein armes Beamtentöchterchen, aber nicht für Dich. Und Deine Haartour, wie einfach, wie gewöhnlich! Ist das meine elegante Anna, die alle Augen auf sich zog, wo sie eintrat?“

„Siehst Du, Mama,“ sagte das Mädchen lächelnd aber mit sehr entschiedenem Tone, „dieses Aufsehenerregen will ich mir abgewöhnen. Ich glaube wirklich, daß nicht der Werth und die Pracht der Toilette den Eindruck einer jungen Dame bestimmt, sondern der Chik, mit dem sie dieselbe trägt. Und so bin ich zur Einsicht gekommen, daß mich eine einfache, anspruchlose aber geschmackvolle Toilette weit besser kleidet, als die überladenen Costüme, in denen Du mich bisher überall hingeführt hast.“

Es war nun nicht zu leugnen, daß Anna gerade in diesem Anzuge reizend aussah, und jeder unbefangene Beobachter hätte der Behauptung des Fräuleins vollinhaltlich beipflichten müssen, aber die Mutter ließ sich durch solche Reden so leicht nicht von ihrer Ansicht abbringen.

„Laß Dich doch bedeuten, Kind,“ sagte sie ungeduldig, „das ist eine thörichte Caprice, die Du Dir, weiß Gott warum in den Kopf gesetzt hast. Du hast eine so schöne Toilette bereit, kleide Dich rasch um, ich bitte Dich; gerade heute liegt mir an Deinem Aeußeren viel, wo, wie Du weißt, die Meinwerths erscheinen werden.“

„Eben darum, Mama; wenn dem Grafen nur mein Costüm gefällt und nicht meine Persönlichkeit, dann würde ich für seine Neigung danken.“

Alles Zureden prallte an dem festen Vorsatze des Mädchens ab. Frau Emilie, die unmittelbar vor dem Eintreffen der Gäste sich nicht erregen und ihren Zügen nicht den Ausdruck des Aergers einprägen wollte, ließ endlich ab und tröstete sich im Stillen damit, daß für diesmal vielleicht gerade das Ungewohnte dieses einfachen Exterieurs Sensation machen könnte.

In kurzer Zeit begann die Auffahrt der Gäste. Nach und nach füllten sich die Salons. Es war eine große illustre Gesellschaft. Hohe militärische Würdenträger trafen sich neben befrackten Herren, auf deren Brust glänzende Orden prangten, prunkvolle Toiletten suchten sich gegenseitig zu überbieten. Schitzky trat an Janowsky's Seite ein. Auf der Brust des letzteren funkelte ein goldenes Kreuz am rothen Bande um den Hals hängend. Der joviale Rentier Müller überblickte mit kundigem Auge das bunte Bild und citirte mit komischem Pathos: „Wer zählt die Völker, nennt die Namen — die gastlich hier zusammen kamen?" —

Am Arme ihres Sohnes erschien Frau Helene Gräfin von Meinwerth, in ihrer gewohnten schwarzen Robe scharf contrastirend mit den hellen Farben ihrer Umgebung. Sie hatte Heinrich noch im Wagen an sein Versprechen dringend gemahnt, und so viele heilige Sprüche zum Gelingen seines Vorhabens ihm aufgetischt, daß dem Offiziere ganz bänglich zu Muthe wurde. Fast unmittelbar hinter ihnen betrat Fahrn den Salon. Sein Herz schlug fast hörbar, seine Pulse flogen. Sonst war der Architekt gerade kein Freund von Bällen, insbesondere von Hausbällen, aber auf diesen

Abend hatte er sich gefreut, wie ein Knabe; sollte er ihm doch die Gelegenheit bieten, mit Anna Schuler nach langer Zeit wieder, wenn auch nur ein paar Minuten, ungestört plaudern zu dürfen, wenigstens schmeichelte er sich mit dieser Hoffnung.

Immer mehr Gäste fanden sich ein. Auch an tanzlustigen Damen und Herren war selbstverständlich kein Mangel, war ja der Rahmen des Festes der eines Balles. Da waren junge Mädchen sichtbar, die zum ersten Male in die Welt traten, Zwitterdinge zwischen unbefangenen Kindern, denen der Tanz ein unaussprechliches Vergnügen gewährt, und erwachsenen Fräuleins, die auf Eroberungen ausgehen; da waren erwachsene Mädchen, die, da sie erst ein paar Jahre die Carnevalsvergnügen genossen, das Recht zu haben glaubten, blasirt zu sein; da waren endlich reifere junge Damen, die wieder zurückgekehrt waren zu ihrer einstigen Liebe zum Tanze, aus Furcht, nicht mehr zur jungen Generation gerechnet zu werden. Nicht minder bunt war die Gesellschaft der Tänzer. Das erste Treffen bildeten jene noch sehr jugendlichen Leute, meist Studenten der ersten Semester, die gewissermaßen als Tanzmaschinen zur Unterhaltung der Mädchen gebeten waren und so mit ihren flinken Beinen den Dank für die Ehre der Einladung abstatten sollten, Herren, deren höchster Zweck die Erlangung einer Quadrille, deren schwerste Sorge ja keine Dame zu übersehen und keine auch nur eine Tour hindurch unfreiwillig sich ausruhen zu lassen, Herren, die in gesellschaftlicher Beziehung gewissermaßen als Neutra zu betrachten waren, so wenig konnte man ihnen etwas anderes zumuthen, als

die regelrechte Betreibung dessen, was sie ihr Tanzmeister gelehrt hatte. Im zweiten Treffen stand die weit präciösere Schaar der Epouseurs, Herren, die schon manchen Carneval hinter sich und die Freude am Tanze als einer bloßen Fußbewegung verloren hatten, Herren, die der Wahl ihrer Tänzerinnen einen Werth, eine sichere Bedeutung beilegten, die die Mädchen auszuzeichnen dachten, mit denen sie sich dem Tanzvergnügen hingaben, mit einem Worte Herren, die ihre Stellung zu würdigen und zu wahren wußten. Als letztes Treffen schließlich erschienen die reiferen Männer mit jugendlichen Herzen, die einer Dame zu Liebe, oder der Gelegenheit halber auch noch hie und da einen Tanz unternahmen, Herren, die die Blicke der Gesellschaft auf sich lenkten, wenn sie sich im Takte mit einer vom Schicksal begünstigten Dame durch den Saal bewegten. Zu den Tänzern gehörte auch Erwin von Stahl. Sein blutloses Gesicht sah in dem steifen Kragen und der großen, weißen Cravatte wie eine Citrone aus, eingewickelt in dickes Packpapier. Er war geladen worden als Vertreter des Universitätsballcomités, das sich ebenfalls der Ehre rühmte, eine Zusage von Seite der Hausfrau erhalten zu haben, und sollte sich mit in die Reihen des ersten Treffens mischen, aber er zeigte weit mehr Lust, Umschau zu halten, wo eine annehmbare Weinquelle fließe, mit welchem Wunsche er sich indeß noch gedulden mußte.

Der Ball nahm seinen Verlauf, wie jedes Vergnügen dieser Art. Den Mittelpunkt des Tanzfestes bildete Anna Schuler. Fahrn hatte mit inniger Freude die Einfachheit ihrer Toilette wahrgenommen, er schmeichelte sich, diese

Aenderung seinem Einflusse wenigstens zum Theile zuschreiben zu können, und war so kühn, dies auch dem Hausfräulein gegenüber auszusprechen. Sie lächelte dazu und sagte: „Sehen Sie, Herr Fahrn, wie wir von einander anziehen. Sie sind bereits aus ihrer Reserve hervorgetreten und Ballcomitémitglied geworden, und ich habe dem Prunke des Aeußeren entsagt.“ —

Auch Heinrich von Meinwerth vergaß nicht, was er seiner Mutter versprochen hatte. Seit seinem Eintritte hatte er auf eine Gelegenheit gelauert, Anna ein paar Minuten lang ungestört sprechen zu können, endlich bot sich ihm dieselbe dar. Die Quadrille, die er mit dem Fräulein getanzt hatte, war zu Ende, nun saßen sie in einer Ecke.

„Verehrtes Fräulein,“ begann der Dragonerlieutenant, „würden Sie mir die Gunst gewähren, mich ein paar Augenblicke anzuhören?“

„Mit größtem Vergnügen, Herr Graf; aber ich bitte nur, am heutigen fröhlichen Abende nichts Ernstes.“

„Dann thut es mir leid, Ihnen nicht zu Willen zu sein. Aber ich versichere Sie, ich will den Ernst nicht allzusehr in den Vordergrund drängen. Ich bin es mir und Ihnen schuldig, mich Ihnen deutlich und ehrlich zu erklären.“

Anna blickte den Sprecher mit ruhigem Auge an. Sie wußte, wohinaus er wollte, sie hatte ein Gespräch, wie dieses, monatelang vorhergesehen, so daß sie nun vollkommen vorbereitet war. Heinrich indessen nahm ihre anscheinende Ruhe als mangelndes Verständniß für das,

was er meinte und schickte sich zu deutlicheren Auseinandersetzungen an.

„Sie wissen, mein liebes Fräulein, daß ich seit Monaten mich bemühe, Ihnen zu gefallen. Ich kann nicht ermessen, in wie weit mir dies gelungen ist, aber eines halte ich für sicher. Sie müssen eingesehen haben, daß ich Sie herzlich verehre, daß ich mir ein hohes Ziel gesteckt habe, ein Ziel, dessen Erreichung freilich ohne Ihre Hülfe mir für immer unmöglich bleiben wird. Wollen Sie Gräfin Meinwerth werden?“

Das Fräulein war gar nicht überrascht über diesen Antrag, aber im höchsten Grade erstaunt über die angenehme Art, in der er vorgebracht worden. Lag wohl auch noch in dem Gesagten manches Körnchen Selbstbewußtsein und Adelsstolz, daß sie nicht gern fühlte, so war doch der Ton ein so natürlicher, daß er dem flatterhaften Cavalier, dessen Metier die Galanterie war, fremd genug anstand.

Dieser selbst merkte den Unterschied seines Antrages mit der gewöhnlichen Weise, in der er andern Mädchen seine Neigung gestanden, ganz wohl, aber er wußte nicht, wie so er in diesen Ton verfallen, es mochte wohl der unwillkürliche Einfluß des Mädchens sein, das auch ihn gegen seinen Willen veredelte. Anna führte daher ihren Entschluß, ihn einfach abzuweisen, nicht aus, sondern sagte nach kurzer Pause in freundlichem Tone: „Ihr Antrag, lieber Herr Graf, ehrt mich sehr, es freut mich, daß Sie mir denselben so kurz und ehrlich sagen, aber ich kann Ihnen jetzt keine Antwort geben.“

„O, das will ich auch gar nicht," rief Heinrich rasch, „ich will Sie durchaus nicht überhasten. Denken Sie den Worten nach, die ich Ihnen heute gesagt habe, ich werde mir erlauben, in einigen Tagen die Antwort zu holen."

Eben begann die Musik auf's Neue. Tänzer drängten sich an Anna heran und bald schwebte sie am Arme eines jungen Mannes dahin. Der Graf war sehr zufrieden mit der Antwort, die ihm geworden. Seine Sache schien unzweifelhaft günstig zu stehen, und wie er so die elegante Erscheinung vor sich sah, da dachte er fröhlich, es werde ihm am Ende doch möglich sein, wenn er sie und mit ihr das große Vermögen geheirathet habe, ihr ein paar Monate treu zu sein.

Die Stunde des Soupers erschien. Heinrich eilte auf das Hausfräulein zu, um ihr seinen Arm zu bieten, mußte aber unverrichteter Dinge umkehren, da ihm Anna mittheilte, sie sei schon mit Fahrn zum Souper engagirt. So suchte er denn sich eine andere Dame als Nachbarin und unterhielt sich mit derselben in gewohnter galanter Manier.

Die Tafel war in zwei Sälen gedeckt, der reifere Theil der Gesellschaft occupirte unter dem Vorsitze der glänzenden Hausfrau den einen Saal, indeß der andere der jüngeren Generation vorbehalten blieb. Hier saß Anna an der Spitze, zu ihrer Linken der Architekt. Dies war die Stunde, auf welche sich Fritz am meisten gefreut hatte, denn sie verschaffte ihm das lange entbehrte Vergnügen einer ungestörten Conversation mit dem liebenswürdigen Mädchen. Wirklich kam die Unterhaltung auch rasch und

lebhaft in Fluß. Die Raststunde nahte bereits dem Ende, das Dessert ward schon herumgereicht, als das Fräulein an ihren Nachbar die Frage richtete: „Nicht wahr, lieber Herr Fahrn, Sie sind mein Freund?“

„Mehr als ich's sagen kann, mein Fräulein.“

„Ich glaube Ihnen; darum erlauben Sie mir, daß ich Sie mit einem freundschaftlichen Rathe bemühe. Darf ich?“

„Sie wissen nicht, wie sehr Sie mich dadurch ehren und glücklich machen.“

„Es ist auch wirklich eine recht diskrete Sache, und Sie können daraus entnehmen, daß ich Ihnen im vollsten Maße mein Vertrauen schenke. Graf Heinrich Meinwerth hat um meine Hand angehalten, ich habe ihm nichts bestimmtes geantwortet; er wird sich in einigen Tagen meinen Bescheid holen. — Aber was haben Sie, Sie sehen ja ganz verändert aus?“

Der arme Fritz schnitt auch wirklich ein Gesicht, als habe er ein Gespenst gesehen.

„O nein, ich habe nichts, gar nichts,“ stotterte er.

Rasch wollte er nach dem vor ihm stehenden Weinglase greifen, aber seine Hand zitterte derart, daß das Glas in's Schwanken kam und zahlreiche Tropfen der kostbaren Flüssigkeit auf den Tisch fielen.

Anna lächelte, unterdrückte aber ihre Bemerkung und fuhr fort: „In einer solchen Angelegenheit sieht man sich immer nach einem aufrichtigen Freunde um; so wollte ich Sie denn fragen, welchen Rath Sie mir geben könnten, ob Sie mir zur Annahme dieses Antrages rathen würden.“

„Ich, ich, mein Fräulein? Mein Gott, wie kann ich

Ihnen nur das geringste rathen. Ich weiß Ihnen nur eins zu sagen, daß ich sehr unglücklich bin, unaussprechlich unglücklich."

In den Augen des jungen Mannes glänzte es feucht. Die Dame mußte diesen Schimmer des intelligenten und dabei so herzensguten Augenpaares bemerken, denn sie blickte zu Boden, wodurch eine kleine Pause entstand. Endlich nahm sie auf's neue das Wort: „Ich sehe schon, daß Sie mit Ihrer Meinung zurückhalten; da werde ich wohl nach eigenem Gutdünken handeln, und dem Grafen einen Korb geben müssen."

Fahrn's Züge, die eben noch verzweiflungsvolle Bestürzung ausdrückten, veränderten sich rasch und vollkommen, aber er war so erregt durch den Wechsel der Gefühle, die auf ihn einstürmten, daß seine Stimme bebte und er kaum Herr seiner Aufregung werden konnte.

„Wirklich!" rief er noch ungläubig aus, „wirklich? Das könnten, das wollten Sie? Den glänzenden Cavalier wollten Sie wirklich ausschlagen, dem alle Herzen zu flattern?"

„Eben darum," erwiderte das Fräulein ernst, „ich weiß den Werth eines galanten Herrn, eines vornehmen Schmetterlings, wie Graf Heinrich einer ist, wohl zu würdigen. Sie sollten mich besser kennen gelernt haben, um mir eine solche Wahl zuzutrauen. Ich bin, wenn auch in großen Verhältnissen erzogen, ein bürgerliches Mädchen, und habe keine Lust, mich in Kreise zu drängen, die mir immer fremd bleiben müssen. Den Mann, dem ich mein Herz schenke, muß ich vor allem hochachten, ich will an seinen

Geist hinaufsehen können; junge Herren, wie unser galanter Graf, taugen für kein Mädchen von meinem Schlage."

„Mein theures Fräulein, Sie sind eine Perle, eine seltene, unschätzbare Perle, Sie sind ein Engel," rief Fritz im Uebermaße der Freude.

„Aber, mein Herr," sagte Anna freundlich, „Sie müssen Ihrer Stimme ein wenig Zwang anthun, man sieht von allen Seiten nach uns."

„Verzeihen Sie mir," entgegnete der Architekt gutmüthig, „aber Sie wissen, meine Manieren sind ein wenig ungeleckt, ich platze oft in salonwidriger Weise heraus, wenn mein Herz voll ist."

„Das ist's, mein Freund, weshalb ich Ihnen stets mein Vertrauen schenke, und ihren Umgang dem mit allen andern Männern vorziehe."

Fahrn schwamm in einem Meer von Wonne. Zum erstenmale tauchte in ihm der Gedanke auf, es sei am Ende doch möglich, daß das Mädchen ihn liebe. Diese Hoffnung, genährt und gehoben von dem freundlichen Benehmen Anna's und der auszeichnenden Aufmerksamkeit, mit der sie ihn augenscheinlich bevorzugte, verursachte ein derartiges Uebersprudeln von Freude und Glück, daß Anna, die seit diesem Abende der Liebe des Mannes sicher war, Gelegenheit genug hatte, ihm in liebenswürdiger Form mit Rücksicht auf die übrige Gesellschaft, zarte Dämpfer aufzusetzen.

Auch im andern Saale, wo die Honorationen um die Hausfrau sich versammelt hatten, war man beim Champagner angelangt. Der funkelnde Wein floß in Strömen und bewirkte bald eine lebhafte Stimmung der Anwesenden.

Janowsky erhob sich mit gefülltem Glase, um den Toast auf die Dame des Hauses zusprechen. Seine sonore Stimme erregte sofort die allgemeine Aufmerksamkeit, indeß die schönen Phrasen, die er vorbrachte, sich einstimmigen Beifalles erfreuten. Er sagte, mit dem fremdländischen Accente, der ihn als Polen kennzeichnete, daß er, obzwar zum erstenmale im Kreise dieses Hauses, sich gedrungen fühle, seine Verehrung für die liebenswürdige Hausfrau und ihre Familie in schmucklosen Worten auszusprechen, er gedachte des intimen Verkehres mit Herrn von Ringelstern und schloß mit der Versicherung seiner Freundschaft für dies Haus, das ihn heute so gastlich aufgenommen; sie sei so rein und echt, wie der köstliche Wein, der in seinem Glase funkle, das er nun auf das Wohl der Hausfrau leere. Die Gesellschaft stimmte lebhaft in den Trinkspruch ein und vereinte ihre Ovation für Frau Emilie mit der des Polen.

Nach kurzer Pause erhob sich Edmund zur Erwiderung: „Verehrte Damen und Herren," sagte er, „die Worte meines Freundes Janowsky haben mich auf's innigste erfreut, um so mehr, als ich weiß, daß sie einer wahrhaften Gesinnung entspringen. Ich weiß, meine hochverehrten Gäste, wie sehr Sie alle meine theure Gattin ehren und es erfüllt mich mit freudiger Genugthuung, zu sehen, daß Sie diese gütigen Gefühle auf mich, der ich ein Neuling in Ihrem Kreise bin, übertragen. Nehmen Sie meinen herzlichen Dank dafür mit der Versicherung, daß ich Ihre freundliche Gesinnung stets als eines der kostbarsten Güter auf meinem Lebenswege betrachten werde. Gestatten Sie

mir, Ihnen meinen aufrichtigsten Dank mit diesem Glase auszusprechen, insbesondere gilt er Ihnen, Herr von Janowsky, mögen Sie noch so lange in gleicher Freundschaft unter uns weilen, als ich es wünsche."

Ringelstern schritt mit vollem Glase auf den Polen zu und stieß mit demselben an. Aber in kreischendem Mißtone sprang Janowsky's Glas von oben bis unten, so daß die Scherben klirrend zu Boden fielen. Diese unangenehme Störung verursachte allgemeine Sensation, jedes Auge richtete sich nach dieser Gruppe und auf manchem Angesichte malte sich ein abergläubischer Schrecken, als habe sich ein Omen von düsterer Vorbedeutung ereignet. Nur Janowsky selbst blieb unbeweglich, er nahm aus der Hand eines Dieners ein anderes Glas und sagte ruhig: „Sie sehen, das Glas ist zu schwach für die Macht unserer Gefühle, seien wir darob besorgt, daß dieselben nie etwas von ihrer Kraft verlieren."

Der unangenehme Eindruck war bald vergessen, um so mehr, als der zumeist davon Betroffene dem ominösen Ereignisse keinerlei Bedeutung zuzumessen schien. Rentier Müller that noch ein übriges, um der Stimmung wieder die frühere Lebendigkeit zu geben. Er trug auf höchst gelungene Weise einige humoristische Verse vor, die er improvisirte, und damit wohlverdienten reichen Beifall erntete. Als er mit einem Hoch auf die unbesiegbare Jugend des Herzens schloß, die Trotz bietend der Macht der Jahre, sich nicht von grauen Haaren verdrängen lasse, da rief ihm jeder Beifall zu und manche grauköpfige Excellenz lächelte stillvergnügt in sich hinein, nicht denkend

des Podagra's, das am nächsten Morgen unfehlbar sich wieder merkbar machen mußte. So unterhielt sich der ältere Theil der Gesellschaft in nicht minder animirter Weise als der jüngere, der bereits von Neuem dem Tanzvergnügen sich widmete.

Der Cotillon, der bestimmt war, den größten Theil der Ballnacht nach der Ruhe auszufüllen, nahm einen glänzenden Verlauf unter der erprobten Leitung des Rentiers mit dem jugendlichen Herzen. Während die amusanten Touren die Unterhaltung der Tanzenden auf's beste besorgten, erfreute sich das Rauchzimmer des Besuches aller jener Herren, die entweder überhaupt nicht auf Tanz reflektirten oder mit ihren Engagements zu spät gekommen und somit sitzen geblieben waren. Dieses Interieur für Herren war auf's splendideste ausgestattet. Eine reiche Auswahl feiner Cigarren und eine nicht minder gut dotirte Batterie Weinflaschen boten den Besuchern die Grundbedingung zu erquicklicher Unterhaltung. Auch verschmähten die Gäste die ihnen dargebotenen Genüsse durchaus nicht, ja die Cigarren fanden so raschen Absatz, daß Edmund's Vorsicht, mit der er ein Kistchen für die späteren Stunden reservirt hatte, sich als höchst nothwendig erwies.

„Superbes Kraut," sagte ein Offizier, sich eine Cigarre anbrennend.

„Bin ganz Ihrer Meinung," stimmte ein anderer bei, „und ich habe daher nicht verabsäumt, mir eine kleine Probe für den Nachhauseweg einzustecken."

Eben benutzte ein junger Mann, der den Abend über sehr wenig getanzt, aber desto mehr gegessen hatte, einen

Augenblick, in dem er sich von Niemandem beobachtet sah, als von einem vertrauten Genossen, der neben ihm stand, um einen tiefen Griff in die nächst stehende Cigarrenkiste zu thun. Sein Gefährte betrachtete ihn mit Staunen und bemerkte: „Seit wann bist Du ein so starker Raucher geworden? Ich dachte bisher, daß Du gar nicht oder höchst selten rauchst.“

„Gewiß, und ich habe meine Gewohnheit nicht geändert, aber ich kenne Manchen gut, der eine theure Cigarre zu würdigen weiß, man darf nie eine günstige Gelegenheit unbenützt vorübergehen lassen.“

Mit diesen Worten schob der Praktiker die Beute in seine Fracktasche, worauf er unbefangen ein Glas Wein trank und in den Tanzsaal zurückkehrte.

Auf einem Sopha im Rauchzimmer hatten sich's Janowsky und Schitzky bequem gemacht. Vor ihnen stand eine Flasche des besten Weines, dem sie auch fleißig zusprachen.

„Also ist's doch wahr,“ sagte der Hauptmann, „was man sich in unserer Gesellschaft erzählt, daß Nicki tief in Schulden gerathen sei und daß Sie ihm herauszuhelfen unternommen haben?“

„Allerdings, aber ich versichere Sie, ein anderesmal übernehme ich eine so unangenehme Mission nicht. Ich bin gezwungen, mit Leuten zu verkehren, vor denen ich geradezu Ekel empfinde. Da ist vor allem ein gewisser Hennefeld, Sie kennen ihn sicherlich par renommée, ein widerlicher Geselle, den ich unfehlbar für einen ausgemachten Gauner halte. Mit diesem Exemplare habe ich

am meisten zu thun, und ich fürchte, es wird Wochen in Anspruch nehmen, bis die Angelegenheiten ganz geordnet sind."

„Nun, mich freut's nur, daß unser armer Freund aus dieser fatalen Situation herausgerissen und von der Furcht weiterer Unannehmlichkeiten befreit wird."

„Ja, ja, das wird er, aber er muß seine Lebensweise ändern."

„Das wird schwer halten, Janowsky; Sie müssen wissen, er huldigt meinem Grundsatze: Man kann das Leben nie genug genießen, denn der Teufel holt einen ohnedies früh genug."

„Das ist ein schöner Grundsatz, es fragt sich nur, ob der Teufel diejenigen, die ihn befolgen, nicht eben deshalb früher holt, als er sollte."

Eben trat Erwin von Stahl zum Tische. Er goß sich ein Glas voll und stürzte es in einem Zuge hinunter.

„Ich gratulire, Herr von Stahl," sagte Schitzky lachend, „Sie haben einen seltenen Zug und sind offenbar in einer guten Schule gewesen."

„Das bin ich auch," erwiderte der Student, „ja ich kann wohl sagen, für einen Studenten in der besten."

„Ich will Ihnen was sagen," bemerkte Janowsky ernst, „ich will Ihnen was sagen, junger Mann. Die Genüsse dieses Lebens sind angenehm aber gefährlich und nach Ihrem Aeußeren zu urtheilen, würde Ihnen eine tüchtige geistige Schule weit nützlicher sein, als Ihre jetzige, die Geist und Körper zu zerrütten angethan scheint."

Erwin ward roth. Er wußte nicht, was er erwidern

sollte. Der Lehrsatz Bendorf's fiel ihm ein, wonach sich ein strammer Bursche nichts dürfe gefallen lassen, sondern gie geringste Zurechtweisung mit den Waffen abwehren müsse, aber jeder Gedanke an eine Replik in diesem Sinne schwand, da er dem düsteren Manne mit dem blitzenden Orden auf seiner Brust in die Augen sah, und er fand es für's Beste, sich geräuschlos zu verziehen.

„Ein Glas für den trefflichen Arrangeur unseres Cotillon's," rief Edmund eintretend, „der gute Müller hat sich den Hals trocken gerufen."

Müller that einen erquicklichen Zug und nahm, anscheinend ein wenig ermüdet, neben den Herren Platz.

„Sagen Sie mir doch, lieber Herr," fragte der Hauptmann, „wie es kommt, daß Sie das Arrangement von Conversationstänzen, wie der Cotillon einer ist, mit solcher Liebe und Virtuosität betreiben? Mir will scheinen, daß neue Erfindungen auf diesem Gebiete überhaupt nicht oder nur wenige zu machen sind."

„Durchaus nicht. Mit ein wenig Erfindungsgeist und ein wenig Erfahrung geht es leicht, neue amusante Touren zu ersinnen, besonders, wenn man, wie hier, so werkthätige Unterstützung findet," entgegnete Müller.

„Und noch einen Faktor vergessen Sie," fügte der Hausherr bei, „das jugendliche Herz, von dem Sie heute so wahr und in so hübschen Versen gesprochen haben."

Müller verbeugte sich und richtete dann an Janowsky die Frage: „Sie sind kein Tänzer?"

„Ich habe dies Vergnügen schon seit Jahren aufgegeben. Sie haben heute ganz richtig von reifen Männern

mit jugendlichen Herzen gesprochen, es gibt aber auch Männer mit alten Herzen, die der Jugend näher stehen, als den vorgerückteren Jahren. Für solche taugt der Tanz wohl nicht mehr."

„Aber lieber Janowsky," warf Ringelstern ein, „wie Sie nur so sprechen können. Wer ist es denn, der am seltensten bei einem Vergnügen fehlt und am längsten ausharrt?"

„Wer aber hat mich dabei jemals fröhlich gesehen, wer hat mich lachen gehört?" gegenfragte der Pole, „das Vergnügen, oder das, was ihr Vergnügen nennt, hat für mich jeden Reiz verloren, und ist mir nichts als eine unentbehrliche aber auch unerquickliche Gewohnheit." —

Rascher als die vielfach amusirte Gesellschaft es vermuthete, verflog die Nacht. Die Rosse streckten sich und begannen ungeduldig das Pflaster des Hofes mit ihren Hufen zu bearbeiten, indeß die ermüdeten Lenker der Gefährte auf ihren Kutschböcken schlummerten. Selbst der ehrwürdige Portier hatte in seinem Stübchen, in dem die Lampe dem Erlöschen nahe war, das Haupt in die Arme fallen lassen und war eingenickt. Bald zeigte sich am Horizonte ein verdächtiges Grau, die schärfer werdende Luft kündete das baldige Herannahen des Tages an. Im Tanzsaale war die Musik verklungen, der größte Theil der Flaschen im Rauchzimmer war geleert, die Cigarrenkisten ihres Inhalts beraubt. Alles mahnte daran, daß die Zeit zum Aufbruche gekommen war. Nach und nach leerten sich die Säle, ein Wagen nach dem andern fuhr aus dem Hofe heraus, die müden nach dem lange entbehrten Lager sich

sehnenden Insassen nach Hause geleitend; und in kurzer Zeit sah sich die Familie Ringelstern allein in ihren Zimmern, die erfüllt von den Zeichen des abgelaufenen Festes jetzt im Morgengrauen ganz merkwürdig öde aussahen. Einer aber verließ das Haus mit so freudetrunkener Seele, daß er darob von Müdigkeit oder Uebernächtigkeit keinerlei Spur empfand, denn in seinem Herzen glühte freudige hoffnungsreiche Liebe. Dieser Glückliche, dem die Ballnacht tiefere Spuren zurückließ, als die einer vorübergegangenen prächtigen Unterhaltung, war Fritz Fahrn.

Zehntes Kapitel.

Eine Mausefalle.

Frau Weiß von Weinberg verstand die Kunst meisterlich, sich in kurzer Zeit überall, wo sie sich aufhielt, bekannt zu machen. Da sie dieselbe auch in diesem Winter anwendete, war es begreiflich, daß sich rasch um sie und ihre Tochter ein ziemlich großer Kreis bildete, der die heitere Frau und das kokette Fräulein nach Kräften zu unterhalten, sich bestrebte. Vor allem wendete die Dame ihre Erinnerungen von früheren Jahren an, sie knüpfte locker gewordene oder ganz in Vergessenheit gerathene Bande wieder zusammen, sie benutzte Bekanntschaften aus Badeorten und Sommerfrischen, kurz sie wußte es auf die verschiedenste Art dahin zubringen, daß sie in kurzer Zeit in vielen Familien häufig gesehen und daß — was ihr besonders wichtig war — auch möglichst viel von ihr gesprochen wurde. Man hätte ihr aber auf das bitterste Unrecht gethan, hätte man dies ganze Bestreben lediglich auf schnöde Unterhaltungssucht zurückführen wollen, denn bei alledem ließ sie ihren vornehmlichsten Lebenszweck nie aus dem

Auge, das Fräulein in passender Weise unter die Haube zu bringen, und für dasselbe entweder ein bedeutendes Vermögen oder einen hervorragenden Namen zu erringen, in welcher Thätigkeit, wie wir schon in Ischl gesehen haben, Hermine ihre Mutter auf's werkthätigste unterstützte. Deshalb ließen sich die Damen Herren vorstellen, und zwar unverheirathete Herren, die ihrem Alter und ihrer Stellung nach, geeignet schienen, als Schwiegersöhne zu candidiren. Graf Heinrich übernahm gerne aus alter Freundschaft diese Mission, und er entledigte sich derselben mit gewohntem Geschicke. Der lebenslustige Major Braun ward ein häufiger Besucher und war deshalb recht gerne gesehen, weil er den Damen gewissermaßen als Publikationsmittel diente, und alles, was sie anging, mit lobenswerthem Eifer unter das Publikum der Stadt zu bringen wußte. Auch Mucki, der Damenfreund, kam zu öfterenmalen; natürlich war er sehr entzückt über die üppige Hermine, gedachte ihrer häufig und mit besonderer Begeistelung und wußte auch von der ungebundenen Heiterkeit der Mama viel ergötzliches zu erzählen. Einer der eifrigsten Anhänger der neu erschienenen Damen blieb aber Heinrich Meinwerth. Es machte dem Damenhelden ein ganz exquisites Vergnügen, hier einmal das gewohnte Schauspiel umgekehrt sich abspielen zu sehen, denn während sonst er den Hof zu machen sich gedrungen sah, konnte er hier die Befriedigung haben, einmal sich selbst den Hof machen zu lassen. Dabei reizte ihn der pikante Ton des Mädchens und ihrer Mutter, die feinen Manieren derselben, die, wenngleich immer fein und in den Grenzen des conven-

tionell gestatteten, sich doch so weit von aller Prüderie oder auch nur von jenem difficilen Wesen entfernten, das heute der Anstand vorschreibt, daß ein erfahrener Mann, wie Heinrich, manches, ja vieles in Wort und Benehmen sich ungestraft gestatten durfte, was ihm anderswo strengstens untersagt war. Welch ein Unterschied zwischen Hermine von Weinberg und Anna Schuler! Hier strenge Grundsätze, ein ernstes Wesen, das trotz der gewöhnlichen munteren Umgangsformen sogleich zu Tage trat, wenn er in irgend einer Weise die strenge gesellschaftliche Sitte bei Seite lassen wollte, dort ausgelassene Fröhlichkeit, die selbst mancher Unziemlichkeit gegenüber höchstens ein kurzes kokettes Schmollen entgegensetzte; hier die Reserve eines Mädchens, das ihr Herz und dessen Neigung als höchstes Kleinod zu wahren weiß, dort ein amusantes Spielen mit Liebe und Gegenliebe, ausstaffirt mit manchen handgreiflichen Avancen. Kein Wunder, daß sich der Sprosse des edlen Grafengeschlechts weit besser in der Nähe dieses Fräuleins unterhielt, und mit der Zeit, in Folge der unausgesetzten Predigten seiner Mama dahin gekommen war, in Anna Schuler seine präsumtive Braut zu sehen, die mit ihrem Vermögen die Familie in Glanz und erhöhtes Ansehen bringen sollte, in Hermine Weinberg dagegen ein Mädchen zu erblicken, das durch ein kleines pikantes Verhältniß und seine interessanten Wechselfälle ihn für die Langeweile entschädigen sollte, die ihm an Anna's Seite immer mehr und mehr entgegentrat. Die arme Anna! Das Schicksal der Gemahlin dachte ihr bereits ihr Bräutigam zu. Dabei fand er in diesem Spiele mit Herminen durchaus nichts gefähr-

liches, war er doch so oft schon ähnlichen und ernsteren Verhältnissen glücklich entronnen. Zwar sorgte Major Braun dafür, daß sich in kurzer Zeit in bekannten Kreisen manches Gerücht verbreitete, aber Heinrich that nichts anderes dem gegenüber, als solche Vermuthungen mit Selbstgefälligkeit zu belächeln. Ja, im Grunde genommen schmeichelte es ihm, unter seinen Freunden als besonders vertraut mit der auffallenden neuen Erscheinung zu gelten. Aber so ganz harmlos, als sich der Lieutenant dies Verhältniß vorstellte, war es denn doch nicht, dazu war Frau Weiß von Weinberg eine viel zu praktische Dame und ihre Tochter viel zu sehr eingeweiht in die Lehren ihrer Mutter. Gerade ein galanter Schmetterling, wie Heinrich, der sich sicher fühlte in der Erinnerung an so viele Siege, schien ihr eher geeignet, in die Falle zu gehen, als ein bedächtiger Mann, der durch Unerfahrenheit und Schüchternheit unwillkürlich vorsichtiger zu Werke gehen konnte. Da sie nun aus Braun's Munde die Thatsache als verbürgtes Stadtgespräch vernahm, daß der Graf sich mit Anna Schuler verloben wolle, so faßte sie den Plan, rasch einen Hauptcoup auszuführen.

Es war Empfangstag bei Weinberg, wenige Tage nach dem Balle bei Ringelstern. Heinrich Meinwerth fehlte selten an einem solchen Tage, ja, er trachtete meist eine Viertelstunde vor den übrigen zu kommen, um wo möglich das Vergnügen einer intimen Unterhaltung mit den beiden Damen genießen zu können. Auch heute zögerte er nicht zu erscheinen. Wenn er auch von seinem Standpunkte nicht ohne Grund sich mit Anna Schuler für so gut als

verlobt ansah, hatte er sich doch schon so sehr daran gewöhnt, Hermine als Nebensonne zu betrachten, daß er sich durchaus kein Gewissen daraus machte, ihr auch heute in gewohnter Weise den Hof zu machen.

„Sie haben sich am Balle bei Ringelstern wohl ganz vorzüglich unterhalten?“ fragte die Hausfrau.

„Allerdings, ich habe viel getanzt und manche gute Bekannte getroffen.“

„Natürlich, das Fräulein vom Hause ist sehr hübsch und liebenswürdig, soweit ich mich aus Ischl ihrer erinnere.“

„Gewiß ist sie das; — ein wenig bürgerlicher Ton und vor allem in ihrem Wesen sehr — wie soll ich sagen — zurückhaltend.“

Die Dame warf ihrer Tochter einen vielsagenden Blick zu, worauf diese das Gespräch auf andere Gegenstände lenkte und schließlich von einer kunstvollen Arbeit erzählte, die sie eben unter den Händen habe.

„Wirklich,“ sagte Heinrich, der nicht gerade großes Interesse an den Tag legte, „ich wußte gar nicht, daß Sie so arbeitsam sind.“

„O ja, ich kann auch anderes als plaudern, und davon sollen Sie sich selbst überzeugen. Kommen Sie, Graf Heinrich, machen Sie mir die Freude, meine Arbeit zu besichtigen und Ihr Urtheil darüber abzugeben.“

Was wollte er machen, als dieser Einladung Folge leisten?

„Ich führe Sie in mein Gemach,“ sagte Hermine mit komischer Feierlichkeit, Sie müssen diesen Beweis ver-

trauensvoller Offenheit hoch anrechnen, nur selten betritt ein männlicher Fuß und nun gar schon ein bespornter, dies Heiligthum."

„Mir ist zu Muthe wie Faust, da er in Margarethen's Kammer tritt."

„Finden Sie sonst viel Aehnlichkeit mit mir und dieser mittelalterlichen Jungfrau?"

„Wenig, Gretchen ist im Vergleiche mit Ihnen etwas sehr zimpferlich."

Hermine lachte hell auf und führte den Grafen in ihr Zimmer, wo auf einem Arbeitstische in der Nähe des Fensters die besprochene Arbeit lag. Das Mädchen pries sie auf heitere Weise an und der galante Offizier konnte wohl oder übel nicht anders, als in dies Lob einstimmen.

„Bleiben Sie ein wenig da bei mir, Graf Heinrich," rief sie, „setzen Sie sich zu mir und sehen Sie mir beim Arbeiten zu. Zur Mama werden jetzt andere Herren kommen, da hat sie Gesellschaft genug. Aber Sie gestatten mir doch, daß ich in Ihrer Gegenwart mich mit diesem Kunstwerke befasse?"

„Natürlich. Sie sind zu freundlich, mich so in's Vertrauen zu ziehen."

„Nicht wahr? Hier ist's gemüthlich. Man sagt, ein Weib sei nie schöner, als bei einer häuslichen Beschäftigung."

„Das mag bis zu einem gewissen Grade wahr sein, mir gefällt eine Dame immer, wenn sie das, was sie macht, graziös auszuführen versteht."

„Ist das für mich Lob oder Tadel?"

„Lob, mein Fräulein, denn ich versichere Sie, ich habe noch selten etwas graziöseres gesehen, als die Bewegung ihres Armes bei dieser Arbeit."

„Gehen Sie, Graf, Sie sollen nicht überall hinsehen."

Diese Bemerkung kam dem Fräulein schwerlich vom Herzen, denn ein unbefangener Beschauer hätte glauben müssen, daß sie ihn eben nur deshalb zum Zusehen eingeladen hatte, um ihm ihren vollen, runden Arm zu zeigen, der aus dem geschlitzten Aermel des Hauskleides kokett sich genug vordrängte. In ähnlicher Weise plauderten beide noch ein Weilchen weiter. Heinrich wurde immer wärmer und fing an nachzudenken, daß er diesen intimen Auftritt eigentlich von Rechtswegen doch nicht ungenützt vorübergehen lassen sollte. Plötzlich fiel ein Armband, wahrscheinlich in Folge der eifrigen Bewegung vom Arme des Fräuleins herab auf den Boden. Heinrich erhob sich rasch, beugte ein Knie und bot ihr den Schmuck.

„Ich danke bestens," sagte Hermine verbindlich lächelnd, „aber bitte, bleiben Sie ein wenig knien, es kleidet Sie sehr gut."

„Meinen Sie? Sie sind es wohl gewohnt, daß die Herren vor Ihnen auf den Knien liegen?"

„Wie ungezogen, Sie Böser. Aber warten Sie, ich habe Ihnen noch eine Predigt zu halten. Ja, ja, mein Herr, was soll das heißen? Sie sind ja ein Don Juan, wie ich höre. Zu gleicher Zeit sagen Sie verschiedenen Damen die gleichen Schönheiten und wollen gleichzeitig

mehreren weiß machen, daß Sie nur eine verehren. Ist das recht gehandelt? Was?"

„Ich liege ohnehin schon auf den Knien und kann mich unmöglich weiter herablassen, was ich sonst jedenfalls thäte, damit ich Ihre Verzeihung erlangen könnte."

„Meine Verzeihung, ja, ja, Sie Mann mit dem weiten Herzen. Wie viele Damen mögen da noch darinnen stecken unter dem bunten Waffenrock? Und jede glaubt in ihrer Unschuld, die Arme, daß sie die einzige ist."

Das Mädchen hatte sich dem vor ihm knieenden Manne so genähert, daß ihr Athem seine Wangen streichelte. Heinrich schloß beide Arme um ihre Taille.

„Machen Sie keinen so verführerischen Mund, reizende Hermine," sagte er entzückt, „sonst muß ich sie küssen."

„Ei, das wollen wir doch sehen," meinte die junge Dame mit seltener Kühnheit, indem sie die Warnung in den Wind schlagend, sich noch tiefer herzuneigte. Aber der Dragonerlieutenant machte seine Drohung wahr, er zog Hermine an sich und drückte Kuß auf Kuß ihr auf Wangen und Lippen.

„Ei bravo, ich gratulire vom Herzen," rief plötzlich eine fröhliche Stimme.

Erschreckt fuhr das Paar auseinander, Hermine verbarg ihr Gesicht und Heinrich sprang empor. Major Braun war eingetreten, mit ihm Frau von Weinberg und Mucki, der Damenfreund. Die Thüre mußte angelehnt geblieben sein, oder die beiden jungen Leute waren zu sehr mit sich beschäftigt gewesen, denn das erste Zeichen

der Anwesenheit Fremder waren die Worte, mit denen der Major seinen Beifall ausdrückte.

„Meine beste Gratulation," fuhr er fort, sich gegen die Mutter wendend, „aber warum haben Sie so hinter'm Berge gehalten, wir wußten doch von dieser Brautschaft des Fräuleins bis jetzt kein Wort."

„Sie sehen mich nicht minder erstaunt," entgegnete jene, „mein Gott, es gibt Dinge, die man selbst vor der Mutter geheim hält. Uebrigens," fuhr sie fort, sich zu dem Grafen wendend, „sollte ich Ihnen eigentlich zürnen, daß Sie so hinter meinem Rücken meiner Tochter Herz eroberten, indessen, da Sie es sind, den ich stets als Cavalier und Menschen geachtet und geschätzt habe, der mir schon als Sohn Ihrer Mutter nahe steht, gebe ich meinen aufrichtigen Segen, meine theuren Kinder."

Hermine fiel nach diesem mütterlichen Ergusse an den Hals der Dame, während Heinrich noch immer dastand, als ob der Blitz vor ihm in den Boden gefahren. Mucki näherte sich ihm und sprach nicht ohne leisen Anflug von Spott: „Du machst eben ein gar zu komisches Gesicht, mein Lieber. Ja, ja, so entdeckt zu werden, ist manchmal peinlich. Freilich wird Dir ja alles verziehen, also nimm auch meinen besten Glückwunsch."

Nach und nach klärten sich die Gedanken des ertappten Sünders, aber die Lage, in der er sich sah, war eine so eigenthümliche, daß er noch immer nicht wußte, wie er sie nehmen solle. Er war in einer Situation gefunden worden, die freilich nur bei einem Bräutigam erklärlich war, das Mädchen schien compromittirt vor zwei Herren,

die in mancher Beziehung ganz gut als Repräsentanten der ganzen Stadt erscheinen konnten; er war Cavalier genug, um einzusehen, daß er wohl oder übel die Consequenz seiner Handlung ziehen und Hermine heirathen müsse; aber da fiel ihm ein, daß er ja um Anna Schuler angehalten habe, daß er eigentlich schon verlobt sei und er sah sich in eine so peinliche Klemme gebracht, daß selbst der gewandte Mann sich nicht zu helfen wußte. Diese Gedanken schossen in rascher Folge durch seinen Kopf und als nun die Mutter ihm das Mädchen mit den Worten zuführte: „Hier, lieber Sohn, nehmen Sie mein Kind; daß sie Sie liebt, wissen Sie bereits aus ihrem Munde," da verließ ihn seine ganze Tournure und er stammelte in qualvoller Verlegenheit: „Meine Mutter — ich weiß wirklich nicht — ob meine Mutter — — —"

„Das soll meine Sorge sein," sagte Frau von Weinberg, „ich wette, daß Gräfin Helene nichts gegen eine Verbindung mit meiner Tochter haben wird, sind wir doch auch von gutem Adel und selbst persönlich befreundet. Und vor allem die Liebe, das Herz muß entscheiden."

„Heinrich, theurer Heinrich," rief Hermine, indem sie ihm um den Hals fiel, „ich liebe Sie schon lange herzlich und werde Sie immer lieben." Längst schon hatten Braun und Mucki in diskreter Zuvorkommenheit das Feld geräumt, die drei waren allein. Der Offizier sah ein, daß er nichts Triftiges einzuwenden vermöge, die liebevolle Versicherung des Mädchens, das an seinem Halse hing, gab den Ausschlag und so machte er gute Miene zum bösen Spiele und erwiderte die Zärtlichkeiten Herminens. —

„Wie ist mir nur," sprach Mucki, als er mit Braun die Treppe hinabging, „ich habe die Liebelei Heinrich's mit dem Fräulein von Weinberg nie für ernsthaft gehalten. Hat er sich denn nicht in bestimmter Absicht um Fräulein Schuler bemüht?"

„Wer kann's wissen," entgegnete der Major, „so viel steht fest, daß er jetzt nicht anders kann, als diese Dame heirathen."

„Gewiß, gewiß, aber straf' mich Gott, mir machte er den Eindruck, als ob er nicht recht anbeißen wollte, der alte Weiberheld." — —

Major Braun sorgte in gewohnter bewährter Weise dafür, daß die Stadt in kürzester Zeit von dem interessanten Ereignisse in Kenntniß gesetzt werde. Ein paar Tage später erschien es schon als überflüssig, Verlobungsanzeigen auszuschicken, denn der vortreffliche Mann hatte die Arbeit der Publikation in eminentester Art gelöst. Gräfin Helene erfuhr die Begebenheit aus dem Munde ihres zerknirschten Sohnes noch am nämlichen Tage. Seit jener unglücklichen Stunde, in der sie die Nachricht von dem Unglücksfalle weiland ihres Gatten erfahren hatte, war ihr kein größerer Schrecken zugestoßen, ja, die Geschichte war so recht ein Blitz aus heiterem Himmel, da auch sie nach der Erzählung Heinrich's die Verbindung desselben mit der reichen Fabrikantenstochter als feststehend angesehen hatte. Wie verhängnißvoll war nun ihre Prophezeihung in Erfüllung gegangen. Der bunte Falter, der von einer Blume zur andern flatternd, überall Honig genippt und dann das Weite gesucht hatte, war jetzt plötzlich in einem ziemlich

grobmaschigen Netze gefangen, aber was das Traurigste war, er war eben einmal gefangen. Heinrich ließ den Erguß der mütterlichen Zähren über sich ergehen, er hörte geduldig die Vorwürfe an, mit denen er überhäuft wurde, da er so unbedacht die glänzende Aussicht mißachtet und den fast zur Reife gediehenen Plan zerstört hatte, ja er trug sogar stillschweigend und gesenkten Hauptes die frommen Citate aus diversen Büchern, endlich aber wagte er es, seine Stimme zu erheben und darauf hinzuweisen, daß, wie einmal die Sachen ständen, gegen die Thatsachen selbst nichts mehr vorzukehren, sondern bloß mehr die praktische Folge derselben in's Auge zu fassen sei. Die Richtigkeit dieser Bemerkung mußte die Gräfin zugeben, aber alle Erwägungen führten diesfalls doch nur zu dem Resultate, daß Graf Heinrich das Fräulein, gegen dessen Familie nichts einzuwenden war und das er nun einmal compromittirt hatte, zum Altare führen müsse. Die fromme Frau begab sich daher zur Frau von Weinberg, um wichtige materielle Fragen in's Klare zu bringen, aber das Scheitern des ihr lieb gewordenen Planes brachte es mit sich, daß sie dieser Verlobung gegenüber wenig Freude äußern konnte. Erst als sie von den großen Einkünften des nahe verwandten, hochbetagten Kirchenfürsten vernahm, von dem zu erben Hermine große berechtigte Hoffnungen hatte, fing sie an, sich mit dem Gedanken ein wenig zu versöhnen, daß dies Fräulein ihre Schwiegertochter werden solle. Viel nachhaltiger war der Groll, den Frau Emilie von Ringelstern empfand, als ihr die aufregende Neuigkeit mitgetheilt wurde. Ihre Lieblingsaussicht war zerstört, ja,

ihr Haus erschien ihr verhöhnt, da nun auch Anna keinen Anstand nahm, zu erzählen, wie der treulose Cavalier einige Tage früher um ihre Hand angehalten hatte.

„Das ist eine schwere Beleidigung für mich und Dich," sagte sie zorngerötheten Angesichts, „und Edmund, als der männliche Repräsentant der Familie, sollte den Grafen mit den Waffen zur Rechenschaft ziehen für diese Beschimpfung."

„Das wäre doch das Schlimmste, was geschehen könnte," entgegnete die Tochter ruhig, „durch einen solchen Eklat würde ich wirklich beschimpft werden, während so Niemand zu erfahren braucht, wie sich mir Heinrich genähert hat, denn er selbst wird wohl schwerlich davon etwas erwähnen."

„Du magst recht haben," brummte die Mutter verdrießlich, „aber es ist doch zu ärgerlich, daß man einen solchen Tort ruhig einstecken muß. In mein Haus wenigstens soll er mir nicht mehr, ich empfange ihn nicht wieder."

„Du hättest ihn nie empfangen sollen, oder mindestens hättest Du nie eine Idee nähren dürfen, die mich und Dich jetzt bloß stellen kann. Ich habe Dir schon in Ischl erklärt, daß mich der Graf sicherlich nicht liebt und höchstens des Geldes halber zu heirathen entschließt. Aber damals wolltest Du mir nicht glauben, nun bist Du in unangenehmer Weise belehrt."

Frau Emilie konnte dem nichts entgegensetzen, weshalb sie ärgerlich schwieg. Anna begann nun einen Vergleich zwischen dem galanten Offiziere, der schließlich sich

so fatal entpuppt hatte und dem einfachen, aber charaktervollen Fahrn zu ziehen, eine Parallele, die natürlich sehr zu Gunsten des Letzteren ausfiel.

Emilie hörte nur mit halbem Ohre zu und beendete schließlich das Zwiegespräch mit der grämlichen Sentenz: „Bei einer reichen Erbin sucht jeder nur das Geld, sei er nun Graf oder Geschäftsmann, das kannst Du mir glauben.“

Elftes Kapitel.

Auf welche Art Herr von Ringelstern einem ernsten Zweikampfe entgeht.

Der erste Theil von Wägner's neuestem Werke war in den ersten Tagen des neuen Jahres erschienen und fand sofort lebhafte Berücksichtigung. Die Fachblätter brachten Anzeigen und Recensionen, es begann ein Federkampf für und wider die darin aufgestellten Principien. Manchem Gelehrten dünkten die Behauptungen doch zu kühn, mancher vermißte die scholastisch=hergebrachte Methode, aber darin waren alle einig, daß das Werk von hohem bleibendem Nutzen für die Rechtswissenschaft sei und daß man sich viel Schönes und Neues von seiner Fortsetzung versprechen könne. Indeß die Arbeit des Doktors so allgemeinen Anwerth fand, gerieth er selbst rasch in immer besorgniß=erregenderen Verfall. Sobald die Anspannung der Nerven aufhörte, trat eine derartige Erschlaffung ein, daß er in kurzer Zeit einsah, er könne wenigstens für die nächste Zukunft nicht in ähnlicher Weise der gewohnten Thätigkeit leben.

Er sah sich gezwungen, seine wissenschaftlichen Arbeiten gänzlich einzustellen, ja, es wurde bald auch nothwendig, die Vorlesungen, die er bis dahin stets pünktlich eingehalten hatte, zu unterbrechen. Der Arzt, den zu consultiren er doch endlich wieder einmal gerathen fand, verordnete dringendst absolute Ruhe, jede Erregung müsse unfehlbar schaden, ja, eine bedeutende Aufregung sei sogar sicherlich von den böseſten Folgen begleitet. So sah er sich denn zum Nichtsthun verdammt, denn so oft er seinem eigenen Kopfe folgend, irgend eine Thätigkeit wieder aufnehmen wollte, fehlte ihm die physische Kraft. Die Zeilen des Buches, in dem er las, fielen über- und untereinander, sein Kopf war nicht im Stande, ihren Sinn zu erfassen, mit einem Worte, der Körper versagte seinen Dienst hierzu.

Aber mit dieser Unthätigkeit kehrten die schlimmen Feinde wieder, die er sich nur mühsam in der Zeit eifrigen Studiums vom Leibe gehalten hatte, die Gedanken an die Vergangenheit. Stundenlang hing er wieder seinem trüben Grübeln nach, verzehrte sich in wehmüthigen Reflexionen und gedachte der nimmer verheilenden Wunde seines Herzens. So verfiel er von Tag zu Tag mehr in's melancholische Fach, so daß selbst die liebevollsten Bemühungen Fahrn's, sein Gemüth zu erheitern, fehl schlugen. Dabei trat auch eine gewisse Apathie immer mehr hervor, die ihm sonst fremd gewesen. Alle Dinge der Außenwelt verloren ihren Reiz, ja beinahe ihre Bedeutung für ihn, kaum interessirte ihn ein Gespräch, und wenn er auch manchmal, um den Sprecher nicht zu verletzen, sich den Anschein gab, als nehme er Theil an dem gehörten, so verrieth doch sein in's

Leere starrender Blick, wie weit entfernt seine Gedanken vom Gegenstande der Unterhaltung waren. Begreiflich war es denn auch, daß sein körperlicher Zustand allen, denen er am Herzen lag — und leider waren dies sehr wenige — immer mehr Unruhe verursachte, ja, der Arzt fing an, an jedem Erfolge zu zweifeln und setzte seine ganze Hoffnung nur mehr auf den Sommer und eine erquickende Gebirgsluft; aber auch an dieser Hoffnung mochte er manchmal irre werden, wenn er das melancholische Lächeln des Patienten bei solchen Vorschlägen bemerkte und die immer wiederkehrende Antwort, er wolle nirgends anders sich hinschicken lassen, als nach Ischl, entgegennahm.

Allmälig bildete sich im Kopfe des leidenden Gelehrten die feststehende Idee aus, daß er an den Marken seines irdischen Daseins angelangt sei und daß in kurzer Frist sein Lebensende herannahe. Deshalb galt es nun, Abschied zu nehmen von allem, was ihm hienieden werth gewesen war. Seine Lehrthätigkeit hatte er bereits eingestellt, seine wissenschaftliche Thätigkeit desgleichen, Freunde zählte er außer Fahrn nicht, und den hoffte er selbst noch in seinen letzten Stunden um sich zu sehen. Aber eines blieb noch, der schmerzlichste Abschied. Monatelang hatte er den Gedanken gepflegt, das Gespräch im Walde bei Ischl sei dieser Abschied von dem Gegenstande seiner unglücklichen Liebe gewesen, jetzt befiel ihn der Gedanke mit unwiderstehlicher Gewalt, sie noch einmal zu sehen. Nicht sie sprechen, ja nicht sie sprechen, aber noch einmal, nur noch einmal sie sehen! Der Gedanke ward zum festen Entschlusse. Täglich wandelte er langsam und in sich

versunken in den Anlagen und spähte, wenn die Zeit des mittäglichen Corso's gekommen, nach jedem Wagen, nach jedem promenirenden Paare, aber ohne Erfolg. Sein Verlangen, Risa zu erblicken, ward durch diese mißglückten Versuche immer stärker; er schlich sogar manchmal in der Nähe des Palais Meinwerth umher, in einer Gegend, die er Jahrelang sorgsam gemieden hatte, aber wenn er auch manchmal flüchtig die gräfliche Equipage erblickte, es wollte ihm nun einmal nicht glücken. Endlich half ihm der Zufall.

Der Verleger seines neuen Werkes sandte ihm eines Tages ein Billet, worin er um eine gefällige Besprechung in seinem Geschäftslokale bat. Es war in den Nachmittagsstunden, als Wägner diesem Ansuchen Folge leistend, bei dem Buchhändler erschien. Der kluge Geschäftsmann verwickelte ihn bald in ein wichtiges Gespräch, denn ihm lag daran, den Autor zu irgend welchen bindenden Zusagen betreffs der Fortsetzung seines Buches zu vermögen, während Wägner nicht im Stande sein konnte, sich zu irgend welchen Zusicherungen zu verstehen. Beide Männer unterhandelten eben in dieser Weise, als der Doktor an dem Rauschen eines Kleides erkannte, daß eine Dame in das Lokal getreten sei. Von einer raschen Ahnung ergriffen, wandte sich Wägner und erblickte dicht hinter sich Risa. Die Gräfin erblaßte, neigte dann in einiger Verwirrung den Kopf zum Gruße und schritt rasch auf den Ladentisch zu. Wägner's Herz klopfte fast hörbar, er fühlte, wie das Blut ihm siedend in das Haupt schoß.

Von einem geschäftlichen Gespräche war weiter nicht

die Rede, er brach kurz ab und wandte dem erstaunten Buchhändler den Rücken. Kein Auge wollte er von der Dame abwenden, die er durch die Gunst des Geschickes noch einmal in so unmittelbarer Nähe sehen durfte. Auch Risa war merklich verwirrt, sie hatte rasch ihren Muff auf den Ladentisch gelegt und ein Buch verlangt, wobei ihr, ohne daß sie es merkte, ein Handschuh entfallen war. Diesen Umstand bemerkte indeß der Gelehrte und richtete sein vornehmlichstes Augenmerk darauf, diesen an sich so unbedeutenden Gegenstand als schwärmerisches Erinnerungszeichen an sich zu nehmen. Wirklich ergab sich ein Moment, in welchem Niemand auf ihn achtete. Diesen Augenblick benutzte Wägner, beugte sich und ergriff mit zitterndem Finger den Handschuh. Risa's Geschäft war beendet, sie ging daran den Laden zu verlassen und vermißte nun erst ihren Handschuh. Aber alles Suchen half nichts, der romantische Dieb barg sein glühendes Gesicht in einem Buche und die Gräfin kam endlich zum Schlusse, sie müsse den abhanden gekommenen Gegenstand im Wagen liegen gelassen haben, womit sie, ohne einen Blick auf Wägner zu werfen, zur Thüre hinausschritt. Nun ließ sich auch der Doktor nicht länger halten; ohne auf des Buchhändlers Intention, das unterbrochene Gespräch wieder aufzunehmen, weiter einzugehen, versprach er in nächster Zeit wieder vorzusprechen und ging hinaus.

Wägner befand sich in merkwürdig erregter Stimmung. Der Handschuh, den er in seiner Tasche hielt, schien ihm ein wunderbares Heiligthum, ein Trost, den der mitleidige Himmel ihm zur Versüßung der letzten bittern Stunde ge-

sandt habe. Er rührte ja von jener Hand her, die er in glücklicheren Jahren so oft liebevoll in seiner gehalten hatte, von jener Hand, die er einst gewähnt hätte, zu schönem Bunde für die Lebenszeit festhalten zu dürfen. Der Wahn war geschwunden, damit auch der Inhalt seines Lebens verraucht, und er hatte nichts mehr als die leere Schale übrig, wie er jetzt nur mehr den Handschuh behalten konnte, den leeren Handschuh. Solchen trüben Ideen hing Wägner nach, als er in die Anlagen wandelte, als er dort sich niederließ auf einer Bank am Wege. Die lustwandelnden Leute bemerkte er gar nicht, sein Geist war zu sehr erfüllt von den Bildern, die das Pfand in seiner Tasche in ihm erweckt hatte. Da plötzlich schlug von fremder Stimme gesprochen ein Name an sein Ohr, der ihn aus seinem Brüten erweckte, ein Name, der so sehr mit seinen Gedanken verwebt war, daß es ihm beinahe scheinen mochte als sei der Ton nur Einbildung. Aber, als er aufsah, erblickte er zwei Herren, die an seinem Sitze vorübergingen und er sprang rasch auf, ihnen zu folgen.

„Ich will im Allgemeinen Dir nicht Unrecht geben,“ hatte Schitzky eben gesagt, „aber Du mußt anderseits zugeben, daß es gerade in unserer Gesellschaft auch Ausnahmen gibt. Da ist vor allem Risa Meinwerth, von der auch die bekanntesten Lästerzungen nichts Greifbares anzugeben wissen.“

„Risa Meinwerth?“ sprach mit frivolem Tone Edmund von Ringelstern, „gerade diese Dame hättest Du nicht als Beispiel für das Gegentheil anführen sollen.“

„Wieso nicht? Ich wenigstens wüßte von ihr nichts

zu erzählen, und man sagt mit Recht, daß die Mädchen die besten sind, von denen man am wenigsten sprechen kann."

„Desto mehr wüßte ich zu erzählen. Du weißt, Hauptmann, in solchen Dingen muß man von äußerster Diskretion sein, aber eines kann ich Dich versichern; ein erfahrener Mann, der die rechte Saite anzuschlagen weiß, kann gerade bei dieser romantischen Dame, deren Leidenschaftlichkeit rasch durch ihre kalte Verhüllung durchschlägt, mehr erreichen, als bei mancher andern, die unsere Lebemänner für ganz besonders zugänglich halten mögen."

„Ha, ha, Du meinst also nach dem alten Sprichworte, daß stille Wasser tief gründen."

„Tief, ja, ja, sehr tief."

Länger hielt Wägner nicht an sich. Seiner kaum mächtig ereilte er die Herren, die knapp vor ihm gingen mit einem Satze. In wilder Aufregung faßte er Herrn von Ringelstern am Arme und rief ihm zu: „Wie können Sie es wagen, Herr, eine Dame in dieser Weise zu beschimpfen. Wie können Sie — —

Edmund riß sich los, und entgegnete hochfahrend: „Was wollen Sie? Was soll der Auftritt hier unter so vielen Leuten? Ich begreife ein solches Benehmen nicht. Sie sind mir nicht vorgestellt. Wer sind Sie?"

„Ich heiße Wägner, aber das ist hier die Nebensache. Ich weiß sehr gut, wer Sie sind, Herr von Ringelstern, ich habe Sie im Bade gesehen. Was gibt Ihnen ein Recht, hier öffentlich in einem solchen Tone von einer Dame zu sprechen, die hoch über jeder Verleumdung steht?"

„Beenden Sie diese widerwärtige Scene. Ich habe

Ihnen keine Antwort zu geben, am wenigstens hier. Was gibt Ihnen ein Recht von mir Rechenschaft zu fordern, oder sich zum Vertreter einer Dame aufzuwerfen, die mit Ihnen sicherlich in keiner Verbindung steht?"

„Es ist gut, Herr, es ist gut! Sie werden mir Antwort geben, Antwort, wie sie unter Männern nicht versagt werden kann, mit den Waffen, mein Herr, mit den Waffen."

„Ich kann Ihnen dies nicht versagen," entgegnete Edmund finster, „wenden Sie sich hier an meinen Freund, Hauptmann Schitzky."

„Ich werde für Ihren Sekundanten morgen in den Vormittagsstunden zu sprechen sein," sagte der Hauptmann förmlich, „hier ist meine Adresse." —

„Sage mir nur, Edmund," fragte Schitzky, nachdem der Doktor sich mit rascher Verbeugung entfernt hatte, „sage mir nur, wer der Mensch war, und was er wollte. Er kann doch unmöglich in einem Verhältnisse zur Gräfin Meinwerth stehen, das ihn zum Ritterdienste verpflichten könnte. Mir ist die ganze Sache sehr mysteriös."

„Ach mein Gott," sprach Ringelstern verdrießlich, „ich weiß nicht wie der Mann, der, so viel ich weiß, Gelehrter und Universitätsdocent ist, zu einer solchen Vertheidigung dieses Mädchens kommt, aber mir ist die Sache im höchsten Grade peinlich. Ich bitte Dich, denke nur, welches Aufsehen die Affaire machen wird, wenn es publik wird, daß ich, ein verheiratheter Mann, mich wegen der jungen Gräfin Meinwerth geschlagen habe."

„Das ist richtig; auch selbst das wäre höchst fatal, wenn Deine Aeußerungen über sie bekannt würden."

„Natürlich, ich bitte Dich daher, vollstes Stillschweigen zu bewahren, vielleicht können wir's doch geheimhalten, mindestens die Ursache des Duells.“

„An mir soll's nicht liegen, auf meine Diskretion kannst Du unbedingt zählen. Aber was hatte er nur, der Mann, er sah so furchtbar erregt aus, straf' mich, Gott, beinahe wollte mir's scheinen, als hätten wir mit einem Verrückten zu thun gehabt.“ — —

Der präsumtive Verrückte eilte indeß davon. Er war so verwirrt, daß er kaum den Weg sah, den er ging. Hin und wieder stieß er an einen Baum an, rannte an Vorübergehende und zog die Aufmerksamkeit aller so sehr auf sich, daß Jedermann ihm kopfschüttelnd nachblickte. Ohne aber dies zu bemerken, strebte er auf kürzestem Wege nach Fahrn's Wohnung, ja es war beinahe anzunehmen, als führe ihn ein gewisser Instinkt auf dem richtigen Wege diesem Ziele zu, denn in seiner Erregung erkannte er kaum die Gassen. Trotzdem war er in kurzer Zeit vor dem Hause, stürmte die Treppen hinauf und stand bald vor dem auf's Höchste betroffenen Architekten, der ganz zufällig daheim war.

„Um Gotteswillen,“ rief dieser, „Hans, was ist Dir? Du bist außer Athem und siehst furchtbar aus. Ich bitte Dich, nimm vor allem Platz und erhole Dich ein wenig.“

„Laß, laß, ich habe Dir Wichtiges mitzutheilen.“

Wägner schnappte nach Luft und griff mit den Händen um sich. Fahrn bemerkte, daß er momentan nicht im Stande sei, ihm Aufklärungen zu geben, er drückte ihn daher mit sanfter Gewalt auf's Sopha nieder und sprach bittend:

„Nur einen Augenblick gönne Dir Ruhe, in dieser Verfassung kannst Du Dich ja unmöglich mit mir verständigen. Beruhige Dich nur ein wenig, Dir ist offenbar irgend eine gräßliche Scene zugestoßen. Ruhe Dich aus, dann werde ich Dich anhören und Du kannst sicher sein, daß ich nach meinen Kräften mich bemühen werde, Dir beizustehen, wenn es nöthig sein sollte."

Der Doktor sah ein, daß er nachgeben müsse. So blieb er denn regungslos sitzen, während sein Freund mit ängstlicher Sorgfalt ihn beobachtete. Der Anblick, den der Kranke bot, war auch wirklich besorgnißerregend, denn auf seinem verfallenen Gesichte wechselte Todesbläße mit fieberischer Gluth und die Augen funkelten in krankhaftem Glanze. Endlich schien er so weit erholt, daß er einer zusammenhängenden Erzählung mächtig war, und nun begann er rasch und lebhaft unter heftigen Gesticulationen die Scene zu beschreiben, die er eben gehabt hatte, indeß Fahrn ihn mehrmals unterbrechend, sich die größte Mühe gab, ihn nur einigermaßen zu beruhigen.

„Du siehst ein, Fritz," schloß der Doktor endlich, „daß ich den Buben züchtigen muß, ich habe ihn gefordert, sag' ich Dir, auf Leben und Tod!"

„Du? Allmächtiger Gott, vergißt Du denn, daß Du leidend bist, daß Dir jede Erregung schädlich sein muß?"

„Das alles ist Nebensache. Ich kann nicht so erbärmlich sein, frivole Reden, Beschimpfungen und infame Verdächtigungen über ein Wesen ausstoßen zu hören, das ich — das mir — —

„Aber bedenkst Du nicht, Hans, wie sehr Du sie eben dadurch compromittirst?“

„Compromittiren, ich? Das kann ich nicht glauben, und wäre es so, ich kann's nicht vermeiden. Ich bin kein Knabe, ich bin kein elender Wicht. Ein Duell allein kann hier der Ehre Genüge thun. Falle ich, dann bereitet mir das Schicksal einen schönen Tod, und gelingt es mir, ihn zu züchtigen, so danke ich dem Himmel, der meine letzten Lebenstage noch zu so schönem Werke bestimmt hat.“

Fritz sah ein, daß er dem überreizten Manne gegenüber nicht im Stande sei, seinen ruhigen Standpunkt erwägender Vernunft durchzusetzen. Er ließ daher von seinen Gegenvorstellungen, die das erregte Gemüth des andern nur in erhöhte Wallung bringen mußten, ab, und begann die Affaire als fait accompli hinzunehmen. „Und er hat die Forderung angenommen?“ fragte er.

„Er mußte wohl, deshalb eben komme ich, um von Dir, meinem einzigen Freunde, diesen Dienst zu erbitten. Führe meine Sache, unterhandle mit dem Sekundanten meines Gegners und sekundire mir selbst in diesem Ehrenhandel.“

„Gewiß, gewiß, mit schwerem Herzen, aber größter Bereitwilligkeit.“ — Der Architekt hoffte, die Sache doch vielleicht noch in seiner Eigenschaft als Sekundant beilegen zu können. — „Weißt Du den Namen des Herrn, der Ringelstern sekundiren soll?“

Wägner brachte Schitzky's Karte zum Vorschein.

„Hier ist seine Adresse, er erwartet Dich morgen in den Vormittagsstunden.“

„Gut, gut, ich werde mich sicherlich einfinden. Aber bevor ich zu dem Hauptmanne gehe, dessen Bekanntschaft ich jüngst bei Ringelstern machte — mein Gott, wie unangenehm ist mir's, jetzt als Gegensekundant aufzutreten — bevor ich zu ihm gehe, spreche ich bei Dir vor, gleich Morgens; ist dies recht?" —

„Vollkommen, wir können dann alles näher bestimmen, aber das kann ich Dir jetzt schon sagen, die Waffen sind mir gleichgültig, ganz und gar gleichgültig."

Ein Pause trat ein. Wägner blickte verloren vor sich hin, und Fahrn hatte den Kopf in die Hände gestützt, in Gedanken versunken. Der Gelehrte hob endlich den Blick, sah seinen Freund liebevoll an und sagte weich: „Du Guter, ich weiß, welches Opfer ich von Dir verlange, ich weiß, welchen Kampf ich in Dir wachrufe. Es ist Anna Schuler's Stiefvater; aber verzeih' mir diesen Egoismus, ich habe ja Niemanden, auf der ganzen Welt Niemanden, als Dich."

„Ich weiß nicht, was Du von Kampf sprichst," protestirte Fritz lebhaft, „von mir ist hier gar nicht weiter die Rede, ich bin mir dessen ganz gut bewußt, was ich Dir und Deiner Ehre schuldig bin."

Wägner erhob sich und wollte gehen; noch hielt ihn Fahrn zurück, um seinem Gemüthe noch weiter Zeit zur Beruhigung zu geben. Aber nicht lange ließ sich der Doktor mehr zurückhalten, ein immer intensiver auftretender Wunsch nach Einsamkeit und vollkommener Ruhe trieb ihn nach Hause. So ging er denn, indeß der Architekt mit besorgtem Kopfschütteln ihm nachblickte. Es war in-

dessen Abend geworden. Die Aufregung Wägners war zum größten Theile verflogen, nur an dem immer noch unruhigen Pulse und dem mächtig pochenden Herzen fühlte er die Nachwehen der schlimmen Scene. Dafür aber stellte sich ein anderes Gefühl ein, das von Minute zu Minute wuchs. Eine unerklärliche Mattigkeit überfiel ihn, kroch eisig über seinen Rücken, lähmte seine Beine und schüttelte den zarten Körper mit Fieberfrost. Seine Knie zitterten, kaum noch gehorchte der Fuß seinem Willen und nur mühsam schlich er im langsamen Tempo an den Häusern dahin. Dabei war es ihm, als habe die ganze Außenwelt ihre Wirklichkeit eingebüßt, jeder Punkt, den er in's Auge fassen wollte, zerfloß zu unhaltbarer Gestaltlosigkeit. Die Flammen der Gaslaternen verwandelten sich, wie er sie fixirte, in breite flackernde Lichtstreifen, die Umrisse der Häuser verschwammen und dehnten sich in's Riesige, die Menschen und Thiere wurden unbestimmbare Schemen. Dabei war es wunderlich, daß große, dunkle Flecken von runder Gestalt beständig vor ihm hergingen und den Platz wechselten, wie er die Augen bewegte, als sei die Natur ringsum löcherig geworden. Dies alles lähmte seinen Geist derart, daß er nur mehr Einen Gedanken festhalten konnte, die Sehnsucht nämlich, die matten Glieder strecken und die brennenden Augen schließen zu können. So schleppte er sich an Geist und Körper siech dahin. Fast wollte ihm scheinen, als werde er seine Wohnung nimmer erreichen, als müsse er auf diesem oder jenem Steine zusammenbrechen und liegen bleiben. Endlich, endlich fand er sich vor der Thüre des heimatlichen Hauses. Schwerfällig

tastete er sich an der Wand den Hausflur entlang bis zu den Treppen. Es bedurfte der letzten äußersten Anstrengung, um die Stiegen zu erklimmen, deren Zahl ihm heute unendlich erschien. Auf jeder Stufe mußte er Halt machen, um neue Kraft für die nächste zu sammeln. Die Beine, die er doch jedesmal heben mußte, hatten Bleigewicht, ja ihre Schwere nahm zu, je höher er hinaufstieg. Aber auch diese letzte schwierigste Aufgabe war schließlich überwunden, er stieß die Thüre seines Zimmers auf, und fiel, wie er war, in Hut und Mantel in den Lehnstuhl. Hier schloß er die Augen in gänzlicher Abspannung. Ein eigenthümliches monotones Geräusch, gleich dem Rauschen eines mächtigen Wasserfalles erfüllte sein Ohr, sobald er die Augen geschlossen hatte; dies Rauschen tönte bald nahe, bald fern, aber es hatte eine beruhigende, beinahe einschläfernde Wirkung. Wie lange der leidende Mann so dagesessen haben mochte, konnte er nicht beurtheilen, ebensowenig, ob er in Schlaf gesunken war oder nicht; aber als er die Augen wieder öffnete, war es noch finster ringsum ihn. Er fühlte sich ein wenig kräftiger, wenigstens schien sein Denkvermögen wieder etwas reger geworden zu sein. Ihm fiel ein, daß er Nachmittags einen Zweikampf eingegangen war, ihm fiel ein, daß dieser Zweikampf möglicherweise mit seinem Tode enden könne, ihm fiel ein, daß es gerathen sei für diesen Fall Ordnung in seinen Angelegenheiten zu machen. Dieser letzte Gedanke gab ihm einige Energie wieder, eine ungewisse Ahnung sagte ihm, daß er den Augenblick benützen müsse, daß das frühere Gefühl trostloser Schwäche ihn von neuem befallen und an der

Ausführung auch des Allernöthigsten hindern könne. Er erhob sich daher langsam und schwerfällig, warf Hut und Mantel weg und machte tastend Licht. Nicht ohne große Mühe gelang es ihm, die Lampe in Brand zu setzen, endlich war aber auch dies Werk gethan und nun saß er vor dem gewohnten Schreibtische, vor ihm ein Blatt Papier, und wollte seinen letzten Willen niederlegen. Aber die zitternde Rechte versagte den Dienst, so oft er die widerspenstige Feder ansetzen wollte, kamen nur unleserliche Schnörkel zum Vorschein. So mußte er denn die Absicht aufgeben, letztwillige Verfügungen zu treffen, und alles, was er vielleicht zu Stande bringen mochte, war eine kurze Erbseinsetzung. Er mußte zu diesem Zwecke den schwachen Rest von Willenskraft und Körperstärke zusammenraffen, während er mit der Rechten die Buchstaben malte, hielt seine Linke krampfhaft die schreibende Hand, daß diese nicht wieder in schnöden Schnörkeln excedire. Aber auch so war das Geschäft ein schwieriges. „Friedrich Fahrn soll mein Erbe sein," stand endlich in vielfach gekrümmter Linie mit zittrigen Zügen auf dem Papiere, dann kam noch das Datum und die Unterschrift, dann aber war seine Kraft zu Ende. Die Feder entfiel ihm und er brach kraftlos in sich zusammen.

So saß er willen- und gedankenlos wieder eine geraume Zeit da. Sein Haupt brannte, indeß die Füße zu Eis erstarrt schienen. Da erinnerte er sich, daß erquickende Ruhe ihm erst auf seinem Lager winken könne, er stand daher auf, legte nicht ohne Anstrengung seine Kleider ab und fiel dann im Nebenzimmer auf's Bett, wo sich seiner

sofort ein dumpfer Schlaf bemächtigte. Mitten in der Nacht fuhr Wägner im Bette empor. Der Mond schien voll in das enge Schlafgemach, so daß jeder Gegenstand darin fast ebenso leicht und deutlich erkennbar war, als bei hellem Tageslichte. Im Studirzimmer dagegen war es finster geworden, die Lampe, die der ruhebedürftige Mann brennen gelassen hatte, mußte von selbst erloschen sein. Mit weit aufgerissenen Augen schaute Wägner um sich herum, als könne er jetzt die seit vielen Jahren ihm so wohlbekannten Räume nicht mehr ohne weiteres erkennen. Es war alles wie sonst, aber er war nicht mehr allein. Auf dem Stuhle neben seinem Bette saß eine wunderliche Gestalt. Sie war groß und ungeschlachtet, eingehüllt in einen weiten Talar, der bis an die Sohlen hinabreichte; den Kopf umfloß eine Allongeperrücke, deren lange weiße Locken dem gutmüthigen Gesichte einen eminent gelehrten Ausdruck gaben. Der alte Herr hatte einen schweinsledernen Folianten auf seinen Knieen liegen und stützte das Kinn auf einen hohen Stock, den er mit beiden Händen festhielt. Der Mond beleuchtete den nächtlichen Besucher so vortrefflich, daß ein jedes Fältchen der gelehrten Stirne, ein jedes Härchen der Perrücke deutlich zu unterscheiden war. Ruhig und mit freundlichem Lächeln betrachtete die Gestalt den fiebernden Doktor, als sei er ein alter guter Bekannter. Wägner starrte den Mann vor ihm mit großen Augen an, er kannte ihn gut, hatte er doch täglich seit manchem Jahre ihn mit vertraulichem Wohlwollen angeblickt, wenn er so ruhig und behäbig draußen am Gange aus seinem schwarzen Rahmen herabsah.

Beide mochten sich einige Minuten lang in's Gesicht gesehen haben, da schauerte der lebende Gelehrte ein wenig zusammen und schloß seine Augen. Als er sie wieder öffnete, sah er den verstorbenen Gelehrten nunmehr aufrecht vor dem Bette stehen. Sein Buch hatte er aufgenommen und trug es unter dem Arme, den Stock hielt er reisefertig in der Rechten. Er winkte Wägner freundlich mit der Linken zu und schritt dann langsam und unhörbar hinaus. Der Doktor sprang auf und stieg aus dem Bette, in der Absicht, dem überirdischen Gaste nachzufolgen; aber als dieser in der Thüre zum finsteren Studirzimmer angelangt, sich umkehrte und nochmals zum Abschiede mit der Hand grüßte, da bemächtige sich des einsamen Mannes eine unsägliche Gespensterfurcht. Seine Knie schnappten zusammen und mit einem dumpfen Angstruf stürzte er an der Seite seines Lager nieder. — —

Hauptmann Schitzky sah sich veranlaßt, am nächsten Morgen ein wenig zeitlicher, als gewöhnlich, wenn er nämlich keinen Dienst hatte, sein Lager zu verlassen. Ihm lag daran, dem Abgesandten des seltsamen Forderers von gestern in feiner und durchaus imponirender Weise zu begegnen. Ringelstern hatte ihn genau instruirt, und ihm alle Bedingungen in bindendster Weise mitgetheilt, und der Hauptmann war der Mann nicht, der sich trotz seiner coulanten Manieren von einem Dritten in seinen Entschlüssen hätte wankend machen lassen. Er war selbst mehrmals in der Lage gewesen, sich zu schlagen, auch hatte er öfters guten Bekannten den gleichen Dienst erwiesen, den Edmund gegenwärtig von ihm in Anspruch nahm, so war er denn

in allem, was mit einem Ehrenhandel zusammenhing, erfahren genug. Kaltblütig erwartete er den Gegensekundanten, mit dem er vor allem in Folge der subtilen Natur dieser Affaire, einen Vergleich und gütlichen Austrag der Sache zu Stande bringen sollte. Es mochte etwa elf Uhr geworden sein, als ihm sein Bursche die Visitenkarte eines Herrn überbrachte, der ihn zu sprechen wünschte.

„Friedrich Fahrn,“ las Schitzky, „bitten Sie den Herrn einzutreten.“

Der Architekt erschien gleich darauf, er sah angegriffen aus und machte den Eindruck eines Mannes, der eben eine recht betrübende Nachricht erfahren hat.

„Ich heiße Sie herzlich willkommen, Herr Fahrn,“ sagte der Hauptmann verbindlich, „bitte, nehmen Sie Platz. Was führt Sie zu mir? Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ich komme im Namen meines Freundes Doktor Wägner.“

„Ah so. Nun, ich hoffe, wir werden uns auf's Beste verstehen. Sie müssen wissen, daß die ganze Affaire im höchsten Grade heiklich ist. Ich bin überzeugt, daß Sie mich in keiner Weise mißverstehen werden, wir sind natürlich zu jedem Austrage bereit, aber bei den vorwaltenden Umständen wäre es im Vortheile aller Betheiligten, wenn es möglich wäre, das Duell zu umgehen und die Sache im gütlichen Wege zu schlichten.“

„Das Duell kann vorläufig wirklich nicht stattfinden, aber aus ganz anderen Gründen. Doktor Wägner ist gefährlich erkrankt. Man hat ihn heute morgen besinnungslos am Boden neben seinem Bette gefunden. Ich komme

aus seiner Wohnung; der Mann liegt im heftigsten Nervenfieber."

„O, das thut mir von ganzem Herzen leid. Aber, im Vertrauen, Herr Architekt," fügte Schitzky bei, indem er seine Hand auf den Arm des Andern legte, „im Vertrauen, mir kommt diese Mittheilung nicht unerwartet. Schon gestern bei dem peinlichen Vorfalle in den Anlagen machte mir Ihr Freund entschieden den Eindruck, als wäre er krankhaft überreizt, ja als wäre er nicht recht bei sich."

„Ich kenne die näheren Umstände nicht genau. Aber so viel steht fest, daß dermalen der Zweikampf auf unbestimmte Zeit mindestens aufgeschoben sein muß, selbst wenn Wägner, was ich hoffe, die schwere Krankheit glücklich überwindet, und ich bitte, dies dem Herrn von Ringelstern mitzutheilen."

„Das versteht sich. Nun aber noch eins. Ich sprach mit Ihnen vorher von delikaten Verhältnissen; ich nehme an; daß Sie die ganze Scene wenigstens in ihren Hauptumrissen kennen. Nun müssen Sie selbst zugeben, wie ungeheuer peinlich dies alles meinem Auftraggeber sein muß, wie fatal es uns allen wäre, wenn die Familie Meinwerth auch nur das Geringste davon erführe. Zudem erklärt schon der Ausbruch der Krankheit, daß Herr Wägner offenbar die Dinge ganz anders gehört hat, als sie gemeint waren, ich will sagen, daß er schon damals unter dem Einflusse krankhafter Ueberspanntheit handelte. Ich stelle daher an Sie, als diskreten Ehrenmann, die Bitte, alles, was mit dieser Angelegenheit zusammenhängt,

als strengstes Geheimniß zu behandeln. Vorläufig wissen nur vier Herren davon, über diese Zahl soll die Geschichte nicht hinauskommen. Sie versprechen mir das, nicht wahr?"

„Mit meinem Ehrenworte, Herr Hauptmann."

„Ich danke Ihnen, mein Herr. Sie erweisen auch dem Herrn Doktor damit einen wesentlichen Dienst. Nun lassen wir die Sache vorläufig auf sich beruhen; ich hoffe Sie bald in angenehmeren Verhältnissen wiederzusehen."

„Sie sind zu gütig. Aber," sagte Fahrn zögernd und mit einem Anfluge von Verlegenheit, „auch ich hätte noch eine Bitte an Sie, bevor wir auseinandergehen."

„Betrachten Sie dieselbe als im Vorhinein erfüllt."

„Sie werden einsehen, Herr Hauptmann, daß mir die Stellung als Gegensekundant des Herrn von Ringelstern bei dem Umstande recht mißlich ist, als ich in seinem Hause verkehre und mir an diesem Verkehre viel gelegen ist. Meiner Freundschaft zu Liebe, brachte ich ohne Bedenken dies Opfer, jetzt aber, wo bis auf weiteres mein Beistand überflüssig ist, wäre mir ein großer Dienst erwiesen, wenn meine Intervention verschwiegen werden könnte."

„Ich verstehe, Sie wünschen, daß ich Ihren Namen verschweige?"

„Jawohl; Jedermann, auch Herrn von Ringelstern gegenüber. Ihnen muß es ja gleichgültig sein, wer heute im Namen Wägner's unterhandelte, wenn Sie ihm die Versicherung meiner strengsten Diskretion geben können."

„Sie können sich in jeder Beziehung auf mich verlassen. Sie bleiben ungenannt.“

Die beiden Herren trennten sich. Der Architekt verließ das Haus in banger Sorge um das Leben seines besten Freundes, indeß Schitzky sich und seinem Mandanten Glück wünschte, daß die peinliche Angelegenheit eine solche Wendung genommen hatte.

Zwölftes Kapitel.

Böse Anzeichen werden sichtbar.

Die rauhe Jahreszeit ging allmälig in jene Periode des Thauwetters über, die in unserer gemäßigten Zone die schöneren Monate meist in nicht allzu erquicklicher Weise einzuleiten pflegt. Warme Winde wehten tagsüber, die die gefrorene Erde mit schlammigem Ueberzuge bedeckten, während die immer noch kalten Morgen und Abende die Eiskruste wieder herstellten. Auch das unangenehme Gemisch von Regen und Schnee sorgte dafür, die Bodenfläche weich und naß zu machen; kurz, es war gerade keine aufmunternde Zeit für Spaziergänge oder Ausflüge.

An einem bewölkten Vormittage befand sich Hennefeld in seinem Comptoir. Der christlich-germanische Agent saß da, wie ein Fuchs in seinem Baue. Rings um ihn lagen Papiere, indeß die Feder emsig arbeitete in der angenehmen Beschäftigung, Zinsen zu berechnen.

Zu dieser Tageszeit erwartete der ausgezeichnete Geschäftsmann gewöhnlich seine Kunden, und auch heute durfte er nicht lange warten. Edmund von Ringelstern

trat ein, ihm leichthin einen guten Morgen wünschend. Die häufigen Zusammenkünfte und der ziemlich rege geschäftliche Verkehr hatten von der formellen Höflichkeit des Agenten schon mancherlei abgestreift, daher kam es auch, daß er heute beim Eintritte des vornehmen Herrn sich kaum erhob, sondern nur mit leichter Verbeugung demselben einen Platz neben sich am Schreibtische anbot.

„Ich bin gekommen," begann Edmund, „um Einiges mit Ihnen in's Klare zu setzen. Einige meiner Wechsel verfallen wieder in kurzer Zeit."

„In einigen Wochen; wollen Sie abermals prolongiren?"

„Die Sache steht so. Ich habe die Lust verloren, jeden Wechsel seinen eigenen Weg gehen zu lassen, es macht mir Mühe, bei jedem einzelnen den Verfallstag zu controlliren. Meine Frau hat jetzt allerhand unangenehmes zu überwinden gehabt, so daß ich sie nicht in der nächsten Zeit mit all' dem belästigen will. Ich dächte daher, wenn die nächsten Verfallstermine kommen, konsolidiren wir die verschiedenen Papiere zu einem einzigen Dokumente, wenn es Ihnen recht ist."

„Ganz gut, wie Sie wünschen."

„Ich habe mir die Gesammtsumme beiläufig berechnet. Wie viel beträgt sie?"

Hennefeld zählte an den Fingern, ließ dann einen zischenden Ton durch die Zahnlücken fahren und sagte: „Rund fünfzigtausend Gulden."

„Fünfzigtausend Gulden? Unmöglich! Sie müssen sich

verrechnet haben. Ich habe nur etwa vierzigtausend zusammengebracht."

„Nein, nein, ich rechne ganz genau. Sehen Sie hier meine Zusammenstellung."

Damit nahm der Agent ein großes Buch aus einer Lade seines Schreibtisches, aber Edmund unterbrach seinen Eifer mit den Worten: „Warten Sie, ich will Ihnen lieber das Blatt zeigen, auf welchem ich die Berechnung gemacht habe."

Hiermit zog er seine Brieftasche heraus und öffnete sie so hastig, daß eine Anzahl Schriftstücke zu Boden fiel, die er eilfertig aufhob. Nach einigem Suchen fand er ein kleines Blatt, das er dem Geldmanne hinhielt. Dieser schob erst seine Brille mit kräftigem Ruck auf die Nase, prüfte dann die auf dem Papiere verzeichneten Posten und sagte endlich: „Es ist alles in Ordnung und stimmt mit meinen Aufschreibungen bis auf Kleinigkeiten, nur die Fred'schen Wechsel haben Sie ganz vergessen."

„Fred'schen Wechsel? Herr, was meinen Sie damit? Ich weiß von keinem Fred'schen Wechsel, ich habe nie etwas davon gehört."

Hennefeld warf einen erstaunten Blick aus seinen großen Brillengläsern auf den Sprecher und sagte dann ruhig: „Nun, ich meine die beiden Wechsel à 5000 fl., die von Herrn Edmund Fred an mich ausgestellt und von Ihrer Frau Gemahlin acceptirt sind."

Ringelstern starrte den Agenten einige Augenblicke an, dann brach er in die Worte aus: „Meine Gemahlin hat

niemals solche Wechsel acceptirt. Hier muß ein Irrthum oder eine — eine — kurz ein Irrthum vorliegen."

„Unmöglich, ich will Sie durch den Augenschein überzeugen."

Hennefeld schritt zu dem bekannten Pulte und entnahm demselben einen Wechsel, den er seinem Kunden vorwies. Als Aussteller fungirte der mit bekannten kühnen Schriftzügen geschriebene Name Edmund Fred, das Accept lautete auf Emilie von Ringelstern, deren Name mit so ähnlichen Zeichen hingesetzt war, daß nur ein genauer Beobachter zwischen diesen und den auf den übrigen Wechseln stehenden Buchstaben einen Unterschied hätte entdecken können.

Edmund war blutroth geworden, indeß er das Papier examinirte, endlich warf er es auf den Schreibtisch und rief: „Wie können Sie ohne meine Zustimmung einen Wechsel honoriren, der so acceptirt ist?"

„Ohne Ihre Zustimmung?" Hennefeld zischte von Neuem und schoß einen abermaligen verwunderungsvollen Blick aus den Gläsern seiner Brille. „Ohne Ihre Zustimmung? Es steht doch der Name der gnädigen Frau darauf, und diesen honorire ich, wer immer, ich sage, wer immer mir ihn vorzeigt."

Edmund sah den Sprecher giftig an. „Gut, gut; ich weiß, daß Sie ein ebenso genauer als honneter Geschäftsmann sind. Sie brauchen mich dessen nicht erst zu versichern, dabei coulant bis zum Ueberflusse. Aber — wissen Sie Fred's Wohnung? mir hat er sie nie gesagt, und ich habe auch keine Neigung verspürt, ihn heimzusuchen."

Hennefeld erfüllte den Wunsch seines Besuchers, worauf dieser fortfuhr: „Und lassen Sie mich einmal Ihre Berechnung nachsehen, d. h. zeigen Sie mir die Wechsel, damit ich sie summiren kann, sammt den vorweggenommenen Zinsen und den Prolongationsspesen.“

Der Agent schob seine Brille wieder auf die Stirne zurück und sprach kaltblütig: „Ich besitze gegenwärtig nur einen Theil der Papiere, die anderen habe ich weiter begeben.“

Abermals ward Ringelstern dunkelroth, seine Augen rollten wüthend und er rief mit zorniger Stimme: „Weiter begeben? Das haben Sie gewagt? Das also ist Ihre viel gepriesene Verläßlichkeit? Ich habe Ihnen doch von vornherein als erste Bedingung gesetzt, daß alle Wechsel in Ihrem Portefeuille zu verbleiben haben.“

Hennefeld blieb trotz der Wuthausbrüche seines Kunden vollkommen ruhig, nur ein häufigeres Zischen verrieth, daß er den Vorwurf nicht unverdient empfinde. „Sie haben mir diese Bedingungen gesetzt, ja,“ sagte er, „aber nur bei den zuerst ausgegebenen Wechseln, nicht bei den prolongirten, auch müssen Sie bedenken, daß ich selbst Geld brauche.“

„Ach was! Sie wissen sehr gut, wie ich die Sache meinte. Glauben Sie mir — meiner Frau ist es gleichgiltig, wer ihre Unterschrift in Händen hat?“

„Es sind durchaus verläßliche Leute, alle mir gut bekannt, ich versichere Sie.“

„Mag sein, was weiß ich, mit wem Sie bekannt sind, und wen Sie für verläßlich halten; aber die neuen Inhaber

können ja auch die Wechsel wieder weiter begeben haben, wer weiß, wer sie zur Verfallzeit hat. Teufel! Teufel! Was haben Sie gemacht! Da ist ja auch meine Absicht der Vereinigung unausführbar."

„Es scheint Ihnen also sehr viel daran zu liegen, daß die Wechsel zur Verfallszeit alle in meinem Portefeuille sind?"

„Gewiß, sehr viel, sehr viel. — Meiner Frau wegen." — —

„Gut; bis dahin sind's noch einige Wochen. Ich werde die jetzigen Eigenthümer aufsuchen und die Papiere wieder an mich bringen — gegen eine kleine Provision."

„Die sollen Sie meinethalben haben, aber — darf ich Ihnen diesmal trauen?"

Hennefeld zischte sehr bedeutsam und sagte dann: „Ich denke, Herr von Ringelstern, unser Verhältniß beruht auf gegenseitigem Vertrauen. Ich glaube, daß Ihre Frau Gemahlin die Summen einlösen wird, auch ohne mit ihr je gesprochen zu haben, also glauben Sie auch mir darin."

Edmund's Zorn war ganz verraucht, ja bei den letzten Worten sah er zu Boden, als sähe er die Richtigkeit derselben nur zu gut ein. „Ich kann also ruhig sein?"

„Vollkommen, mein Herr."

„Das ist gut. Denken Sie doch selbst," fügte er vertraulich bei, „wie unangenehm es meiner Gattin sein müßte, wenn fremde Leute ihre Unterschrift colportiren würden. Das darf nicht sein und ich vertraue Ihrem Worte."

Damit verließ er das Comptoir. „Schlauer alter

Fuchs," murmelte er vor sich hin, „wie berechnet er seine Antworten, wie gut weiß er Stiche anzubringen und Vorwürfe niederzuschlagen. Ich muß ihm vertrauen, oder mindestens so thun. Aber Fred! Der Elende soll mich kennen lernen, der Schuft, der wähnt, mich so ahnungslos zu betrügen!" — — —

Es mochten erst wenige Minuten seit Ringelstern's Abgange verflossen sein, da erschien ein neuer Kunde im Comptoir des vielbeschäftigten Hennefeld.

„Ich bin gekommen," sagte Hondel, „um die zweite Rate von Ihnen zu beheben. Ich hoffe, es ist alles bereit." Der Agent nickte mit dem Kopfe, zog dann eine Brieftasche hervor, händigte dem Fechtmeister den gewünschten Betrag ein, und ließ ihn eine Quittung unterschreiben. Hondel hatte indeß mit seinen scharfen Blicken im ganzen Zimmer herumgeschaut, plötzlich sagte er: „Sie scheinen kein Freund von Ordnung zu sein, verehrter Herr Agent, mindestens lassen Sie Papiere und Schriftstücke in Haufen am Boden liegen. Da eben zu Ihren Füßen finde ich einen Brief."

Hennefeld nahm denselben aus den Händen des ordnungsliebenden Mannes, warf einen schiefen Blick darauf und legte ihn mit den Worten: „Er ist nicht an mich," bei Seite. Der Andere faßte darnach.

„Nicht an Sie, ja, ja, das sieht man. Von wem kann er herkommen?"

„Wahrscheinlich von Herrn von Ringelstern, wenigstens war er kurz vor Ihnen hier. Aber was interessirt Sie das?"

„O nichts. Ich sah ihn um die Ecke biegen, als ich die Straße heraufkam. Er ist ein ebenso nobler als generöser Edelmann, der gute Herr von Ringelstern, und ich bin ihm zu besonderem Danke verpflichtet. Und Sie glauben bestimmt, der Brief gehöre ihm?"

„Wahrscheinlich, aber was kümmert das mich?"

Hondel öffnete das Couvert. „Ah," rief er mit boshaft funkelnden Augen, „das ist ja eine Damenhand, unverkennbar. Sieh, sieh! „Theurer Freund — Schranken der Convenienz — verrathen — Risa." Bravo, bravo, ich ersehe daraus, daß mein guter, alter Freund noch immer die gleichen Neigungen und Schwächen hat."

„Ihr guter, alter Freund? Er hat Sie nie so genannt."

„Ha, ha, das glaub' ich. Aber er thut mir wahrlich Unrecht! Sie sehen, Herr Hennefeld, wie ich auch in Kleinigkeiten sein Wohl im Auge habe. Der Verlust dieses Briefes ist ihm gewiß recht unangenehm, er muß ihn wieder haben und das will ich besorgen."

„Lassen Sie lieber mich das besorgen."

„O, erlauben Sie, ich lasse mir das Vergnügen nicht nehmen, ihm einen kleinen Dienst zu erweisen. Bei guten Gedanken sende ich ihn an den Herrn oder an seine Gemahlin, das wird wohl gleich sein, denke ich. Er soll doch wieder einmal ein Lebenszeichen von mir sehen, das zugleich ein Beweis meiner unbegrenzten Dankbarkeit ist."

Hondel konnte sich nicht enthalten, diesen wahrhaft freundschaftlichen Gedanken gemüthlich zu belächeln.

Hennefeld wollte eben dem ihm durchaus unangenehmen

Manne seine Mißbilligung aussprechen, als sich plötzlich sein Gesicht in die freundlichsten Falten legte und er mit einer tiefen Verbeugung der Thüre zuschritt, durch die Janowsky eingetreten war. Hondel bemerkte mit spöttischem Lächeln die besondere Zuvorkommenheit, die der Agent diesem Besuche gegenüber an den Tag legte, zuckte überlegen die Achseln, fand es aber dann doch gerathen, mit dem Gelde und dem Briefe in der Tasche das Feld zu räumen. Hennefeld war indeß äußerst geschäftig. Mit süßlicher Verbindlichkeit humpelte er im Zimmer einher, rückte einen bequemen Fauteuil heran, nahm dem Herrn seinen Hut aus der Hand und zeigte sich so in jeder Weise beflissen, seine Dienstwilligkeit an den Tag zu legen.

„Lassen Sie's gut sein, Herr Hennefeld," sagte der Pole, als der freundliche Mann nun auch Miene machte, ihm den Oberrock abzunehmen, „ich habe nicht vor, mich lange aufzuhalten."

„O bitte," erwiderte der Andere, „es ist hier doch ein wenig warm und ich fürchte, daß Sie sich beim Heraustreten erkälten könnten."

Janowsky hatte sich in den Fauteuil gesetzt. „Ich bin nicht empfindlich," sprach er, „wollen Sie mir nun gefälligst die letzten Wechsel des Herrn Baron Wernthal ausliefern, ich will sie voll einlösen."

Dieser Aufforderung, die eine ganz angenehme war, entsprach Hennefeld mit Beschleunigung. Er öffnete abermals sein Pult und entnahm demselben einen Pack Wechsel, aus dem er einige heraussuchte und dem Besucher übergab.

„Hiermit ist Herr von Wernthal aller seiner Verpflichtungen gegen Sie ledig?“ fragte Janowsky, nachdem er die Wechselsumme bezahlt hatte.

„Aller, Herr von Janowsky, aller.“

„Es wäre mir doch lieb, wenn Sie Ihre Papiere noch einmal durchgingen und Ihre Bücher prüften. Gewöhnlich kommt bei solchen Arrangements noch hinterher eine oder die andere Post auf, was mir gar nicht angenehm wäre.“

Hennefeld erwiderte durch ein bereitwilliges Zischen und ging sogleich an die Arbeit. Der vornehme Mann neben ihm ließ seine Blicke indessen über den Pack Wechsel gleiten, der noch am Schreibtische lag. „Sie haben da eine Menge Papiere, Herr Agent, Sie scheinen wohl ziemlich stark in diesem Artikel zu machen?“

„Es thut sich,“ entgegnete der Geldmäkler mit sanftem Lächeln und einer gewissen selbstbewußten Befriedigung, „es gibt viele schöne Leute darunter, deren Name viel in den hiesigen besten Kreisen genannt wird, ja ich möchte wetten, daß Sie mehr Bekannte darunter finden würden, als Sie vielleicht selbst denken mögen.“

„Mag wohl sein. Wer kann in den Geldbeutel aller Leute sehen?“ — Hiermit ergriff Janowsky gleichgiltig eine Handvoll Wechsel und las dieselben gedankenlos. Plötzlich aber hielt er inne, sah den Agenten mit erstauntem Blicke an und fragte: „Wie kommen Sie dazu? Edmund und Emilie von Ringelstern und beide Ehegatten auf einem Wechsel in verschiedener Eigenschaft! Das ist doch sonderbar!“

Er hielt das Papier Hennefeld hin, welcher es ergriff und bei Seite legte.

„Ich habe Ihnen gesagt, mein Herr, daß Sie manchen Bekannten treffen würden, den Sie kaum unter meinen Schuldnern vermuthet hätten.“

„Nein, wahrlich nicht. Das kann ich mir auch gar nicht erklären. Frau von Ringelstern ist ja eine reiche Frau und kann sich doch kaum mit so hochverzinslichen Geschäften befassen, wie die Ihrigen zu sein pflegen. Und dann der Name ihres Gatten als Aussteller, woher haben Sie den Wechsel?“

Das Zischen ward wieder hörbar, die Brille fiel auf die Nase herab. „Von einem Geschäftsfreunde, mein Herr.“ —

„Und haben Sie — haben Sie ohne Bedenken das Papier genommen?“

„Was hätte ich für ein Bedenken haben sollen? Sie haben es früher eben ausgesprochen, daß die Dame sehr gut, d. h. sehr creditfähig ist. Weshalb sollte ich da ein Bedenken haben?“

Janowsky maß ihn einen Augenblick mit mißtrauischem Ausdrucke, aber auch nur einen Augenblick, dann zeigte sich die gewohnte kalte Ruhe wieder auf seinem Gesichte.

„Was kümmert das mich? Haben Sie Ihre Revision beendet?“

„Ja, Herr von Janowsky. Baron Wernthal schuldet mir nichts mehr.“

„Ich danke Ihnen, dann habe ich mein Geschäft mit Ihnen beendet.“ —

Er griff nach seinem Hute, den ihm der Agent mit großer Höflichkeit reichte, stand auf und ging nach der Thüre, begleitet von Hennefeld, welcher ihm unter vielfachen hinkenden Complimenten das Geleite gab. —

Indeß in Hennefeld's wohlbekanntem Comptoir dieses Gespräch stattfand, war Ringelstern mit raschen Schritten über die Brücke nach jenem Hause gegangen, das ihm als Fred's Wohnung bezeichnet worden war. Er traf den wackern Mann noch im Bette, obzwar es schon nahe an der Mittagsstunde war.

„O, lieber Freund,“ rief er, als er seines Besuches ansichtig wurde, „verzeihe, daß Du mich um diese Stunde noch nach allen Dimensionen im Bette liegen siehst, aber ich habe, wie die Sache ist, diese Nacht ein wenig debauchirt, und da bleibt man gerne länger ausgestreckt, wenn der Morgen kommt, weißt Du, weißt Du.“

„Bleib nur liegen, das genirt mich gar nicht. Ich habe mit Dir zu reden.“

„Dann bitte, nimm Platz neben mir, mon chér.

Fred hatte sich im Bette aufgesetzt, nahm ein Endchen Cigarre von dem Leuchter, der auf dem Nachtkästchen stand, und steckte dasselbe in Brand, in dieser behaglichen Lage abwartend, was sein Universitätscollege ihm Wichtiges zu eröffnen habe. Dieser dagegen fühlte sich minder behaglich. Er war im Zweifel, ob er im gerechtfertigten Zorne hervorbrechen oder die Angelegenheit ruhig und kalt besprechen sollte, endlich begann er: „Ich war soeben bei Hennefeld und habe dort zufällig eine ganz merkwürdige Entdeckung gemacht. Du hast ohne mein Wissen Wechsel

auf mich oder vielmehr auf meine Frau gezogen, er hat sie Dir honorirt, und nun rechnet er mir diese Summe in meine Gesammtschuld ein. Das Factum kannst Du nicht läugnen, ich bin nun wirklich neugierig, wie Du ein solches Benehmen zu beschönigen im Stande ist."

„Ja, lieber Freund, ich muß constatiren, daß ich ganz verwundert bin. Ich habe Dir ja doch gesagt, daß ich mich an Hennefeld, als Deinen Cassier, wenden wollte."

„Das hättest Du mir je gesagt? Davon weiß ich kein Wort. Und dann, was soll das heißen, daß Du Dich an Hennefeld, als meinen Cassier wenden wolltest?"

„Nun, bezüglich der Einlösung der noch ausständigen Bons, weißt Du, weißt Du."

„Bist Du verrückt? Ich habe doch niemals zehntausend Gulden an Dich verloren."

„Ja, richtig. Der gute Hennefeld ist ein wenig theuer gewesen, wie die Sache ist. Aber ich habe achttausend Gulden erhalten, keinen Kreuzer mehr, das muß ich constatiren."

„Wirklich! Wirklich! Du hast nicht mehr bekommen? Nein, es ist um toll zu werden. Sage mir nur, woher nimmst Du die Berechtigung zu glauben, daß ich Dir eine solche Summe schenken werde."

„Ei, Du hast Andern auch genug geschenkt, ja Manchem namhaftere Beträge, als ich beanspruche, mon chèr, ich, Dein alter Freund und Rathgeber."

„Mensch," brauste Ringelstern auf, „Du treibst Deine Unverschämtheit zu weit. Du wagst es, hinter meinem Rücken meinen Namen zu mißbrauchen und hast dann noch

die Stirne, so zu mir zu reden. Es scheint, daß Du das Alles für nichts, ja für selbstverständlich hältst. Weißt Du denn wohl, was Du gethan hast? Du hast die Unterschrift meiner Frau gefälscht.“ — —

„Die Unterschrift Deiner Frau ist auf meine Wechsel gerade so gekommen, wie auf Deine, mon chèr, das ist alles, was ich weiß,“ entgegnete Fred mit ungestörtem Gleichmuthe. Ringelstern verstummte, er wußte der Frechheit dieses Menschen nichts mehr entgegenzusetzen, ja er sah sich geradezu geschlagen. Der Abenteuerer bemerkte diese Wirkung ganz gut, er fuhr daher in ruhigem Tone fort: „Entschuldige nur, Edmund, aber ich finde Deine moralische Entrüstung doch gar zu komisch. Du benützest seit Monaten den Credit Deiner reichen Frau auf die ausgiebigste Art, und da Du nun erfährst, daß ich, wie die Sache ist, Dein Beispiel wegen einer Bagatelle nachahme, thust Du so erstaunt, als ob Dir das nach allen Dimensionen fremd wäre. Du dachtest wohl, ich werde für meine verschwiegene und diskrete Mitwisserrolle nichts weiter verlangen, als daß Du mich nicht gerade zum Hause hinauswirfst. Aber da bist Du schief gewickelt. Ich habe mir eben auch ein kleines Profitchen gemacht, und noch dazu ein recht bescheidenes, weißt Du.“ —

„Du warst ja immer ein uneigennütziger, aufopfernder Freund,“ sagte der Andere bitter.

„Gewiß, mon chèr, das war ich. Und ich denke, wir werden gute Freunde bleiben. Deine Frau wird endlich den ganzen Krempel einlösen und wird es wohl thun müssen, um nicht Dich und sich unmöglich zu machen.

Dabei wird ihr's auf die zehntausend Gulden auch nicht weiter ankommen, wie die Sache ist."

Ringelstern seufzte und sprach dumpf: „Das ist mein Fluch, den ich auch verdiene, weil ich Dir gefolgt habe. In welche Sackgasse bin ich da gerathen."

„Ho, ho, mein Theurer, nun willst Du am Ende gar moralische Anwandlungen bekommen, wie unser guter Bendorf, wenn er knülle ist. Du hast einige Monate flott und sorglos gelebt und tüchtig Geld verhauen, und wirst es noch geraume Zeit, wenn Gott und der biedere Hennefeld wollen, und das alles hast Du meinem Rathe zu verdanken. Wie erbärmlich ständest Du ohne mich da, creditlos und rein auf das angewiesen, was sie für gut findet, Dir auszuwerfen, wenn sie eben bei Laune ist."

„Du sprichst in einem Tone von meiner Frau, den ich mir nicht bieten lasse. Es ist genug, daß Du ihren Namen am Papiere mißbrauchst, ich verbiete Dir, ihn auch noch mit dem Munde zu verunglimpfen."

„Nun, nun, entschuldige nur, ich dachte nicht, daß Du so subtil wärest. Also laß die Sache gut sein, gut nach allen Dimensionen und bedenke eines, daß es Dir jedenfalls nutzbringender ist, wenn wir Beide auf einem angenehmen Fuße stehen, als wenn wir uns zerzanken. Der gute Scharf hat's fühlen müssen, daß man mich nicht ungestraft reizt."

„Scharf, ja, ja, ich dachte mir's längst, nun kommt Dein wahres Gesicht ganz zum Vorschein, weil Du keinen Grund mehr siehst, es mir zu verbergen. Sicherlich war auch der ganze Scharf nichts, als eines Deiner Werkzeuge,

mit dessen Hülfe Du mich gerupft hast und den Du endlich wegstießest, da er nicht mehr nothwendig geworden war."

„Ha, ha, lieber Freund, ich bewundere Deinen Scharfblick jetzt hinterher. Aber beruhige Dich, ich bin kein so schlimmer Freund, als Du, wie die Sache ist, glaubst. Aber weißt Du, als guter College mußt Du eben auch jetzt, wo Deine Glücksgüter sich so günstig gestaltet haben, für die minder glücklichen Collegen ein wenig sorgen, besonders, wenn sie so verschwiegene Mitwisser sind, wie ich einer bin. Ich weiß den bequemsten Weg zu Deiner Casse, er geht durch Hennefeld's Geldbeutel, nun und da hole ich mir eben hie und da die Kleinigkeit, die ich zu meinem soliden Junggesellenleben brauche, weißt Du, weißt Du."

„Ich weiß es, ja, nur zu gut und ich verstehe Dich auch ganz, ich verstehe auch das, was Du verschweigst. Aber eines verlange ich kategorisch, daß Du in Hinkunft zu mir kommst, wenn Du Geld willst und nicht zu Hennefeld, der mit Dir unter einer Decke zu spielen scheint."

„Entschuldige nur, das mit dem Spiele unter einer Decke ist eine müßige Idee, aber was Du da von dem Kommen zu Dir sprichst, ist mir ganz genehm und diesfalls soll Dein Wille erfüllt werden, mon chèr. —

Kopfhängerisch verließ Edmund von Ringelstern das Zimmer des diskreten Mitwissers. Er sah ein, daß er in den Händen dieses Mannes sei und dies Bewußtsein hing an seiner Seele, wie ein schweres Bleigewicht. Fred wußte

ganz genau, daß ein Bekanntwerden der Art und Weise, wie Ringelstern sich Geld verschaffte, denselben vernichten mußte, er selbst, ein kecker Aventurier hatte weit weniger zu riskiren und so versuchte er es kühnlich, im Trüben zu fischen und den creditfähigen Namen Emiliens auch für sich zu benützen. Was wollte Edmund dagegen thun? Hennefeld gegenüber mußte der Schein der Echtheit gewahrt werden und daran zweifelte er nur zu sehr, daß sich Fred durch sein Verbot werde abhalten lassen, auf der einmal betretenen Bahn fortzufahren. Unter solchen Gedanken war er wieder in die inneren Straßen der Stadt gekommen, wo es jetzt zur Mittagszeit lebhaft genug herging. Aufblickend gewahrte er Bendorf, der eine kurze Strecke vor ihm einherwandelte. Er hatte seine strammste Haltung angenommen und flößte durch den schrecklichen Hackenstock ringsum Furcht und Entsetzen ein. Ringelstern fiel es plötzlich ein, daß von all' den Leuten, die sich an ihn gehängt hatten, seit dem die glückliche Wendung in seinem Leben eingetreten war, der Trinker der einzige war, der es in seiner Weise mit ihm ehrlich gemeint hatte. Es kam eine ihm sonst wenig anhaftende Weichheit über ihn, die ihn veranlaßte, dem Studentenvater rasch zu folgen und ihn, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, in cordialer Weise anzusprechen.

„Nun Bendorf, wie geht's? Machst Du einen kleinen Mittagsbummel?"

„Hei, Edmund, mich freut's recht sehr, Dich zu sehen; bist ja sonst gar nicht mehr für mich sichtbar. Nun, ich weiß, Du warst nie ein sonderlicher Freund

des Kneipens, bist nie in meine Schule gegangen, aber ich wäre gerne bereit, Dich noch jetzt unter meine Jünger aufzunehmen und ich wette, Du würdest Dich bald ganz patent machen."

„Ich danke für Deinen guten Willen, aber ich hoffe, wenn's Noth thut, auch ohne Deine Schule besucht zu haben, meinen Mann stellen zu können."

„Wirklich, nun das würde mich freuen. Siehst Du, unsere jetzige Studentengeneration ist rein um sich einen Finger abzubeißen, keine Studenten, lauter Studiermachergesellen. Da war einer meiner bravsten Schüler der junge Fuchs, der Erwin von Stahl." — — —

„Erwin von Stahl? Ich kenne ihn, er war im Carneval auf unserem Balle geladen. Aber höre, dem Manne schlägt Deine Schule schlecht an, er sieht elend aus."

„Das ist's ja eben. Verdammt und zugenäht, ich dachte Wunder, was aus ihm werden wird. Vor einigen Tagen hat er einen Blutsturz bekommen, und liegt jetzt so erbärmlich im Korb, daß ihn vielleicht wirklich der Teufel holt. Es thut mir eigentlich recht leid um ihn, er ist ein guter Kerl, und ich müßte es wirklich herzlich bedauern, wenn er in's Gras beißen sollte, aber es ist nun einmal eine miserable Generation, sag' ich Dir, keine Kraft und kein Saft. Da sieh mich an."

Bendorf schwang dabei den gräßlichen Hackenstock in wirklich bedrohlicher Weise, und funkelte so besorgnißerregend mit den grünlichen Augen, daß mancher Vorübergehende ganz entsetzt den Kraftmenschen betrachtete. Ringelstern aber, der diese Aeußerungen des Charakters an dem alten

Collegen kannte, lächelte bloß und sagte sanft: „Ich möchte nicht gerne einen Hieb mit dieser Hacke davontragen, würdest Du daher nicht die Güte haben, nach der andern Seite zu hauen?“

„Ho, ho,“ rief Bendorf, „Du brauchst nicht besorgt zu sein. Ich bin bekanntlich ein guter Fechter mit jeder Waffe, und weiß, wo ich hinzuhauen habe. Verdammt und zugenäht, Du kennst die Geschichte meiner Contrahagen, jedesmal habe ich abgeführt oder geschmiert, nur das letztemal hatte ich das verdammte Unglück, auf einen Flachen über den Bauch abgeführt zu werden.“

Edmund kannte diese Geschichte wirklich, auch war er an der Straßenecke angelangt, sah sich daher veranlaßt, seinen kampfesmuthigen Freund allein zu lassen.

„Es thut mir leid,“ grunzte dieser, „Dich nicht weiter begleiten zu können. Aber ich habe mich hier mit dem Herrn Rohler zusammenbestellt auf einen kleinen Frühschoppen, da drüben geht er gerade. Das ist so einer aus meinem Schlage. Spricht nichts, aber sauft dafür umsomehr, der huldigt dem richtigen Grundsatze: ‚Nicht was zum Munde ausgeht, hat den wahren Werth, sondern was zum Munde eingeht‘. Verdammt und zugenäht. Leb' wohl, Edmund, ich hoffe Dich bald wiederzusehen.“

Damit ging er quer über die Gasse hinüber, wo wirklich Rohler langsamen Schrittes einherkam. Bei Tageslicht und nüchterner Stimmung sah er ganz reputirlich aus, ja sein langer Bart verlieh ihm sogar etwas einigermaßen Ehrwürdiges, wenn auch die ziemlich schwammige Nase den Liebhaber geistiger Substanzen verrieth.

Auffallend aber war es, daß der Mann, obzwar weder Regen noch Sonnenschein zu verspüren war, unter dem schützenden Dache eines großen ziemlich schäbigen Regenschirmes dahinwandelte. Bendorf indessen war mit den Originalitäten dieses Kauzes, den er als wortkargen, aber unermüdlichen Zecher schätzte, bereits so vertraut, daß ihn der Schirm weiter nicht genirte, vielmehr ging er auf ihn zu und sagte mit tiefem Grunzen: „Guten Tag, Professor, habe schon eine Zeitlang auf Sie gewartet. Ich bin verdammt durstig, weiß der Teufel, das kommt davon, wenn man einen Abend solid war, am nächsten Tage rächt sich's dann durch doppelten Consum. Kommen Sie, ich habe von einer neuen Weinhalle gehört, wo ein guter echter Tropfen geschenkt wird, das ist etwas für uns zwei, die wir gern dem Grundsatze huldigen: Ich' hab den ganzen Vormittag auf meiner Kneip' studirt, drum sei nun auch der Nachmittag dem Bierstoff dedicirt. Hei, das ist ein Kraftspruch."

Kohler hatte bei dieser Rede den Regenschirm mit lautem Geräusche geschlossen und unter den Arm genommen. Er verlor kein Wort, aber diese Bewegung und ein merkbarer Grad von Beschleunigung in seinem Gange zeigten, daß auch in ihm das Verlangen nach der gepriesenen neuen Weinhalle und ihren Genüssen ein mächtiges sei.

Bendorf wußte das, er nahm den edlen Genossen beim Arme und wandelte strammen Schrittes mit ihm weiter, indem er ihm die Worte zurief: „Wir kennen uns beide, nicht wahr? Gerstensaft und Rebenblut, verdammt und zugenäht, das ist's, was wir allezeit zunächst brauchen." —

Als Ringelstern zu Hause angekommen war, meldete ihm der Diener, daß Herr von Janowsky ihn in seinem Zimmer erwarte.

„Nehmen Sie mir die Freiheit nicht übel,“ sagte der Pole, „mit der ich mir's in Ihrer Abwesenheit bequem gemacht habe. Ihr Diener meinte, Sie würden bald nach Hause kommen und so zog ich's vor, Sie zu erwarten.“

„Von Uebelnehmen ist doch keine Rede; im Gegentheil, ich bin Ihnen sehr dankbar für die Geduld, mit der Sie mich erwartet haben.“

„Ich war Vormittags beschäftigt, noch immer in Angelegenheiten des armen Nicki, aber zum Glücke das letztemal. Ich bin wirklich froh, mit diesem Agenten, dem Hennefeld, nicht mehr zusammenkommen zu müssen.“

Janowsky änderte das Gesprächsthema, was Edmund gar nicht unlieb war, die beiden Herren plauderten dies und das, und rasch ging eine halbe Stunde dahin. Da wußte der Pole der Unterhaltung eine neuerliche Wendung zu geben, indem er abermals von dem christlich-germanischen Agenten zu sprechen begann.

„Sie glauben nicht, Ringelstern, wie groß die Anzahl seiner Geschäfte sein muß, und insbesondere seiner Wechselgeschäfte. Er hat mir gesagt, ich würde eine Menge Bekannter treffen, wenn ich seine Papiere oder Bücher durchgehen wollte.“

„Das wäre leicht möglich, müßte aber eine verdrießliche Arbeit sein.“

„Vielleicht auch eine indiskrete. Sie kennen den Mann auch, nicht wahr?“

„Nur ganz flüchtig und aus früherer Zeit.“

„Ei, wirklich? Dann bin ich verpflichtet, Ihnen eine Mittheilung zu machen, die wahrscheinlich Sie nicht minder überraschen wird, als mich. Ich habe zufällig in Erfahrung gebracht, d. h. mit eigenen Augen gesehen, daß bei Hennefeld auch ein Wechsel — mag sein mehrere — mit Ihrer Unterschrift vorfindlich ist, und was das auffallendste ist, auch der Name Ihrer Frau Gemahlin erscheint darauf als Acceptantin.“

„Sie haben sich vielleicht geirrt, ein ähnlicher Name oder sonst wie.“

„Nein, nein, ich bin meiner Sache gewiß und das ist auch der eigentliche Zweck meines heutigen Besuches gewesen. Ich habe den Mann interpellirt, aber er wollte mit der Sprache nicht heraus, und das eben hat mich in meinem Verdachte, die Sache sei nicht ganz lauter, bestärkt. Ich bitte Sie, wie käme Ihre Unterschrift und nun schon gar die der gnädigen Frau auf den Wechsel eines notorischen Wucherers. Das muß ihm doch klar sein, wie uns. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, Sie zu warnen, denn es liegt offenbar ein schurkischer Streich gegen Sie vor.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, aber ich wüßte wirklich nicht — — —“

„Mein Gott, Sie sind in Geldangelegenheiten von einer beispiellosen Vertrauensseligkeit, ich erinnere Sie nur an den Diebstahl, den Ihr Bedienter ausführte.“

„Aber Feldner ist sicherlich weiß Gott wo, und kann doch unmöglich hier Wechsel auf uns ziehen.“

„Das meinte ich auch nicht. Ein anderer Spitzbube muß es sein. Verzeihen Sie mir, meine Offenheit aber drängt mich zu dieser Bemerkung. Ich habe Sie ein paar mal mit einem gewissen Fred, der sich Doktor der Philosophie nennt, gehen sehen. Man spricht von ihm allerlei —"

„O, Sie irren, Sie irren, das ist Stadtgeklatsche. Er war auf der Universität mein College, und nun treffen wir uns hie und da, aber selten genug."

„Nun, mich soll's freuen, wenn ich Unrecht habe, ich habe überhaupt meine Pflicht gethan, es ist nun Ihre Sache, der Geschichte auf den Grund zu gehen."

„Ja, ja, das will ich, das will ich."

„Und sollten Sie dabei meine Unterstützung beanspruchen; ich bin vielleicht ganz gut verwendbar und bin gern bereit — —"

„Nein, nein," rief Ringelstern rasch, „ich danke wirklich herzlich für Ihre Güte, aber ich bitte, die Sache auf sich beruhen zu lassen, es wäre mir ganz unlieb, wenn davon irgend ein Aufsehen gemacht würde; ich werde die Sache selbst und gründlich untersuchen, und bitte Sie mit größtem Danke, sich darum nicht weiter zu bemühen."

„Nun, wie Sie wünschen, ich wollte nur Ihnen einen Dienst erweisen."

„Sie sind zu gütig, aber ich danke wirklich. Und dann noch eines. Ich bitte Sie über alles das vollkommenste Stillschweigen zu beobachten, es wäre mir sehr unangenehm, wenn etwa in der Stadt ein Gerede würde, Sie begreifen das. Ich bitte also, Niemandem von dieser Entdeckung etwas mitzutheilen — auch meiner Frau nicht."

„Auch der gnädigen Frau nicht?“

„Nein, ganz besonders nicht. Emilie hat, wie die meisten Frauen, eine unglaubliche Scheu vor allem, was Gericht und Polizei heißt, und mag in keiner Weise damit in Verbindung treten. Und dann, wie unangenehm müßte es ihr sein, zu erfahren, daß ihr Name bei Hennefeld circulirt. Wird es nothwendig, so bin ich selbstredend gezwungen, ihr das Ganze zu sagen; bis dahin bitte ich um Verschwiegenheit.“

Janowsky richtete einen ernsten forschenden Blick auf Edmund, der die letzten Sätze mit Hast gesprochen hatte. Er bemühte sich, dem Auge des Polen zu begegnen, sah sich aber gezwungen, seine Augen zu Boden zu schlagen. Janowsky erhob sich, machte eine kalte Verbeugung und sagte: „Alles soll nach Ihrem Willen geschehen, Herr von Ringelstern, ich habe nichts mehr zu sagen.“ Hiermit ging er und ließ Ringelstern in peinlicher Unruhe über das, was er gehört hatte, zurück.

Am Nachmittage desselben Tages fand sich die ganze fröhliche Gesellschaft, wie sonst im Caféhause zusammen. Auch Edmund war darunter. Die Herren unterhielten sich in gewohnter Weise, Nicki vor allem war besonders guter Laune. Der Märztag mit der lauen Luft lockte zu einem Spazierritte, der denn auch beschlossen und nach einem nahen Dorfe unternommen wurde. Dann fanden sich alle zum Theater wieder ein, verbrachten die Abendstunden in der Loge und begaben sich dann gemeinsam in das gewöhnliche Restaurant. Hier wurde gescherzt und gelacht, frivole Witze wechselten mit lustigen Geschichten

aus dem Soldatenleben; es wurde getrunken und gegessen; alles wie sonst. Major Braun rühmte sich, wie sonst seines Glückes, das er in früherer Zeit in auffallendster Weise bei den Damen gehabt habe und auch jetzt noch haben könne, wenn er nur sich die Mühe nehmen wollte, zuzugreifen; Mucki beschrieb wie sonst mit Entzücken die Reize irgend einer Dame, die nicht eben geizig mit denselben umging, Nicki sprach von Pferden und Sport, Schitzky tischte seinen alten Wahlspruch auf und commentirte ihn durch Beispiele. Kurz es war alles gerade so, wie seit Monaten. Und doch war ein Umstand vorhanden, der sich nicht wegleugnen ließ, ein Umstand, der zwar die Heiterkeit und das laute Wesen der Herren nicht beeinflußte, wenn ihn auch besonders Nicki lebhaft bedauernd constatirte, ein Umstand aber, der schon dadurch auffallen mußte, daß er seit vielen Monaten zum erstenmale ohne bekannten Grund eingetreten war, ein Umstand endlich, der die Solidarität der Gesellschaft in Frage setzte, weil er derselben ein zwar schweigsames, aber trotzdem ständiges und allbeliebtes Glied nahm: Janowsky fehlte.

Dreizehntes Kapitel.

Sonnenuntergang.

In Hans Wägners Studirzimmer saß der Architekt. Das Zimmer bot jenen melancholischen Anblick dar, wie er sich so oft findet, wenn Tod oder Krankheit den Bewohner überrascht hat. Da war nirgends Ordnung zu finden; die Bücher des Gelehrten lagen eben so prätensiös auf allen Geräthen umher, wie sonst, nur daß die Staubschicht eine dickere geworden war; auch leere oder halbbeschriebene Blätter Papier waren hie und da zu sehen, wie eben der Doktor sie hingestreut hatte. Man hätte denken können, Wägner lebe in seiner gewohnten Weise weiter, denn es war hier alles wie sonst, nur saß Fahrn im Fauteuil und der Kranz um Risa's Bildniß war vertrocknet. Wer die Ereignisse kannte, den mußte gerade das im Ganzen unveränderte Aussehen der Stube melancholisch machen, denn der Mann, dessen Leben und Arbeiten seit manchem Jahr sich auf den engen Kreis dieser Wände fast ausschließlich beschränkt hatte, lag überwältigt von einer übermächtigen Krankheit in dem kleinen Schlafzimmer da-

neben. Wochen waren vergangen seit jenem aufgeregten Abende, Wochen voll schwerer Sorge für den treuen Freund, der auch jetzt um ihn war. Das Nervenfieber rüttelte gewaltig an den schwankenden Stützen dieses Lebens, so daß der Arzt nicht den Muth hatte, eine Hoffnung auf Besserung zu geben. Nur selten war der Kranke bei Besinnung, meist delirirte er in beängstigender Weise oder tobte in der Wuth des Fiebers trotz seiner Schwäche so sehr, daß der kräftige Wärter ihn nur mit Mühe im Bette festhalten konnte. Solchen Ausbrüchen folgte dann gänzliche Erschöpfung; mit geschlossenen Lidern und halboffenen Lippen lag er da, fast war keine Spur des matten Athems mehr zu entdecken, ja schon öfters war Fahrn erschreckt mit der Hand nach des Kranken Herzgegend gefahren, um sich aus dem matten Schlage desselben die Gewißheit zu verschaffen, daß der Tod noch nicht eingetreten sei. Auch in den kurzen Zeiträumen, in denen das Delirium gewichen war, führte der Kranke meist ganz wunderliche Reden. Er erzählte dann mit hohler Stimme, wie oft der alte Gelehrte im schwarzen Talare ihn besuche, wie höchst interessant seine Vorlesungen seien, aus denen der Zuhörer ganz neue Gesichtspunkte, ja ganz neue bisher unbekannte Quellen kennen lerne; dann aber lispelte er auch oft mit seligem Lächeln dem Freunde in's Ohr, daß ihn Risa besucht habe, daß alles Böse vergessen sei und daß er die schönste Hoffnung für eine herrliche Zukunft hege. Fahrn brach oft das Herz bei diesen Reden, aber gewöhnlich währte solch' ein lichter Zeitraum, wo Wägner wenigstens seine Umgebung kannte, nicht lange, er verfiel meist rasch in einen dumpfen

Schlaf oder in ein erneutes wildes Phantasiren. Das allerschlimmste aber war der von Tag zu Tag sichtbarer auftretende Verfall der Körperkräfte, der gegenwärtig schon so weit gediehen war, daß es dem Patienten nur mehr mit Hülfe des Wärters gelang, seine Lage zu verändern.

Fahrn harrte treu am Krankenbette des Freundes aus. So oft es ihm seine Zeit gestattete, suchte er ihn auf, er blieb oft halbe Tage lang an seiner Seite, ja öfters brachte er die Nacht wachend und ängstlich auf jede Bewegung des Gelehrten lauschend, im engen Krankenstübchen zu. Natürlich war's, daß auch sein Aussehen verfiel. Auf der hohen Stirne lagerten sich Wolken düsterer Sorgen, das muntere Auge ward matt und trübe, der kräftige Körper magerte sichtbar ab. Das ist einer der größten Schrecken einer harten Krankheit, daß auch die Umgebung in Mitleidenschaft gezogen wird, und die liebevolle Sorgfalt des Pflegers sich mit eigenen Leiden desselben belohnt. Dennoch hielt der Architekt Stand. Es war ihm ein zu schmerzliches Gefühl, den einsamen Mann in seiner Krankheit den fremden Händen des Wärters zu überlassen, der zwar pflichteifrig seinen Dienst versah, aber abgehärtet durch jahrelange Uebung, kein persönliches Interesse an seinem Pfleglinge haben konnte. Daher schickte er ihn auch manchmal auf Stunden, oder halbe Tage fort, denn er nährte die geheime Hoffnung, Wägner könne während eines solchen Zeitraumes einmal zu hellerer Besinnung kommen und glaubte, er werde ihm dann vielleicht mancherlei anvertrauen und verschiedene Bitten an ihn richten, die er vielleicht in Gegenwart des fremden Mannes verschwiegen hätte.

Heute hatte er ebenfalls den Wärter fortgeschickt und seinen Dienst bis zu den späten Abendstunden auf sich genommen. Im Nebenzimmer schlief der Kranke, Fahrn wagte sich kaum zu bewegen, aus Furcht, ihn in seinem Schlummer zu stören, und so herrschte tiefe Stille rings umher. Es war ziemlich spät am Nachmittage, in einer Stunde etwa mußte die Sonne zur Rüste gehen; der Tag war hell und angenehm gewesen, eine kräftige Frühlingsluft wehte draußen, aber hier in den engen Zimmern herrschte gepreßte dumpfige Luft, die Atmosphäre der Krankenstube.

Der Architekt hatte ein Buch aufgeschlagen, juristischen Inhaltes und blätterte darin, aber dabei horchte er ängstlich nach dem Schlafgemache, dessen Thüre offen stand, um keine Bewegung des Kranken zu überhören. So schlich Minute auf Minute dahin, sich dehnend, als wären die Minuten zu Stunden geworden. Endlich glaubte der lauschende Freund ein schwaches Geräusch vom Krankenlager her zu vernehmen. Sofort eilte er auf den Zehen hinein und traf Wägner, das Gesicht gegen ihn gerichtet, im Erwachen. Die Züge des Gelehrten waren bis zur Unkenntlichkeit durch das Leiden entstellt, die schreckhafte Magerkeit und der glanzlose Ausdruck der halberloschenen Augen boten beinahe schon jetzt den Anblick eines Sterbenden dar. Trotzdem schien ihm der Schlaf wohlgethan zu haben, denn er lächelte schwach und sagte mit leiser Stimme: „Ich fühle mich recht erquickt nach dem Schlummer."

Fahrn sah mit Freuden, daß der Kranke bei voller Besinnung war. Er ließ sich neben ihm am Stuhle nieder und sagte, indem er des Freundes Hand ergriff, mit warmem

Tone: „Das freut mich außerordentlich, lieber Hans. Sieh' nur, wie alles bald besser werden wird. In kurzer Zeit haben wir warme schöne Tage und da wird auch Deine häßliche Krankheit entfliehen."

Wägner lächelte abermals.

„Glaubst Du, mein Freund? Ich kann's kaum denken. Wie lange, wie lange liege ich schon da, kraftlos und elend."

„Das Alles wird verfliegen, wie der Märzenschnee und Du wirst zu neuer Kraft erstehen."

Der Kranke schwieg ein paar Augenblicke, dann schlug er die Augen wieder auf und fragte rasch und eindringlich: „Bist Du allein?"

„Ganz allein mit Dir. Ich habe den Wärter auf einige Stunden nach Hause geschickt."

„Das ist mir lieb, Fritz. Ich wollte gerne mit Dir allein einiges besprechen."

„Aber Du sollst Dich nicht aufregen, Du weißt, der Arzt hat's strengstens untersagt."

„Nein, nein; nur ein paar Worte. Neig' Dich ein wenig nieder zu mir, Fritz, das laute Reden wird mir sauer."

Fahrn beugte seinen Kopf auf die Kissen herab. Der Kranke, der auch bisher mit leiser Stimme gesprochen hatte, flüsterte jetzt in sein Ohr.

„Fritz, ich weiß, daß ich nicht mehr von diesem Lager aufstehen werde."

„Wie magst Du nur so reden, laß' doch solche schwarze Grillen fahren!"

„Ich weiß, ich weiß, aber das thut nichts, ich freue

mich herzlich auf das Ende. Hör' mich an, denn mich könnte die Kraft verlassen. Meine Angelegenheiten sind so ziemlich in Ordnung, so daß ich ruhig sein kann. Ich habe Dich zum Erben gemacht, Du wirst alles in meinem Sinne thun, nicht wahr?"

„Wie Du nur so fragen magst, Hans, mein guter Hans!"

„Also eins noch versprich mir, verschweige es aber gegen Jedermann. Wenn ich gestorben bin, lege das Bild zu mir in den Sarg, weißt Du, das Bild, daß mich im Leben seit so vielen Jahren begleitet, ihr Bild. Willst Du mir das versprechen?"

„Alles verspreche ich Dir, was Dir Ruhe geben kann." Fahrn's Augen glänzten thränenfeucht.

„Ich danke Dir, mein treuester, bester, einziger Freund. Ich danke Dir für Alles, Du warst ja die einzige lebende Seele, die dem armen Wägner wohl wollte, mag Dir's die Zukunft lohnen, Du weißt, wie sie Dir's lohnen soll."

Fritz wollte erwidern, aber sein Versuch zu sprechen mißglückte, denn er kämpfte allzu schwer gegen die hervordrängenden Thränen.

„Nun ist mir leicht, seit ich Dir diesen letzten Wunsch mitgetheilt habe. Aber ich bin doch etwas ermüdet und wünsche wieder ein wenig zu schlafen. Wie spät ist es?"

„Die Sonne wird bald untergegangen sein."

„Das wird sie und dann wird's Nacht, lange, lange, dunkle Nacht, Ruhe und tiefer Schlaf. — Geh', mein guter Fritz, laß' mich schlafen, recht tief und lange schlafen."

„Willst Du nicht noch vorher ein paar Tropfen Arzenei zu Dir nehmen? Der Doktor hat mir strenge aufgetragen, darüber zu wachen."

Der aufmerksame Pfleger griff bereits nach der Medicinflasche, aber Wägner schlug noch einmal die schon geschlossenen Lider auf und blickte ihn mit so bittendem Ausdrucke an, daß er sich bewegen ließ, des Arztes Gebot zu überschreiten. Gleich darauf lag der Kranke bewegungslos in tiefem Schlummer.

Fahrn schlich auf den Zehen hinaus, um seinen Posten im Studirzimmer wieder einzunehmen. Es war ihm, als habe er gerade Abschied genommen von dem Manne, der seinem Herzen nahe stand, wie ein Bruder, als seien dies die letzten Worte gewesen, die er aus diesem Munde je vernehmen sollte, er fühlte unsagbare Wehmuth, seine Augen flossen über und netzten die Rechte, mit der er sie bedeckte, mit schmerzerfülltem Naß. Langsam vertrockneten die Thränen, der ruhige praktische Sinn gewann wieder die Oberhand. Er gedachte seines Amtes als Krankenwärter und daß er jeder Bewegung lauschen müsse. Aber trotzdem konnte er sich's nicht versagen, das Fenster der Stube auf ein paar Minuten zu öffnen, und, wenn auch nur auf kurze Zeit, die stickende Luft des Krankenzimmers mit dem würzigen Frühlingsabendwinde zu vertauschen. Gierig trank er die kräftige Luft. Eben war die Sonne untergegangen. Die fernen Berge, deren Gipfel noch allmälig schmelzender Schnee bedeckte, leuchteten noch im scheidenden Lichte, indeß unten bereits das Dunkel mächtig ward. Aber schärfer ging nun der Wind mit fröstlichem

Wehen die finster werdende Erde grüßend. Der Architekt fürchtete für seinen Pflegling, deshalb schloß er das Fenster wieder und zog sich an den Schreibtisch zurück. Aber seine Gedanken waren freundlicher geworden. Wie er so da saß, das Haupt auf den Arm gestützt, da tauchte das liebliche Bild Anna's immer lebendiger in seiner Seele auf. Er zog aus der Brusttasche ein Täschchen, das ihr Bild verwahrte, eine wohlgelungene Photographie. Daneben lag eine vertrocknete Blume, keine Rose, keine Camelie, eine ganz gewöhnliche Waldblume, aber doch von unschätzbarem Werthe für den Mann, der sie glänzenden Auges betrachtete. Es war ihr erstes Geschenk, gespendet an jenem sonnigen Morgen, an dem er ihr beistehen durfte bei sinniger Arbeit am Waldesrande. Lange saß Fahrn da, vertieft in schöne Gedanken. Rings um ihn ward's finster und finsterer, aber er achtete dessen nicht, schien er doch weit entrückt aus der düsteren Krankenstube.

Plötzlich fuhr er auf und verbarg rasch das Bild. Die Pflichten seines Wärteramtes waren ihm eingefallen, er hatte sich darauf besonnen, daß er zu dieser Stunde und an diesem Orte nicht seinen eigenen hoffnungsfreudigen Gedanken nachhängen dürfe. Wägner schien noch immer fest zu schlafen. Vorsichtig nahte er dem Bette; kein Laut war zu hören, ängstliche Stille im engen Gemache. Lauschend beugte sich Fahrn zur Brust des Freundes herab, aber er konnte nicht entdecken, daß der Schläfer athme. Da befiel ihn auf's Neue das schon bekannte Angstgefühl. Er machte Licht und betrachtete den Kranken mit spähendem Auge. Ruhig und friedlich lag er da,

beide Augen geschlossen, die Lippen sanft geöffnet, es wollte fast scheinen, als mische sich in die Ruhe des Antlitzes ein Schein seliger Verklärung. Fritz legte die Hand auf Wägners Brust, aber er spürte keine, auch noch so schwache Bewegung; zitternd fuhr er an's Herz, aber auch hier war keine Spur des Lebens zu finden. Immer hastiger betastete der Wärter den Körper des Gelehrten. Er war kalt und starr, schlaff hing der Arm herab, das Leben war entflohen.

Fahrn brauchte der Ueberlegung mehrerer Minuten, um sich klar zu machen, daß der Freund, der hier vor ihm lag, eine Leiche sei. Seit den letzten Wochen hatte er sich oft und oft die Scene vorgemalt, wenn einmal unversehens der Tod die Stube betreten würde, und jetzt fand ihn der unerbittliche Gast dennoch unvorbereitet. Ohne Kampf und Schmerz war der müdegehetzte Gelehrte hinübergegangen, sein Schlaf war ein ewiger geworden, die hereinbrechende Nacht brachte ihm tiefe, lange Ruhe. Das Herz, das Jahre lang in einsamem Harme geklopft, war still geworden, das Haupt, in dem weise Gedanken neben verdüsterten Grübeleien gewohnt, es ruhte nun aus für ewig.

Sinnend stand der sonst so frohgemuthe Mann vor dem Todtenbette. Jetzt blieben seine Augen trocken, jetzt, da es ihm endlich klar geworden, daß das Ende der Leiden für Wägner gekommen sei, fühlte er keinen heftigen bitteren Schmerz. Wenn auch sein theilnahmsvolles Herz in Wehmuth erzitterte, er gönnte ihm das Beste, was er wünschen durfte, Erlösung und Frieden. Langsam ließ er sich auf dem Sessel am Bette nieder, das Haupt dem Kopfe

der Leiche zugewendet, die kalte Hand des Todten in seiner Rechten. Draußen war es Nacht geworden; um diese Stunde ging mancher seinem rauschenden Vergnügen nach, mancher lag schmerzerfüllt am Krankenlager; hier aber im kleinen stillen Stübchen saß Friedrich Jahrn und hielt am Bette seines theuersten Freundes beim flackernden Scheine der Kerze die Todtenwacht.

Vierzehntes Kapitel.

Die Katastrophe rückt heran.

Nicki Wernthal erwachte heute in der fröhlichsten Laune, sprang mit gleichen Füßen in's Zimmer und machte, ein heiteres Lied pfeifend, Toilette. Selbst der Bursche merkte diese Stimmung in höchst erfreulicher Weise, denn während ihm sein Herr sonst täglich eine reichhaltige Probe aus seinem fast ausschließlich aus dem Thierreiche genommenen Complimentirbuche zu hören gab, wurde er heute lediglich mit einem ungeschlachten Rhinozeros bedacht, worüber der gute Junge so erstaunt war, daß er dem abgehenden Barone mit offenem Munde nachsah. Dieser aber beachtete dies nicht, sondern schritt leichten Fußes der Wohnung des Herrn von Janowsky zu. Es war mit ihm eine Veränderung vor sich gegangen, welche die Ursache seines Frohsinns bildete und groß genug war, um sich auch äußerlich auf seinem Waffenrocke kenntlich zu machen. Auf dem Kragen war neben dem alten Sterne noch ein neuer aufgegangen, Freiherr von Wernthal war zum Oberlieutenant avancirt. Gestern war die Ernen-

nung ihm zugekommen, das Avancement erfolgte außer der Tour und was ihm dabei zur Zeit ganz angenehm war, er blieb beim selben Regimente. Kein Wunder, daß diese angenehmen dienstlichen Ereignisse den Freiherrn in frohe Laune versetzten.

„Ah, guten Morgen, Nicki", rief Janowsky, als der neue Oberlieutenant zur Thüre hereinkam, „ich habe bereits Deine Ernennung im heutigen Morgenblatte gelesen und gratulire Dir von Herzen hierzu."

„Ich danke Dir bestens, lieber Freund. Dir vor allem verdanke ich's, daß ich jetzt mit Ehren und Stolz den Rock tragen darf; wer weiß, wie's gekommen wäre, wenn Du Dich nicht mit so viel Freundschaft und Güte meiner angenommen hättest."

„Laß' gut sein, laß' gut sein, und vor allem beherzige meinen Rath für die Zukunft."

„Heute, Janowsky, komme ich mit einer Bitte zu Dir, die Du mir nicht abschlagen darfst. Ich gebe morgen Abend den Offizieren meines Regiments und einigen meiner vertrautesten Freunde anläßlich meines Avancements ein Gelage in unserem Militärcasino. Selbstverständlich müßte ich die ganze Gesellschaft für unvollständig halten, wenn Du, mein bester bewährtester Freund, an diesem Ehrenabende fehlen wolltest."

„Du bist sehr freundlich, Nicki. Aber siehst Du, ich werde nachgerade alt, ich verliere die Freude an den Genüssen solcher Gelage, mit einem Worte, ich danke Dir, werde aber aller Voraussicht nach von Deiner Einladung keinen Gebrauch machen."

„Nein, nein, damit stelle ich mich nicht zufrieden. Seit einiger Zeit erst ziehst Du Dich zurück, erst seit ein paar Wochen meidest Du unsere Gesellschaft. Keiner von uns weiß warum und ich bedauere es am lebhaftesten von uns allen. Während Du sonst der eifrigste warst und am längsten überall ausharrtest, bist Du seit dieser Zeit wie verschollen für uns. Unsere Reitpartien, unsere Theaterabende, unsere Spiele, unsere nächtlichen Zusammenkünfte finden ohne Dich statt und nur hie und da trifft man Dich Nachmittags in unserem Cafèhause, aber auch da gehst Du in kurzer Zeit wieder. Warum nur diese Zurückgezogenheit?“

„Ich hab' Dir's schon gesagt. Eure Vergnügungen habe ich vollauf genossen, ich bin übersättigt.“

„Das kann ich Dir nicht gelten lassen. Aber auch wenn's so wäre, für morgen mußt Du eine Ausnahme machen. Das ist keine unserer gewöhnlichen Orgien, das ist mehr, wenigstens für mich, und da mußt Du mir zur Liebe erscheinen.“

„Es wäre mir ein großes Opfer, eine Ueberwindung geradezu.“

„Wieso nur? Du findest doch nichts als gute Bekannte, oder mindestens Kameraden guter Bekannter, denn wir bleiben ganz unter uns.“

„So so. Wen hast Du denn geladen?“

„Nun, wie ich schon sagte, die Offiziere meines Regimentes und noch ein paar Freunde von andern Regimentern; Heinrich Meinwerth, dann den Hauptmann Schitzky.“

„Also ausschließlich active Herren?“

„Ja, sonst bitte ich nur Dich und den alten heiteren Braun.“

„Und Ringelstern?“

„Ich habe mir nicht vorgenommen, ihn zu laden. Als quittirter Offizier scheint er mir, im Vertrauen gesagt. in eine rein militärische Gesellschaft doch nicht recht zu passen; es könnte sich einer oder der andere darüber aufhalten. Indessen, wenn Du etwa anderer Ansicht bist, so ändere ich mit Vergnügen meine Absicht und lade auch ihn.“

„Nein, nein, Nicki, ich bin ganz Deiner Ansicht und möchte Dir auch ja nicht in Dein Arrangement etwas dreinreden wollen. Du würdest also wirklich Werth darauf legen, mich morgen zu sehen?“

„Ob ich das thäte! Laß Dich doch erbitten und mache für diesen Abend eine Ausnahme von Deinen seit jüngster Zeit gar zu catonischen Principien.“

Janowsky lächelte. „Du bist wirklich ein guter Junge. Wie könnte ich mich da lange sperren. Ich werde kommen, ja Du kannst sicher auf mich rechnen.“

„Wirklich? Nun, ich danke Dir bestens, ich wußte es ja, daß Du mir meine Freude nicht so verderben würdest. Aber ich verspreche Dir, daß es ein feiner Abend werden wird; so viel wenigstens an mir liegt, werde ich alles thun, nm Dich und meine anderen Gäste zufrieden zu stellen. Und somit Adieu, Janowsky.“

Oberlieutenant Nicki hielt Wort. Es war eine ansehnliche Versammlung, die sich am Abende des folgenden Tages im großen Casinosaale eingefunden hatte. Janowsky war der einzige, der im Civilkleide erschienen war,

denn auch Major Braun hatte seine Uniform hervorgeholt, die ihm an diesem Feste die entsprechende Adjustirung schien. Für alle war vortrefflich gesorgt. Die Weine waren von exquisiter Sorte und in reichlicher Menge vorhanden, die Speisen ausgesucht und bestens bereitet, und was am vortheilhaftesten bemerkt wurde, die Gesellschaft hatte einen so einheitlichen Charakter, daß sich jedermann sogleich zu Hause fühlte. So kam es denn, daß ein jeder Gast sofort in behagliche Stimmung kam und keinen Wunsch zu äußern fand, nur Mucki meinte, es sei doch bedauerlich, daß lediglich Herren anwesend seien, die rechte Weihe gäben denn doch immer nur ein paar hübsche Damen. Aber auch der bekannte Damenfreund fand sich in der Herrengesellschaft bald vollkommen heimisch.

Die Gesellschaft mochte etwa eine Stunde lang beisammen gesessen sein, als Schitzky zu dem Major gewendet bemerkte: „Wo nur Edmund bleibt, er ist so unpünktlich!“

„Ja, ja, ich vermisse ihn auch schon lange.“

„Das kann ich aufklären,“ warf Nicki ein, der zwischen Braun und Janowsky saß, „ich habe ihn heute zu dieser rein militärischen Zusammenkunft nicht eingeladen.“

„Das habe ich mir erlaubt in Deinem Namen zu besorgen“, entgegnete der Hauptmann, „und er hat sein Erscheinen mir bestimmt zugesagt.“

„Dennoch scheint er nicht kommen zu wollen,“ sprach der Festgeber, sein Erstaunen über diese Eigenmächtigkeit unterdrückend.

„Es ist, wie ich sagte,“ bemerkte Braun flüsternd, „es ist, wie ich sagte, Hauptmann, zwischen Ringelstern

und Janowsky herrscht eine Verstimmung, o, ich hab's schon lange bemerkt, und darum kommt er heute nicht."

„Das Sprichwort vom Wolfe wird wieder wahr", rief Schitzky, „da kommt er eben."

Wirklich trat Edmund von Ringelstern ein, grüßte nach allen Seiten hin und ging auf Nicki zu. Janowsky machte eine Bewegung, als wolle er sich erheben, bedachte sich aber und blieb sitzen.

„Entschuldigen Sie meine Verspätung, Baron", bemerkte Ringelstern verbindlich, „ich wäre gerne weit eher gekommen, aber ich wurde zu Hause aufgehalten. Man kann nicht immer, wie man möchte, wenn man verheiratet ist."

Edmund begab sich hierauf nach einem ein wenig abseits gelegenen Platze, wo er neben Mucki und einem anderen bekannten Offiziere sich niederließ. Der gute Champagner machte nach und nach die Herren warm; da war kein Gesicht, das nicht röther glühte, kein Auge, das nicht heller leuchtete, keine Stimme, die nicht lauter erscholl, als gewöhnlich. Nur Janowsky, der wie sonst seine Umgebung im Trinken überbot, blieb ernst wie immer und bildete mit seiner bleichen Gesichtsfarbe und den düsteren Augen einen auffallenden Gegensatz zu den übrigen. Plötzlich erhob sich der Major, schlug an sein Glas, um die Aufmerksamkeit für sich in Anspruch zu nehmen und begann: „Meine Herren. Gestatten Sie mir, als dem Aeltesten ein paar Worte im Sinne aller. Wir alle gratuliren unserem Freunde Nicki herzlich zu seinem Avancement, das eine Stufe bilden möge in der glänzenden Laufbahn, die

wir ihm wünschen und die ihm sicherlich werden wird. Wir alle sind seine guten treuen Freunde, aber, nehmen Sie es nicht anders auf, als es gemeint ist, ein kleiner Kreis, dem auch ich die Ehre habe anzugehören, steht ihm besonders nahe. Wir Intimen verkehren seit Monaten in herzlicher Weise, ein munterer ausgesuchter Kreis von Lebemännern. Aber gerade deshalb schmerzt es mich, sagen zu müssen, daß in dieser kleinen Gesellschaft seit der jüngsten Zeit ein Mißton eingerissen ist, den wir alle bemerken, ohne uns davon Rechenschaft geben zu können. Nur ich, der alte erfahrene Major, der gewohnt ist, mit kundigem Auge die Schwächen des Gegners zu entdecken, habe den Grund davon durchschaut. Es ist eine kleine Mißstimmung zwischen den Herren von Janowsky und von Ringelstern —"

„Lassen Sie das, bitte," unterbrach hier Janowsky.

Aller Augen richteten sich auf den etwas weinseligen Redner, der indessen unbeirrt fortfuhr: „Nein, meine Herren, wir wollen das nicht lassen. Ich bin der älteste, gönnen Sie mir das Vorrecht des Alters. Hier herrscht ein Mißverständniß, gewiß ein Mißverständniß. Wir wollen heute Abend dies Mißverständniß begraben. Es wird das schönste Angebinde an unseren Festgeber sein, wenn die beiden Herren, die uns gleich nahe stehen, sich ohne Groll die Hand zur Versöhnung reichen. Deshalb bitte ich Sie, reichen Sie sich die Hände, und Sie, meine werthen Herren, seien Sie Zeugen der Versöhnung."

„Mit tausend Freuden", rief der vom Weine erhitzte Ringelstern, ergriff ein volles Glas und trat damit an den Polen heran. Dieser aber blieb ruhig sitzen, blickte

Edmund kalt in's Gesicht und sagte dann mit leiser Stimme: „Ich danke, aber ich habe keine Lust mit Ihnen zu trinken." Einen Augenblick stand Ringelstern betroffen da, es schien, als wolle er heftig aufflammen, aber er hielt an sich und ging an seinen Platz zurück.

Diese Scene, so kurz und rasch sie sich auch abspielte, verfehlte doch nicht, einige Sensation zu machen. Man sprach unter einander, debattirte, forschte nach dem Grunde, aber wußte sich nichts zu erklären. Nicki legte sich in's Mittel und es gelang ihm auch, die Aufregung beizulegen, so daß nach einigen Minuten die Gesellschaft fröhlich weiter zechte. Nur einer vermochte nicht, den Groll über diese Abweisung seines Freundes und ehemaligen Kameraden zu verwinden, das war Schitzky. Er trat zu Edmund und sprach ihm eindringlich zu: „Du kannst das nicht so ohne weiteres hinnehmen, es war ein Eclat vor einer größeren, Dir zum Theile unbekannten Gesellschaft. Was auch der Grund Eures mir ganz unbekannten Zwistes war, mag auch der alte Major in seiner Weinlaune unüberlegt gesprochen haben, Janowsky durfte Dich so nicht abweisen. Er hat Dich blosgestellt, Dich geringschätzend behandelt, Du bist unmöglich gemacht, wenn Du das auf Dir sitzen läßt. Du mußt Aufklärung von ihm verlangen, er ist sie Dir schuldig und wird sie nicht verweigern. Vor der ganzen Gesellschaft muß er Dich rehabilitiren, oder Dir auf cavaliermäßige Weise Genugthuung geben."

In diesem Tone sprach Schitzky weiter, bis Edmund, in dem auch der Wein ziemlich mächtig wurde, die Noth-

wendigkeit eines solchen Vorgehens einsah. Mit geröthe-ten Wangen ging er daher abermals zu Janowsky's Platze hin und bat ihn um ein paar Worte bei Seite. Der Pole folgte augenblicklich diesem Ansuchen; die Herren traten sonach in eine Ecke des Saales.

„Sie haben mich öffentlich blamirt", sprach Ringel-stern aufgeregt, „jeder Anwesende hat bemerkt, wie gering-schätzend Sie meinen Versöhnungsantrag zurückgewiesen haben. Ich bin meiner Ehre schuldig, Sie um Aufklärung der Motive zu bitten, die Sie zu einer solchen Handlungs-weise gegen mich veranlassen konnten."

„Ich rathe Ihnen im eigensten Interesse, die Ange-legenheit auf sich beruhen zu lassen, denn ich versichere Sie, daß mich nur die Rücksicht auf die Gesellschaft und die Stellung, die Sie in derselben einnehmen, veranlaßt, zu schweigen."

„Nein," rief Edmund, der immer hitziger wurde, „ich will Aufklärung. Sie müssen Sie mir geben. Warum schlugen Sie mein Anerbieten, mein loyales Anerbieten aus?"

Janowsky's Augen flammten für einen Moment in ungewohnter Gluth auf, die kalte Ruhe seines Wesens wich heftigem Zorne und er zischte durch die Zähne: „Warum? Weil ich Sie für einen Schuft, weil ich Sie für einen Verbrecher halte."

Ringelstern ward weiß wie die Wand, an der er lehnte. Aber seine Fassung kehrte augenblicklich wieder. „Sie werden mir Genugthuung geben für diesen Schimpf, den ich entrüstet abweise, Sie werden mir mit den Waf-fen Satisfaction geben."

„Das werde ich," entgegnete Janowsky düster.

Beide Männer kehrten an ihre Plätze zurück, der eine in unbewegter Ruhe, als hätte sich nichts zugetragen, der andere zitternd vor kaum verhehlter Erregung. Flüsternd und von den übrigen kaum bemerkt, wurden die Verabredungen getroffen; Schitzky intervenirte für Edmund, Nicki für Janowsky; in wenigen Minuten war alles besprochen, indeß die Herren weiter jubelten, die meisten ohne zu ahnen, welch' ernste Dinge im selben Saale sich bereiteten. —

Unfern der Stadt liegt ein hügeliger Wald, in seinem unteren zu einem Parke umgestalteten Theile ebenfalls ein oft besuchtes Ziel für Spaziergänger. Wendet man sich von der Fahrstraße, die den Wald durchschneidet zur rechten ab und verfolgt den schmalen in's Innere führenden Pfad etwa vier- bis fünfhundert Schritte, so gelangt man zu einem künstlich errichteten Hügelchen, dessen Spitze seiner Zeit ein altes Lusthäuschen mit lohnender Rundsicht zierte. Dies Häuschen ist schon längst, zerstört von böser Buben Hand, verschwunden, die Bäume ringsumher haben sich derart nach Höhe und Dichte ausgebreitet, daß jede Aussicht verdeckt ist, aber trotzdem heißt heute noch der Hügel und die Umgebung desselben das Gloriet.

An einem fröstlichen Frühlingsmorgen wandelten zwei Herren dicht in ihre Oberröcke gehüllt auf der hinter dem Hügel gelegenen Waldlichtung einher. Der ältere bot mit seinen ernsten Zügen das vollendetste Bild unverrückbarer Ruhe, indeß der jüngere mit lebhaften Geberden bald den Weg hinabschaute, bald seine Taschenuhr consultirte.

„Du warst doch viel zu coulant, Janowsky," sagte

Nicki, „daß Du Deinem Gegner den ersten Schuß überlassen hast; nach allen Duellregeln gebührte er Dir, als dem Geforderten.“

„Gewiß, aber Du weißt, daß ich allgemein als vorzüglicher Pistolenschütze bekannt bin, mir erschien es daher, ihm, dem Beleidigten gegenüber ein Gebot der Courtoisie zum mindesten, den Zweikampf gewissermaßen in seine Hand zu legen.“

„Das war allerdings sehr nobel, und macht Dir Ehre. Aber ich wünsche nur, daß wir nicht Grund bekommen, Deine Noblesse zu bedauern. Gott behüte mich, den Unglücksraben spielen zu wollen, aber man hat Beispiele, daß gerade bei ungeübten Schützen der Zufall oft ein merkwürdiges Spiel getrieben hat.“

„Höre mich an, mein lieber Wernthal,“ sprach Janowsky, „ich muß Dir etwas sagen. So ungefähr, wie Du jetzt, denke auch ich und darum habe ich mich auf alle Fälle vorbereitet. Ich habe mir's nicht genügen lassen an den gewöhnlichen Selbstmorderklärungen, ich habe in der That den Fall in's Auge gefaßt, daß mich des Gegners Kugel tödten kann.“

„Wo denkst Du hin, was mich ärgert ist vielmehr, daß Du nicht von vornherein die Entscheidung in Deiner Hand hast.“

„Wohl, wohl, aber höre weiter. Nimm diesen Brief, öffne ihn aber nicht und verbirg ihn. Gehe ich heil aus diesem Kampfe hervor, so vernichte ihn oder gieb mir ihn wieder; falle ich, dann führe alles das gewissenhaft aus, was ich in diesem Schreiben Dir auftrage, Willst Du mir das versprechen, Nicki?“

„Bei meiner unbegrenzten Achtung, bei meiner Dankbarkeit, mein verehrter Freund.“

„Ich danke Dir. Sieh hin, da kommen die anderen.“

Langsamen Schrittes näherten sich die drei Herren, der Arzt in Gesellschaft Ringelsterns und seines Sekundanten. Die Herren begrüßten sich stumm, dann wurden die Vorbereitungen zum Duelle getroffen. Edmund wechselte auffallend die Farben, seine Augenlider zuckten nervös und seine Stimme klang gebrochen, als er in leisem Tone ein paar Worte mit Schitzky wechselte.

Die Distanz ward abgemessen, fünfzehn Schritte mit fünf Schritt Barriere. Die beiden Gegner legten ihre Oberröcke ab, und nahmen die ihnen zugewiesenen Plätze ein, dann empfingen sie die Waffen aus den Händen ihrer Sekundanten. Der Kampf begann. Die Sekundanten zählten, indeß sollte Ringelstern seinen Schuß abgeben. Er schritt vor und versuchte zu zielen, aber seine Hand zitterte und sein Auge schwamm derart, daß er kaum im Stande war, die Gestalt des Gegners deutlich wahrzunehmen. So drückte er denn auf's gerathewohl ab. Janowsky blieb einen Augenblick wie erstarrt stehen, dann preßte er beide Hände auf die Brust und sank lautlos nieder. Nicki und der Arzt stürzten herbei, aber der letztere konnte nur mehr den Tod des Polen constatiren.

Wie geistesabwesend starrte Ringelstern die Gruppe an, seiner Hand war die Pistole entfallen, willenlos ließ er sich von Schitzky den Oberrock überwerfen und beim Arme fortziehen.

„Komm, Edmund“, rief dieser, „komm, hier ist Deines

Bleibens nicht mehr. Rasch in den Wagen, dort laß' uns weiter reden."

Beide eilten schweigend zum Fahrwege, wo ein vertrauter Mann den Wagen lenkte, eilfertig stiegen sie ein und fuhren auf einem Umwege in die Stadt zurück.

„Du mußt fort, heute noch, so rasch als möglich", sprach Schitzky, „wenn auch nur auf einige Tage, wenn auch nur ein paar Stationen weit, aber fort mußt Du, denn der Tod Janowskys wird nothwendig Aufsehen erregen."

„Aber wo soll ich hin?"

„Das mußt Du wissen. Es handelt sich nur darum, daß Du fort bist, wir werden uns indessen schon bemühen, jeden Verdacht von Dir abzulenken, Du machst eine Geschäftsreise und kehrst bald wieder. Indessen hat sich die Angelegenheit wieder verflacht. Es ist gerade bei dem düsteren Wesen des Gefallenen gar nicht unglaublich, daß er sich erschossen hat; aber wenn Du da bleibst, erregst Du Verdacht, denn es könnte sich doch einer oder der andere an die Scene an Nickis Festabende erinnern."

„Aber denkst Du nicht, daß gerade eine solche Abreise Verdacht erregen wird?"

„Nein, nein, und wenn auch, es ist doch besser, wenn Du rasch verschwindest. Weißt Du denn keinen Ort, unweit gelegen, wo Du ein paar Wochen unauffällig wohnen könntest?"

„Ich könnte nach Drachenstein zu meinem Schwager."

„Gut, sehr gut, heute aber noch, ich bitte Dich, beeile Dich."

„Ja ja, ich will Dir folgen; aber Du versprichst, mich

brieflich in Kenntniß von allem zu setzen, was hier geschieht, nicht wahr?"

„Gewiß, Du sollst über alles informirt werden — der arme Janowsky! War denn der Zwiespalt zwischen euch ein so ernster?"

„Durchaus nicht. O nein ein Wortwechsel, eine unbewußte Kränkung."

„Und er mußte sie mit dem Leben büßen! Das ist wirklich tragisch zu nennen. Nun, wir dürfen da nicht düsteren Gedanken nachhängen, die Lebenden gehen den Todten vor. Beim Himmel, da hat sich mein Sprichwort einmal bitter bewährt, der Teufel holt uns frühe genug, ja nur zu frühe."

Edmund war während dieses in sich hinein gemurmelten Monologes mehr und mehr in sich versunken, beide Männer bewahrten ein düsteres Stillschweigen. Endlich hielt der Wagen vor Ringelsterns Hause.

„Da bist Du daheim," rief Schitzky, „leb' wohl und sorge, daß diese Affaire ohne schlimme Folgen für Dich ausgeht. Ich sorge für Dich, verlaß Dich auf mich. Glückliche Reise."

„Leb' wohl, Stanislaus." — Damit sprang Edmund aus dem Wagen und schlüpfte rasch die Treppe hinauf. Ringelstern warf sich in seinem Zimmer auf das Sopha, legte den Kopf auf beide Hände und bemühte sich, seine Gedanken zu ordnen. Er hatte einen Mann erschossen, den er immer hochgeachtet, ja der ihm mächtig imponirt hatte, einen Mann, den er Freund genannt hatte. Aber dieser Todte war gefährlich geworden, ganz unbegreiflich

gefährlich. Hatte er ihn durchschaut? War es bloß eine Combination des erfahrenen Weltmanns gewesen, oder war er hinter die Wahrheit durch irgend einen Zufall gekommen? Das waren Fragen, die jetzt nicht mehr zu lösen waren, aber es war vielleicht die schnellste Rettung, daß der Zweikampf dies Ende genommen hatte. Janowsky todt, er konnte also nicht mehr den Verdacht oder die Entdeckung aussprechen, die ihn schon einmal mit Schreck erfüll- hatte. Das wäre also so schlimm nicht. Aber nun galt's, fort zu fahren, rasch und ohne Aufenthalt, er mußte vielleicht wochenlang fern bleiben, und hier alles sich selbst entwickeln lassen. Sollte er sich Schitzky anvertrauen? Undenkbar, unmöglich. Und sonst lebte niemand, dem er vertrauen konnte. Die Wechsel verfielen jedenfalls während der Zeit seiner Abwesenheit. Zwar hatte Hennefeld versprochen, alle Wechsel bis zum Fälligkeitstermine an sich zu bringen, aber bei dem letzten Besuche war noch der größte Theil der begebenen Papiere in fremden Händen. Was war von fremden Leuten zu gewärtigen? — Da blieb kein Ausweg. Die Beichte, die er so lange schon mit Furcht erwartete, er mußte sie jetzt ablegen, heute noch, in der nächsten Viertelstunde mußte Emilie alles erfahren. Dieser Gedanke war ein aufregender; Edmund sprang auf und schritt wieder einmal mit erregten Schritten auf und ab. Die Hoffnung auf eine günstige Stunde, die Benutzung einer weichen Laune mußte aufgegeben werden; die Verhältnisse hatten sich eben anders gestaltet, als er es erwarten oder voraussehen konnte; jetzt mußte Emilie alles erfahren, mochte sie die Entdeckung so oder so ent-

gegennehmen. Noch eine geraume Weile schritt er auf und nieder, um seine Gedanken zu sammeln und sich in die richtige Stimmung zu versetzen, Aber die Zeit verrann, in kaum zwei Stunden ging der Eilzug ab, der ihn in die Arme seines Schwagers führen sollte, es war also keine Zeit zu verlieren. Rasch schritt er zum Zimmer hinaus und betrat, pochenden Herzens, aber gefaßter als er erwartet hatte, das Boudoir seiner Gattin.

Sie saß, in die Lectüre eines Buches vertieft, auf dem Sopha, vor ihr lag ein Körbchen mit Briefschaften. Bei dem Geräusche der Thüre wandte sie ihm ihr Antlitz zu und rasch verfinsterten sich ihre Züge, als sie Edmund bemerkte. Das war freilich ein schlimmes Zeichen, aber Ringelstern konnte auf die Launen seiner Gemahlin jetzt keine Rücksicht nehmen, die Bombe mußte platzen, mochte Emilie gestimmt sein, wie sie wollte.

„Ich komme vor allem", begann er, „um mich von Dir zu verabschieden; ich bin gezwungen, auf einige Zeit zu verreisen und zwar in einer Stunde; den Grund meiner Abreise darf ich Dir heute nicht sagen."

„Du reisest nach Drachenstein, nicht wahr?" fragte Emilie mit eisigem Tone.

„Allerdings will ich mich ein wenig dort beim Schwager aufhalten; aber woher weißt Du — wie fällt Dir eben Drachenstein ein?"

„Nun, ich weiß ja, Risa ist gegenwärtig im Schlosse."

„Mag sein, mag sein."

„Du willst einen gleichgiltigen Ton heucheln, mein braver Edmund, aber leider verfängt er bei mir nicht

mehr, ich habe Dinge erfahren, die mir in häßlicher Weise die Augen geöffnet haben.“ Bei diesen Worten ergriff die Dame einen Brief, der vor ihr im Körbchen lag. Edmund erschrak. Was soll das? Sollte Hennefeld oder gar Fred es gewagt haben, an seine Gemahlin zu schreiben? Das war zu unwahrscheinlich.

„Was ist das für ein Brief?“ fragte er hastig.

„Offenbar ein Dir sehr wohlbekannter.“

Er nahm ihn aus ihren Händen. Es war Hondels annonymer Liebesgruß, der Brief Risas. Mit einem Blicke erkannte er ihn, augenblicklich war ihm die ganze Bedeutung dieser so sehr zur Unzeit eingetroffenen Entdeckung klar.

„Emilie, das ist ein Mißverständniß, ich versichere Dich, es ist — —“

„Gieb Dir keine Mühe, mein Lieber. Ich weiß, Du bist geschickt in der Erfindung passender Erzählungen, aber einem solchen Beweise gegenüber giebt es kein Mißverständniß. Ich bin gerade alt und erfahren genug, um die Bedeutung eines solchen Schreibens ermessen zu können.“

„Aber laß' mich nur ein paar Worte Dir erklären.“

„Ich hasse die Scenen, Edmund, und ganz besonders derartige. Ich habe vielleicht eine ähnliche Strafe verdient, weil ich einen Mann geheirathet habe, der so sehr an Alter mir nachsteht, vielleicht, sage ich, aber ich will meine Strafe tragen, wie es einer erfahrenen Frau zukommt, mit Ruhe und Würde, und deshalb bleibt diese Sache zwischen uns erledigt.“

„Du mußt mich aber hören, Emilie, Du mußt —“

„Ich muß? Ich will nicht. Von heute an weißt Du, wie wir gegen einander stehen. Damit adieu, und gute Unterhaltung auf Drachenstein.“

Erhobenen Hauptes schritt sie an ihm vorüber, ihm einen stolzen Blick zuwerfend, dann schlug sie hinter sich die Thüre zu. Edmund blieb verblüfft sitzen. Die verächtliche Kälte, die sie an den Tag gelegt hatte, machte einen tieferen Eindruck auf ihn, als selbst eine zornige leidenschaftliche Scene hätte machen können. Dabei sah er ein, daß es Wahnsinn wäre, bei einer solchen Sachlage auch nur einen Augenblick an die Beichte zu denken. „Verdammt“, murmelte er zwischen den Zähnen „gerade jetzt mußte das kommen! Welcher Teufel hat da seine Hand im Spiele? wie mag der verfluchte Brief in ihre Hand gekommen sein?“

Aber es war nicht lange Zeit zum Nachdenken. In seinem Zimmer angelangt, gab er dem Diener Auftrag, die nothwendigsten Sachen in einen Handkoffer zu packen und dann einen Fiaker zu bestellen. Während dies geschah, warf er in Hast einige Zeilen an Hennefeld auf's Papier. Geschäfte zwängen ihn, auf eine kurze Zeit abzureisen, aber er werde bald wieder kommen. Der Agent solle indeß alle Wechsel, die er nicht schon an sich gebracht hätte, in seine Hand zu bekommen trachten, und wenn die Fälligkeit einträte, in Ruhe seine Rückkehr abwarten, keinerlei Schritte aber ohne seine Zustimmung unternehmen. An Fred sei nichts auszuzahlen, auch keine Wechsel von ihm anzunehmen, möge er welche Unterschrift immer tragen. Er hoffe, daß Hennefeld alles das pünktlich befol-

gen werde. In kurzer Zeit, wie gesagt, kehre er wieder und werde dann die ganze Angelegenheit auf die befriedigendste Weise berichtigen. Diesen Brief couvertirte Edmund rasch, ließ ihn expediren und befahl dann den Wagen zur Fahrt nach dem Bahnhofe.

Der Diener meldete, als sein Herr eben einstieg, daß auch Frau Emilie am selben Tage abzureisen gedenke, nur auf zwei bis drei Tage. Edmund hörte kaum, was ihm erzählt wurde, fragte nicht, wohin seine Gemahlin fahre, sondern warf den Wagenschlag hinter sich zu. Es waren andere Gedanken, die ihn jetzt beschäftigten.

Es war klug, daß Ringelstern nicht seine Equipage benützte, denn sonst wäre seine Abreise in den menschenvollen Straßen wohl nicht unbemerkt geblieben. Da er sich aber im Fiaker befand, und auch noch zu weiterer Vorsicht die Vorhänge zugezogen hatte, schenkte niemand dem Gefährte eine weitere Beachtung, Kurz vor Abgang des Eilzuges kam er am Bahnhofe an, löste rasch eine Karte und warf sich in ein Coupé erster Klasse, wo er sich allein sah. Wenige Minuten darauf brauste der Zug davon.

Er war wieder auf einer Fahrt nach Drachenstein begriffen, gerade wie vor einem Jahre. Er liebte seinen Schwager keineswegs und wußte auch ganz gut, daß er dem Fabrikanten im Grunde seines Wesens mißfällig sei, aber bei alledem war gerade die Fabrik Schulers vielleicht der sicherste Ort, den er gegenwärtig ausfindig machen konnte. Und Sicherheit war doch vor allem die Hauptsache. Wenn auch eine Untersuchung wegen Zweikampfes nichts entehrendes war, so mußte ihm die Furcht davor

doch begründet erscheinen, wenn er bedachte, was das Motiv desselben gewesen, wenn er dachte, es sei nicht aufgeklärt, woher Janowsky den Grund zur Beschimpfung genommen habe. Alle seine Fäden konnten zerrissen, seine ganze Handlungsweise bloßgelegt werden, wenn er gefangen wurde. So indessen hoffte er noch alles in Ordnung zu bringen. An Hennefeld wollte er in einigen Tagen wieder schreiben. Da es in des Agenten eigenem Interesse lag, so durfte er wohl Befolgung seiner Aufträge von ihm erwarten. Den Aufenthalt in Drachenstein wollte er benützen, um das Spiel mit Risa, das ihm längst lästig geworden war, zu beenden. Er wollte ihr sagen, daß er sie nie geliebt habe, und lediglich für ihren Stolz habe strafen wollen; jetzt brauchte er selbst keinen Applomb mehr zu scheuen, war ja doch die Hoffnung eine eitle gewesen, die seine Frau auf Heinrich Meinwerth gesetzt, was er zwar nie aus dem Munde seiner Frau gehört, aber doch selbst combinirt hatte. Mit Hülfe dieser Erklärung wollte er den häßlichen Eindruck verwischen, den der Brief der jungen Gräfin auf Emilie gemacht hatte, dann sollte sich noch alles wieder in's Geleise bringen lassen. Aber vor allem mußte er frei sein, vor allem mußte die Gefahr vorüber sein, als Janowsky's Gegner verfolgt zu werden. So wechselnd zwischen Furcht und Hoffnung verbrachte der Flüchtling die Fahrt. Bei jedem Anhalten des Zuges drückte er sich so weit als möglich in die Ecke des Coupé's.

Endlich war die Station erreicht, und nun kam noch eine Strecke zu Wagen. Es war noch recht fröstlich im

Gebirge, so daß der Reisende sich enge in seinem Plaid einwickelte. Langsam ging die Fahrt über die fast ausnahmslos bergauf führende Straße dahin, und es war nicht mehr weit von der Abenddämmerung, als das Fabriksgebäude endlich sichtbar wurde.

Außerordentlich, wenn auch nicht besonders freudig erstaunt war Schuler, da er den Schwager so unerwartet bei sich eintreten sah, und er war nicht Weltmann genug, um dieses Erstaunen verbergen zu können.

„Ich überfalle Sie beinahe," sprach Edmund, „aber ich bin ein Freund solcher Ueberraschungen. Meine Gesundheit ist ein wenig angegriffen, nervös angegriffen; mein Arzt hat mir daher ein paar Wochen in der scharfen, aber kräftigenden Gebirgsluft verordnet, und so wollte ich mir erlauben, einen Theil dieser Zeit bei Ihnen zuzubringen."

So unwahrscheinlich diese Geschichte klang, fand doch Ringelstern in diesem Augenblicke keine passendere, denn er hielt es für nicht gerathen, sogleich den wahren Grund seiner Ankunft anzugeben, sondern wollte erst ein paar Tage in's Land gehen lassen. Auch der Fabrikant schüttelte den Kopf, gab aber dieser Verwunderung keine Worte, sondern sagte: „Nun, wenn Sie sich einen günstigen Erfolg von diesem Aufenthalte versprechen, soll mich die Verwirklichung dieser Hoffnung recht sehr freuen. Leider aber kann ich zu Ihrem Vergnügen wenig thun. Ich bin tagsüber beschäftigt, und auch die Damen im Schlosse, leben, wie Sie wissen, sehr zurückgezogen. Wenn Sie also nicht etwa ein passionirter Jäger sind, so fürchte ich fast, daß Sie sich sehr langweilen werden."

„O, das thut nichts. Ich werde mir schon die Zeit zu vertreiben wissen.“

Schuler gab Auftrag, ein Fremdenzimmer herzurichten und die Sachen seines Schwagers dorthin zu bringen. „Sie müssen sich eben bescheiden,“ sagte er dabei, „ich biete Ihnen mein bestes Fremdenzimmer an, neben meinem Comptoir im Parterre gelegen. Ich hoffe, daß es Ihnen conveniren wird, wenn nicht, sollte es mir wirklich leid thun.“

„Machen Sie sich keine Ungelegenheiten, ich bin mit allem zufrieden.“

Des Abends fanden sich die Schwäger beim Souper. Es waren noch ein paar Herren da, der Buchhalter und andere Comptoirbedienstete, lauter einfache Männer, die sich in Gesellschaft des vornehmen Städters ein wenig beengt fühlten. Aber dieser war heute durchaus nicht bei Laune, er sah meist schweigsam und mißmuthig d'rein, und schützte endlich große Ermüdung vor, um sich zurückziehen zu können; was auch der Wahrheit entsprach. Der Fabriksherr begleitete ihn bis an die Thüre seines Zimmers.

„Am Ende sind Sie unwohler, als man denken sollte,“ meinte Schuler, „nun, ich hoffe, daß die Alpenluft wirklich die beste Heilkraft bewähren möge. Gute Nacht indessen. Aber nehmen Sie sich vor meinem Hunde in Acht; des Nachts ist er besonders unverträglich, und Sie wissen aus Erfahrung, daß er nicht Ihr Freund ist.“

Ringelstern hatte die letzten Worte seines Schwagers kaum gehört. Eine unabweisbare Müdigkeit war über ihn gekommen, so sehr, daß er sich nach Ruhe und Schlaf wahrhaft sehnte. Was war das für ein Tag gewesen!

Erst das Duell, Janowsky's Tod, dann Risa's Brief in den Händen seiner Frau, die Flucht, die Reise, die verschiedensten Gemüthserschütterungen. Es war in der That ein Tag des Kampfes und der Erregung gewesen. Jetzt aber überwältigte alle diese Gefühle das Bedürfniß der Ruhe. Zwar war hier auch eben keine tiefe nächtliche Stille zu erwarten. Drüben brummte und prustete die Fabrik, feurig stieg der Rauch aus großen und kleinen Schlotten empor, dabei hämmerte und zischte es und gab so dem an derartige Geräusche nicht gewöhnten Stadtbewohner ein Bild infernalischen Treibens. Auch lag die Zukunft sehr fragwürdig vor ihm. Manche Fragen, mit denen er sich schon auf der Eisenbahnfahrt beschäftigt hatte, mußten noch durchdacht, manche Gefahren in Erwägung gezogen werden. Aber zu alledem war jetzt nicht Zeit. Rasch legte er seine Kleider ab und stieg in das weiche Bett. Bald verschwammen seine Gedanken, der Lärm der Fabrik tönte schwächer und schwächer an sein entschlummerndes Ohr und der wohlthätige Genius des Schlafes fing an, ihn unter seine Fittiche zu nehmen. Erquickender Schlummer, das war's, was ihm vor allem Noth that. Erst mußte er sich im Schlafe stärken und neue Spannkraft erwerben, dann konnte er daran denken, sich auf's Neue zu rüsten zu einem ernsten Kampfe mit all' den mannigfachen Gefahren, die ihn von den verschiedensten Seiten her umlauerten und bedrohten.

Fünfzehntes Kapitel.

Der letzte Schritt.

Die Sonne stand ziemlich hoch, als Ringelstern erwachte. Im ersten Augenblicke sah er sich verwundert in der ungewohnten Umgebung um, bald aber kam ihm alles wieder zum Bewußtsein, was sich am vergangenen Tage mit ihm ereignet hatte. Der Schlaf hatte ihn merklich gestärkt, er fühlte, daß sein Geist die alte Elasticität zurückerhalten habe, und so erhob er sich geistig und körperlich gekräftigt. Er war indeß kaum dem Bette entstiegen, als ihm ein Brief zugestellt wurde. Dieser mußte bei Nacht in der Station angekommen sein, und war, da er als expreß bezeichnet erschien, schon am frühen Morgen in die Fabrik gebracht worden. Edmund riß in gespannter Erwartung das Couvert auf und las:

„Lieber Freund! Ich beeile mich thunlichst, Dir diese Zeilen zu schicken. Erschrick nicht, das Duell ist bis jetzt — was freilich wenig heißen will — verschwiegen geblieben, Janowsky gilt als Selbstmörder, aber Dir droht eine andere Gefahr, so unglaublich, so abenteuerlich, daß

ich nicht recht weiß, wie ich Dir davon Mittheilung machen soll. Indessen muß es Dir bekannt werden. Du konntest gestern kaum abgereist sein, als Wernthal im höchsten Grade erregt in mein Zimmer stürzte. Janowsky hat ihm einen Brief hinterlassen, worin er Dich als Wechselfälscher bezeichnet. Du hättest die Unterschrift Deiner Gattin nachgemacht, um Dir Geld zu verschaffen, der Agent Hennefeld soll solch' einen Wechsel haben, Janowsky will ihn selbst gesehen haben. Diese unglückliche Idee erklärt nun freilich das Benehmen des Gefallenen, aber ich bitte Dich, was ist das? Ist der Unglückliche verrückt gewesen, oder täuschte ihn irgend ein verhängnißvoller Irrthum? Selbstverständlich glaube ich kein Wort von diesem schrecklichen Verdachte, aber Nicki, Nicki Wernthal ist Feuer und Flamme. — Er hat Janowsky feierlich versprochen, alles pünktlich zu erfüllen, was der Brief enthalten werde, und bei seiner schwärmerischen Verehrung nnd Dankbarkeit für den Todten ist nicht zu zweifeln, daß er alle anderen Rücksichten bei Seite setzen wird. Mir, als Deinem intimsten Freunde und Vertreter in dem Ehrenhandel, hat er eröffnet, daß er nach Vorschrift dieses Briefes drei Tage Zeit Dir gönnen wolle, inzwischen müßten die angeblichen Wechsel eingelöst oder die Mittel dazu beschafft sein; gelinge Dir das nicht, so könne er keinen Augenblick mehr zögern, die Criminalanzeige zu machen. Das ist's, was ich Dir mitzutheilen habe. Ich bitte Dich, fasse alles so auf, wie ich schreibe. Jedenfalls droht Dir eine höchst unangenehme Affaire, die vermieden werden muß. Bei Empfang dieses Briefes hast Du nur noch zwei Tage

Zeit. Schreib' mir rasch, was ich zu thun habe, denn ich bin, wie immer, zu allen Diensten bereit. Dein alter Stanislaus Schitzky." —

Edmund las und las, das Papier zitterte in seiner Hand, endlich brach er auf einem Stuhle zusammen. Das hatte der Teufel noch verborgen gehalten. Ueber das Grab hinaus erstreckte sich die furchtbare Hand des Todten und drohte ihn jetzt erst zu zermalmen. Was sollte er machen, wie der schrecklichen Gefahr entrinnen? Wirr schossen die Gedanken durch sein Hirn. Sollte er sich Schitzky jetzt anvertrauen? Unmöglich, und was wäre dabei gewonnen? Oder an Hennefeld schreiben? Dies wäre ein neuer, gravirender Umstand gewesen. Oder rasch nach Hause fahren, um persönlich die Sache zu ordnen? — — Das einzige, was übrig blieb, war ein reumüthiges Bekenntniß an seine Gattin. Mochte Risa's Brief sie noch so sehr erbittert haben, sie konnte, sie durfte ihn so nicht beschimpfen und entehren lassen. Schon wollte er sich daran machen, ihr in den flehentlichsten Ausdrücken zu schreiben, da fiel ihm ein, daß sie ja verreist sei, er wußte nicht wohin, zwar nur auf einige Tage, aber das genügte. Es war zu spät für ein Bekenntniß. Zu spät! zu spät! Verzweiflung faßte ihn, die hoffnungslose Lage drückte ihn darnieder. Sein sonst so erfinderischer Kopf konnte keinen Ausweg ersinnen und gebrochen ließ er das sorgenschwere Haupt in die Hände sinken. Einen Augenblick dachte er an Flucht, aber dadurch entging er ja der Schande nicht, und wohin sollte er sich wenden? — So lag er betäubt von all' den schrecklichen Gewißheiten da,

als ein Geräusch im Nebenzimmer an sein Ohr schlug. Sein Schwager! Das war die letzte Hoffnung. War dieser Mann auch nicht sein Freund, so konnte er doch vielleicht diesmal seinem verwandtschaftlichen Gefühle die Oberhand über diese Abneigung lassen. Dann wäre er gerettet. Reumüthig konnte er später seiner Gattin alles bekennen, die Gefahr zog vorüber, und sie sollte ihm zur Lehre dienen für die Zukunft. Sein Entschluß war gefaßt. Er erhob sich und betrat des Schwagers Schreibstube.

Der Fabrikant war eben beschäftigt, eine Anzahl Banknoten zu überzählen, indeß sein Buchhalter neben ihm stand. Er unterbrach sich, wünschte Ringelstern einen guten Morgen und bat ihn, sich einen Augenblick zu gedulden. Dann nahm er seine Thätigkeit wieder auf. — „Sechzigtausend,“ sagte er, als er die ganze Reihe durchgezählt hatte.

„Richtig,“ stimmte der Buchhalter bei, „das ist die ganze Summe. Glaser und Barmann werden über unsere coulante Pünktlichkeit sehr angenehm berührt sein.“

„Es ist mein Wunsch, Lieferungen von fremden Firmen sofort prompt zu begleichen.“

„Senden Sie noch heute das Geld ab, Herr Schuler?“

„Ich werde kaum dazu kommen. Aber morgen früh will ich's als mein erstes Geschäft bezeichnen.“

„Schön, Herr Prinzipal. Muß ich die Summe indeß dem Cassier geben?“

„Das ist unnöthig; bis dahin verwahre ich sie bei mir.“ —

Hiermit steckte Schuler das Geld in einen Umschlag,

legte es in die Lade des Schreibtisches, verschloß dieselbe und nahm den Schlüssel an sich. Der Buchhalter verbeugte sich und ließ die Schwäger allein.

„Sie haben hoffentlich recht wohl geschlafen?“ wandte sich Schuler an Edmund, „nur fürchte ich, daß Sie der ungewohnte Fabrikslärm ein wenig gestört hat.“

„Nun, es ging, ich war sehr ermüdet und vernahm daher wenig von dem Geräusche.“

„Heute werden Sie's ruhiger haben, heute ist Samstag, da ruht die Nachtarbeit und die Arbeiter dürfen schlafen.“

„Sie sind sehr besorgt um mich, lieber Schwager, haben mich überhaupt so freundlich hier aufgenommen, daß ich in der That tief in Ihrer Schuld bin. Gestatten Sie mir aber, diese Güte noch mehr in Anspruch zu nehmen; ich habe eine Bitte an Sie, deren Gewährung ich von Ihrer verwandtschaftlichen Neigung zu Emilie und ihrem Gatten, von Ihrem bekannt vortrefflichen Herzen erhoffe.“

„Eine Bitte? Ich wäre neugierig, zu erfahren, was ich dem glänzenden Herrn von Ringelstern, dem vielbeneideten Manne, gewähren könnte?“

„Hören Sie mich an: Ich weiß, daß Sie vielfach mit meinem Wesen und meiner Lebensweise nicht einverstanden sind, aber Sie irren, wenn Sie mich deshalb für charakterlos oder gewissenlos halten würden. Nach allen Kräften strebe ich, Ihre Schwägerin, die Wittwe Ihres Bruders so glücklich zu machen, als nur irgend möglich.“

„Das macht Ihnen Ehre, Edmund, und gibt Ihnen ein Anrecht auf meine Liebe.“

„Diese ist es, auf die ich vor allem zähle. Aufrichtig, lieber Schwager, ich habe 'was am Herzen. Sie müssen denken, ich war lange, vielleicht zu lange Junggeselle, bin in großen Verhältnissen erzogen und kenne so die Bedürfnisse des Lebens zur Genüge. Meine Heirath mit einer Dame von bekanntem Reichthume hat Aufsehen gemacht, eine Reihe von Bekannten hat sich um mich geschaart; Sie wissen, wie es ist, wenn sich die Glücksumstände so günstig ändern. Ich mußte also meinem Stande und meiner Stellung, auch der Stellung meiner Frau zu Liebe mehr ausgeben, als ich wollte, wenn Sie wollen, auch als ich sollte, schließlich sehe ich mich, ohne daß ich es ahnte, in Schulden verwickelt. Nun müssen Sie bedenken, daß ich meiner Frau doch nicht gut jetzt, ein Jahr nach unserer Hochzeit, abermals um Bezahlung von Schulden in den Ohren liegen kann, sie würde anfangen, mir zu mißtrauen, ja es könnte unsere Zukunft trüben. Aber anderseits warten meine Gläubiger nicht mehr, ich riskire Skandal in dem Kreise, dem ich angehöre, Skandal, den ich vermeiden muß um jeden Preis. In dieser Noth gedachte ich Ihrer, Sie werden mir aushelfen, hoffe ich, Sie werden mir beistehen, um diesen letzten Rest von junggesellenhaftem Leichtsinne mir nicht verderblich werden zu lassen, mit einem Worte, Sie werden mir zu Liebe, und um des häuslichen Glückes Ihrer Schwägerin willen, mich aus dieser Klemme befreien.“

Ringelstern hatte sich warm gesprochen, aber Schuler's

Züge waren indessen immer düsterer geworden; jetzt, da der Schwager geendet hatte, ergriff er das Wort: „Ich habe Sie ausreden lassen, jetzt hören Sie meine Antwort. Ich bin ein einfacher Mann, der von Ihren Bedürfnissen und Ihren conventionellen Ehrenpflichten nichts weiß, aber das eine ist mir wohl bewußt, daß eine Handlungsweise, wie die Ihre, keine Rücksicht verdient. Da ist es eingetroffen, wovor ich Emilie gewarnt habe. Sie haben es leicht, jetzt den Lebemann zu spielen, wo Sie hoffen, daß Ihre reiche Frau Ihnen die Schulden zahlen wird, die Sie hinter ihrem Rücken contrahiren. Mag sie denn die Früchte ihrer Handlungen kosten, mag sie die Verluste ertragen, meine Pflicht habe ich gethan, wenn auch erfolglos. Auf mich aber rechnen Sie nicht, Ihrem Leichtsinne werde ich niemals Vorschub leisten, ich werde Ihnen nicht beistehen, Emilie zu ruiniren. Dies mein Bescheid.“

„Sie können, nein, Schuler, Sie dürfen mich so nicht abweisen.“

„Ich darf nicht? Ei, Herr von Ringelstern, wie kommen Sie zu dieser Sprache. Ich habe mein Vermögen mir durch unausgesetzte Arbeit verdient und nun kommen Sie und begehren einen Theil desselben, um Ihrem Wohlleben fröhnen zu können. Sie haben eine sonderbare Lebensauffassung, die ich nicht theile.“

„Aber Sie wissen nicht, was auf dem Spiele steht. Es handelt sich um mehr, als Sie denken, mein Ruf, meine Ehre.“ — —

„Ihre Ehre? Aha, wahrscheinlich Spielschulden. Gehen Sie, Ringelstern, daß Sie mir mit solchen Zumuthungen

kommen können. Dem erkrankten Arbeiter, dem invaliden Soldaten, dem gebrechlichen Greise steht meine Hand jederzeit offen, aber dem jungen lebenskräftigen Manne, der das Vermögen seiner Frau arbeitslos — verzeihen Sie — verschwenden will, muß sie verschlossen bleiben, sonst müßte ich mich selbst als ihren Mitschuldigen erklären, und das will ich nicht. Somit beenden wir diese Angelegenheit."

„Schuler, Schuler, Sie können die Folgen Ihres Starrsinnes nicht ermessen. O lassen Sie sich erweichen. Geben Sie diese marmorne Ehrenmannsmiene auf, seien Sie menschlich mit mir, ich bitte, ich beschwöre Sie."

Edmund war so heiß in seinem Flehen, daß er die Hände faltete und dieselben bittend zu dem Schwager emporhob. Dieser aber blieb kalt und unbeweglich.

„Sie sind mein Gast hier," sagte er, „ich will daher diese Scene nicht fortsetzen, denn auch mich könnte der Aerger hinreißen, und ich will Sie nicht kränken. Reden wir nicht mehr davon. Beichten Sie Emilie alles, das soll Ihre Strafe sein, und für die Zukunft gehen Sie auf besseren Bahnen, dann werde ich mich mit Freuden Ihren Freund nennen, während ich Sie in dieser Stellung nur beklagen muß."

Der Fabrikant war aufgestanden und an's Fenster geschritten, wo er, dem Gaste den Rücken kehrend, stehen blieb. Dieser saß eine Weile stumm da, dann sprang er auf und eilte in sein Zimmer. Zorn und Beschämung erfüllten sein Gemüth in häßlichem Gemische. So hatte er sich abweisen lassen müssen. Mit kalter Ehrenhaftigkeit war er abgespeist worden, ja beinahe verächtlich mußte

ihm der Ton des unerbittlichen Mannes vorkommen. Das durfte er ihm bieten und was konnte er ihm entgegensetzen? Wenn er nun gar erst die Wahrheit wüßte! Dieser Gedanke übertäubte auch noch den Zorn, er führte ihn darauf, daß er ja sorgen müsse, das Geld binnen zwei Tagen aufzubringen. Dieser Versuch war gescheitert, der Geizhals hatte ihm jede Hülfe verweigert, noch ehe er wußte, um welchen Betrag es sich handle. Der Millionär versagte ihm den Dienst, er schloß sein Geld natürlich lieber in Kisten und Kasten ein und ließ es da liegen, indeß er selbst am Lande hier versauerte. Wie hatte er ihn gebeten, wie ihn angefleht! Aber vielleicht gerade deshalb war seine Bitte abgewiesen worden? Wäre er fordernd, statt bittend aufgetreten, vielleicht hätte er mehr erreicht. Wie, wenn er ihm drohte, wenn er ihn zu zwingen versuchte? Es war wohl wenig Aussicht auf Erfolg, aber mindestens spielte er dann eine minder klägliche Rolle. Er wollte nochmals zu seinem Schwager und schritt zu diesem Ende auf die Thüre zu, die sein Zimmer mit dem Comptoir verband. Sie war versperrt. Gedankenlos griff er in die Tasche und brachte einen Schlüssel hervor. Welch sonderbarer Zufall! Der Schlüssel paßte und so trat er denn in die Schreibstube ein. Es war niemand anwesend. Edmund blickte sich im Zimmer um; dort stand der Schreibtisch, da hatte vor seinen Augen der Fabrikant eine Summe verwahrt, die mehr als genügend war, ihn zu retten. Wenn er diese hätte, wenn er sie sein nennen könnte! Da schlug ein Geräusch vom Gange her an sein Ohr. Mit einem Sprunge war er in

seinem Gemache, wo er lautlos die Thüre zuzog und versperrte. Wieder verfiel er in Grübeln. Was wäre es auch, wenn er wirklich den Betrag sich aneignete, der für irgend eine auswärtige Firma bestimmt war? Er wechselte nur den Gläubiger, und bei Lichte besehen wäre der Tausch ganz vortheilhaft. An Stelle Hennefelds und der anderen ihm unbekannten Inhaber seiner Wechsel würde dann sein Schwager treten und die verhängnißvolle That Nicki's blieb ungethan. Was kümmerte ihn der Zorn des Fabrikherrn, wenn diese drohende Gefahr beseitigt war? Von Schuler fürchtete er keinen Schritt, der ihn vernichten mußte, denn der Schlag hätte ja seine Schwägerin und seine Nichte mit getroffen. Ja lägen sie da die Banknoten vor ihm, ein Griff, unbedenklich, und sie wären sein. Aber, sie dem verschlossenen Fache entnehmen, dazu gehörte doch ein Wagniß. Wenn man ihn ertappte, wenn er als Dieb — — Zwar in das Comptoir konnte er jetzt unbemerkt gelangen, und sollte er sich des Nachts in den Besitz der Banknoten setzen können, so wäre die Wahrscheinlichkeit wohl gering, ertappt zu werden. Dann aber müßte er fliehen, wenn auch nur ein paar Stationen weit. Ein Brief an Schuler könnte die Motive seiner That enthüllen, ihn nicht als Dieb darstellen, sondern die Handlung der Noth zuschieben und seinem eigenen Starrsinn. Schitzky müßte das Geld erhalten sammt der Angabe, es Nicki vorzuzeigen und zu verwahren, dann war alles gut, wenigstens die Gefahr, vor der ihn der Brief von heute Morgen warnte, beseitigt. Immer eindringlicher umdrängten ihn diese Gedanken. War er im Besitze der Summe,

wie aber konnte er fliehen? Seine Fenster führten auf den Hof. Er blickte hinab, es war unvergittert, indeß das Comptoirfenster mit Gittern versehen war. Die Höhe unbedeutend, mit Leichtigkeit erreichte er den Boden.

Edmund nahm seinen Hut und betrat den Hof. Dieser zog sich an den Arbeitssälen vorüber bis an den Schloßpark. Das Hausthor war des Nachts jedenfalls verschlossen, dort war an kein Entkommen zu denken, aber der Hof gewährte eher hierzu die Gelegenheit. In der kommenden Nacht war keine Nachtarbeit, die Arbeiter schliefen also, er konnte unbemerkt an den Werksälen vorüberkommen. Der Hof war nur durch einen Zaun vom Parke getrennt; wenn auch die Thüre desselben verschlossen war, so mußte sie doch leicht zu übersteigen sein, dann war er im Parke und gelangte von da mit Leichtigkeit auf den Fahrweg. Dann war alles gewonnen. Zur Station kam er ohne Mühe in zwei Stunden, denn der Weg führte ja stets bergab. Führte er also sein Vorhaben des Nachts aus, so konnte er sicher den Zug erreichen, der am frühen Morgen abging. Von der Station aus müßte der Brief an Schitzky mit der Geldsendung abgeschickt werden, und dann davon. Wenn Schuler den Verlust bemerkte, war er schon weit von dannen.

So reifte der verbrecherische Rettungsplan im Geiste des immer tiefer sinkenden Mannes zu greifbarer Wesenheit heran. Während er derart alles erwog und mit Freude und Zagen fand, wie eigenthümlich der Zufall alles günstig zu gestalten schien, um ihn auf diesen Weg zu führen, war er unbewußt immer tiefer in den Park gerathen und sah sich plötzlich in der Nähe der Burgruine Risa Meinwerth gegenüber.

Die Begegnung war ihm durchaus unerwünscht, besonders jetzt, wo so ganz singuläre Gedanken seinen Geist erfüllten. Aber es war an kein Ausweichen zu denken, die Gräfin hatte ihn bemerkt und schritt mit leidenschaftlicher Hast auf ihn zu.

„Sie sind da," rief sie ihm entgegen, „wie lange habe ich Sie nicht gesehen und gesprochen? Wissen Sie, was seither geschehen ist? Er ist todt, Wägner ist todt."

„Das weiß ich. Was ist's weiter?"

„Was weiter? Das fragen Sie so kalt und nüchtern? O, ich könnte es jedem Steine klagen. Ich habe ihn noch einmal gesehen, ganz zufällig. Wie verändert sah er aus, wie bleich und verfallen. O, nehmen Sie von meinem Herzen die Last des Vorwurfes, daß ich es war, die sein Leben vergiftete, sein Herz brach und seine Tage verkürzte."

„Ich bitte, Gräfin, lassen Sie diese Klagen. Mir war er nichts, ich habe ihn kaum gekannt, was verstehe, was weiß ich von seinem Leben und Leiden."

„Und das ist Ihnen nichts, daß er es war — —"

„Ich muß wirklich bitten, Ihre Klagen für die Zeit zu unterbrechen, in der ich das Vergnügen habe, Sie zu sprechen."

„Welch ein Ton! So reden Sie mit mir? Sie wissen vielleicht nicht, daß Sie die Höflichkeit der Dame gegenüber verletzen, aber woher diese Veränderung? Ist daß die sanfte, liebevolle Sprache, die ich aus Ihrem Munde gewohnt war?"

„Ich wüßte nicht, daß ich Sprache und Ton verändert hätte."

„O, sehen Sie mich an! Sie können, Sie wollen nicht? Edmund, Sie haben mich nie geliebt!“

„Wie hätte ich das wagen dürfen, Gräfin? Ich, der ich ein Ehemann bin, wie hätte ich die Kühnheit haben können, Ihnen mit Liebe zu nahen, Ihnen, von deren kalten Herzen die ganze Stadt zu erzählen weiß“.

Risa starrte ihn mit aufgerissenen Augen an. „Nein, es ist unmöglich, ein so erbärmliches Spiel können Sie mit mir nicht getrieben haben! Und warum mich verfolgen durch Monate, warum in die innersten Winkel meines Herzens spähen, bis Sie die Gluth, die in meinem Innern schlummerte, zur Flamme entfacht hatten? Warum das Alles, wenn Sie mich nicht liebten?“

„Warum? Weil es mich reizte ein Geständniß aus Ihrem Munde zu hören, weil ich den Triumph genießen wollte, über das Herz dieser gefühllosen Tugend zu siegen.“

„O, unerhört betrogen! So kann ein Teufel handeln, kein Mensch. Und das Alles sagen Sie mir mit dieser frechen Miene, das Alles — Aber nein, ich glaube es nicht, ich weiß nicht, was ich gehört habe, ich träume.“

„Glauben Sie, was Sie wollen, Gräfin, ich habe die Wahrheit gesprochen.“

Ringelstern blickte mit kaltem Hohne auf das Mädchen herab, das im Uebermaße demüthigender Verzweiflung auf einen Stein gesunken war. Sie hatte die Hände vor's Gesicht geschlagen und schien einen bitteren Kampf auszufechten, aber als sie den Kopf von Neuem hob, da war ihr Antlitz kalt und starr wie gewöhnlich, und sie sagte mit leiser Stimme: „Wenn es wahr ist, was Sie

sagen, so haben Sie eine beispiellose Erbärmlichkeit begangen, aber eines will ich doch trotz Allem von Ihrer Mannheit hoffen. Das Geheimniß haben Sie bewahrt, nicht wahr? Sie haben sich dieses Sieges nicht gerühmt? Niemand weiß darum, Niemand, Niemand?"

„Es thut mir leid, Gräfin, Ihnen auch diese Hoffnung nehmen zu müssen. Zwar habe ich das Geheimniß wirklich bewahrt, ich habe mich des Sieges nicht gerühmt, aber dennoch hat Jemand davon erfahren, und zwar jemand, dessen Unwissenheit in diesem Punkte mir vor allem erwünscht gewesen wäre. Meine Frau weiß darum."

„Ihre Frau?" kreischte Risa außer sich.

„Wie es kam, weiß ich nicht, ich bin daran bei Gott unschuldig und war nicht weniger unangenehm überrascht, als Sie selbst. Ihr Brief an mich ist in ihren Händen."

„Mein Brief? Mein Absagebrief?"

„Derselbe."

„Und Sie haben ihn nicht vernichtet? nicht verbrannt?"

„Leider nein, ich wollte, ich hätte es gethan."

Eine Pause erfolgte. Die Gräfin hatte sich abgewandt, sie sprach nichts mehr. Nur ein ungeduldiger Wink zeigte dem Manne, daß sie allein sein wolle. Edmund verstand und fügte sich gerne diesem Wunsche, denn auch ihm schien ein weiteres Zwiegespräch zwecklos und unerquicklich. Die Begegnung mit Risa, die dem kaltherzigen Roué Gelegenheit gab, in schnöder Weise über sein Opfer zu triumphiren, beschäftigte ihn indessen nicht lange, er hatte heute anderes, bei weitem wichtigeres zu denken. Bald verfiel er wieder in seine früheren Gedanken, malte

sich alle Details und Eventualitäten des bei alledem doch riskirten Unternehmens aus und erreichte so auf anderem Wege wieder die Fabrik.

Das Diner war indessen servirt worden. Schuler nahm sein zuvorkommendes Wesen wieder an, er wollte offenbar den Auftritt von heute Morgen ignoriren. Auch Ringelstern war damit ganz einverstanden, ja ihm lag daran, so aufgeräumt und unbefangen, als möglich, auszusehen. Deshalb zwang er sich zu einer gewissen Heiterkeit, erzählte allerlei amüsante Sachen, tischte verschiedene Bonmots auf und brachte es dahin, daß der Buchhalter und die übrigen Herren vom Comptoir, ihn für sehr leutselig und unterhaltend ansahen. Dabei aber wollte er jedes Zwiegespräch mit seinem Schwager sorgsam vermeiden und zog sich deshalb, sobald die Tafel aufgehoben war, schleunigst in sein Zimmer zurück.

Hier begann er nunmehr energische Vorbereitungen zur Ausführung seines nächtlichen Vorhabens zu treffen. Vor Allem mußten die Briefe geschrieben sein. Er setzte sich demnach dazu, an Schuler die erklärenden Zeilen zu schreiben, die dieser am nächsten Morgen auf seinem Schreibtische finden sollte. Er schrieb ihm, seine Bitte wäre ernster gewesen, als er gemeint habe, nicht Spielschulden, keine kleine leichtsinnige Schuld sei es, deren Tilgung ihn dränge, es gelte wirklich seine Ehre, seine Zukunft, vielleicht seine Freiheit, damit aber auch Namen und Stellung seiner Frau, seiner Tochter. Schuler habe ihn abgewiesen, nun müsse er die Folgen tragen. Er habe sich gezwungen gesehen, das ihm verweigerte Darlehen auf eigenmächtige

Weise sich zu verschaffen, er habe die in diesem Schreibtische verwahrte Summe an sich genommen und werde sie verwenden, um alle seine Gläubiger zu befriedigen. Sie werden, schrieb er, meine Handlung nicht verdammen können, wenn Sie ihre Motive kennen, wenn Sie bedenken, daß Sie selbst mich zu diesem Schritte gezwungen haben. Thun Sie, was Sie wollen; meine Frau wird, sobald ich zu ihr zurückkehre — was in wenigen Wochen geschehen wird — alles aus meinem Munde erfahren, sie wird nicht zögern, Ihnen zu ersetzen, was ich mir erborgt habe. Bis dahin schweigen Sie um ihretwillen, um das Andenken Ihres Bruders, um Ihres eigenen Namens willen. Diese Zeilen schreibt ein Mann, der am Rande des Abgrundes steht, Sie haben Ihre Hand ihm zur Rettung verweigert, er hat sich selbst gerettet; stoßen Sie ihn nicht von neuem in die gähnende Kluft. — Der Brief war fertig. Edmund überlas ihn mit vieler Befriedigung, ja aus dem Inhalte desselben zog er neue Bestärkung zu seinem heldenhaften Plane.

Dann ging's an das zweite Schreiben. Er dankte Schitzky für seine Freundschaft, den Argwohn Janowsky's habe er geahnt, ebenso die Gefahr, die ihm drohe. Sein Gewissen sei rein von der Schuld, der ihn der Todte zeihe, aber der Schein freilich sei gegen ihn; so sehr gegen ihn, daß er fürchten müßte, unterzugehen, wenn Nicki seine Absicht ausführe. Glücklicher Weise sei daran nicht zu denken. Beiliegend sende er ihm eine Summe, die größer sei, als zur Deckung aller Ausstände nöthig wäre. Er möge seine Freundschaft auch diesmal bewähren, wie immer.

Er möge Wernthal die Summe zeigen und an Hennefeld wolle er selbst schreiben, daß er bei seiner Rückkunft alles ordnen werde. Bis dahin möge Schitzky den Betrag bei sich verwahren. Sobald er wiederkehren dürfe, werde ihm alles aufgeklärt werden. Schließlich bat er um strengste Verschwiegenheit gegen Jedermann, nannte seine künftige Adresse und schloß.

Kaum war der Brief beendet, als Schuler eintrat.

„Entschuldigen Sie mich, wenn ich störe," sagte er, „eben vernehme ich von einem entsetzlichen Ereignisse im Schlosse, Gräfin Risa ist todt, sie hat Gift genommen."

Ringelstern entfärbte sich.

„Und wann, — und wann geschah dies?" fragte er.

„Vor einer Stunde etwa. Man hat sie in ihrem Zimmer gefunden, neben ihr ein leeres Glas. Es bleibt unerklärlich, wie sie zu dem Gifte kommen mochte."

„Sie war immer eine romantische Dame von großer Leidenschaftlichkeit."

„Mag sein, aber mein Gott, wie gräßlich! Welcher Schlag für ihre Mutter, für alle Betheiligten!"

Lange nach dieser Nachricht saß Edmund verschlossen da. Es war klar, er trug die Schuld an dem gewaltsamen Tode des Mädchens, seine Handlung, die er so grausam ihr in's Gesicht erklärt hatte, die Entdeckung ihrer verbotenen Liebe, das war es, was sie zu diesem Schritte getrieben hatte. Aber, wenn er es recht bedachte, von seinem Standpunkte aus, war dies die beste Lösung; ja in der That schien dieser Tag bestimmt, alle Fäden zu

lösen, die sich zu unheilbringendem Netze über seinem Haupte verbinden konnten.

Langsam schlichen die Nachmittagsstunden dahin, endlich ward es Abend, endlich war das Souper vorüber und Ringelstern saß in aufgeregter Erwartung in seinem Zimmer. Er hatte die Rolle des unbefangenen Witzboldes fortgeführt, ja er hatte, wenn auch die Stimmung getrübt war und das Gespräch sich meist um das schreckliche Ende der jungen Gräfin drehte, immer noch versucht, soviel als möglich seine joviale Seite hervorzukehren. Jetzt waren die Lichter in den Arbeitssälen erloschen, auch im Herrenhause war alles ruhig, Schuler und alle anderen Bewohner desselben waren wohl schon zu Bette. Aber dennoch wartete er, denn er gedachte Mitternacht herankommen zu lassen, um so ganz sicher der einzige Wache zu sein. Seine Lampe hatte er ausgelöscht, man sollte meinen, daß auch er schlafe, wenn ja jemand noch nach seinem Fenster blicken würde; so saß er denn allein und unbeweglich da. Der Mond, der günstig genug die Nacht erhellte, schien freundlich in sein Gemach, es war ringsum tiefe Stille. Noch drängte mancher Zweifel sein Herz. Fast schien ihm es besser, abzustehen von seinem Plane, aber was dann? Es war zu spät, vor allem mußte er sich retten, und das war der einzige Weg, auf dem Rettung winkte, auf dem Rettung möglich war.

Vom Thurme des neuen Schlosses, der sich düster vom Nachthimmel abhob, schlug es Mitternacht. Ringelstern erhob sich, es war Zeit an's Werk zu gehen. Geräuschlos öffnete er die Thüre in's Comptoir und blieb einen Augen-

blick horchend stehen. Es war nichts zu hören. So schritt er denn entschlossen auf den Schreibtisch zu, der vom Monde hell genug beleuchtet war. In diesem Fache lag der Schatz, den er heben wollte. Hier indessen war ihm der Zufall weniger günstig, der Schlüssel seines Schreibtisches sperrte nicht, und er mußte sich somit zu einem gewaltsamen Verfahren entschließen. Mit der Klinge seines Taschenmessers versuchte er die Platte zu heben, aber sie war zu schwach und brach entzwei. Welch ein Stümper war er doch in solchen Dingen, wie leicht mochte ein anderer dies Werk vollbringen. Ihm fiel Feldner ein und die demüthigende Aehnlichkeit seines eigenen Beginnens mit dem seines ehemaligen Dieners. Da stand er, der feine Weltmann, der Cavalier und mühte sich einen Einbruch zu vollführen. Aber alles das kam zu spät, er mußte die That vollbringen, und so begann er mit neuen Anstrengungen, deren Erfolg kein besserer war. Schon schien es ihm, als müsse sein Versuch mißglücken, als sein Blick auf die große Papierscheere fiel, die neben dem Tische hing. Das Eisen war stärker und breiter. Er bohrte das Instrument zwischen Tischplatte und Lade, hob mit äußerster Anstrengung und sieh da, es glückte. Das Schloß sprang auf, die Lade war geöffnet. Da lag der Schatz, noch ebenso, wie ihn der Fabrikant am Morgen hingelegt. Ein Griff darnach und die Summe war in seinem Besitze. Nun schob er die Lade, so gut es gehen wollte, wieder ein, legte den verschlossenen Brief an seinen Schwager auf den Schreibtisch und entfernte sich vorsichtig aus dem Comptoir. Die Thüre in sein Zimmer verschloß er und

ließ sich dann ein wenig nieder, um neue Kraft zu schöpfen. Aber es war nicht viel Zeit zu verlieren, noch lag ja ein großes Stück Arbeit vor ihm. Er steckte die Banknoten in das Schreiben an den Hauptmann, zog seinen Oberrock an, setzte den Hut auf und schickte sich zur Flucht an. Sein Gepäck mußte er zurücklassen, das war nicht zu vermeiden. Nun öffnete er langsam das Fenster, setzte sich auf die Brüstung und schwang sich rasch in den Hof. Der Mond erleuchtete denselben so hell, daß der Flüchtling es für geboten hielt, sich vorsichtig im Schatten des Hauses bis zur Planke zu schleichen, die er übersteigen mußte. Zwar bebten seine Knie und sein Athem flog bei diesem Unternehmen, aber die Energie seines Willens lieh ihm erneute Kraft. Lautlos schlich er vorwärts. Er warf unwillkürlich einen Blick nach dem gegenüberliegenden Schlosse. Licht schimmerte aus einem der hohen Fenster. Dort lag Risa im ewigen Schlafe, das leidenschaftliche Herz für immer zur Ruhe gebracht, und hier unten entfloh ihr Mörder, in der Tasche gestohlenes Gut. Er schauderte zusammen und schlug die Augen zu Boden. Aber es galt jetzt Rettung, Flucht, nicht Träumen. Also vorwärts. Beinahe hatte er den Zaun erreicht. Da vernahm er hinter sich ein Geräusch. Umblickend gewahrte er im Schatten eine schwarze Masse, die unbeweglich hingekauert schien und nur durch leises Knurren ihre Gegenwart verrieth. Siedend fuhr's ihm durch's Hirn. Er hatte bei seinen klugen Combinationen einen vergessen, seinen Todfeind, den nächtlichen Wächter des Hauses. Aengstlich that er einen Schritt vorwärts. Er that keinen

weitern mehr. Im nächsten Augenblicke fühlte er sich von rückwärts niedergeworfen; wie er seinen Kopf wandte, funkelten ihm die leuchtenden Augen des riesigen Hundes gierig entgegen. Die Lage des Flüchtlings war eine schlimme, aber noch gab er die Hoffnung nicht auf zu entrinnen. Mit höchster Anspannung seiner Kräfte versuchte er sich, aufzurichten und sich dem Thiere zu entziehen. Es gelang, schon war er mit halbem Leibe erhoben, schon athmete er freier. Aber auch sein Feind ließ sich nicht abschrecken. Wüthend durch den Widerstand sprang er ihn nun von vorne an und drückte ihn so abermals zu Boden. Es entspann sich ein kurzer aber furchtbarer Kampf zwischen Mensch und Thier. Rasch erlahmte Edmunds Kraft und siegend schlug der riesige Gegner ihm Klauen und Zähne in den Hals. Der Verwundete stieß einen erstickten gräßlichen Schrei der Todesangst aus, dann aber ward's still. Der Feind hatte gesiegt, nun ließ er ab von dem widerstandsunfähigen Körper. —

Es war eine schöne, klare Frühlingsnacht. Kühl wehte der Wind von den Bergen herab und machte mit dem frischen jungen Laube träumerische Musik. Der Mond schien so hell auf dies schöne Thal herab; Alles ringsum so still, so friedlich, so vertraulich, und mitten unter all' den Herrlichkeiten dieser schönen Stunde lag mit zerrissenem Halse, von Blut überströmt, gebrochenen Auges zum Himmel starrend, die Leiche. —

Sechzehntes Kapitel.

Womit diese Geschichte beendet wird.

Mit wachsender Unruhe sah Schitzky die Frist verstreichen, die der gewissenhafte Vollstrecker von Janowsky's letztem Willen ihm gesteckt hatte. Tag auf Tag verrann, aber keine Antwort langte ein. Der Hauptmann konnte sich's gar nicht erklären, was dies Stillschweigen eines Mannes bedeuten sollte, der sich mit einer mindestens höchst odiosen Criminalanzeige bedroht wußte, und es wollte sich ihm keinerlei Erklärungsgrund bieten. Endlich war auch der letzte Tag vorüber, erfolglos vorüber. Am nächsten Morgen entschloß sich Schitzky nach kurzem Kampfe Frau Emilie von Ringelstern aufzusuchen, um mindestens auf diesem Wege zu retten, was noch zu retten war. Es war noch ziemlich früh am Vormittage, als er bat, der Dame seine Aufwartung machen zu dürfen, indessen aber den Bescheid erhielt, daß dieselbe überhaupt niemanden empfangen könne. Allein Schitzky ließ sich nicht abweisen, er betheuerte, seine Angelegenheit sei eine so dringende, daß er ungeachtet aller Rücksicht für die Bequemlichkeit der Gnä-

digen dennoch auf einer kurzer Unterredung beharren müsse. So ward er denn, ausnahmsweise, zugelassen. Er fand Emilie schwarz gekleidet mit blassem, ernstem Gesichte in ihrem Boudoir.

„Verzeihen Sie mir, gnädige Frau," begann er, „daß ich Ihnen lästig falle, ich versichere Sie aber, daß es lediglich im Interesse Ihres mir überaus werthen Hause geschieht. — Aber was ist Ihnen, Sie sehen blaß und leidend aus."

„Ich bin gestern Abend erst von einem mehrtägigen Besuche auf dem Gute einer meiner Freundinnen zurückgekehrt und habe von meinem Schwager in Drachenstein eine niederschmetternde Nachricht vorgefunden, die auch Ihnen nahe gehen wird. Edmund ist von einem unglaublichen Unglücksfalle betroffen worden, von einer Katastrophe, deren Opfer er geworden ist."

„Todt?" rief Schitzky erbleichend, „mein Gott, daran werde doch ich nicht Schuld tragen? Hat er, — hat er selbst — —"

„O, mein Himmel, was denken Sie? Ich verstehe Sie nicht; es ist ein gräßlicher Zufall, der schon seiner Seltenheit halber nicht verfehlen kann, die peinlichste Sensation hervorzurufen. Edmund ist von dem Hunde meines Schwagers zerrissen worden."

„Entsetzlich."

„Sie können denken, daß nichts auf der Welt im Stande gewesen wäre, den guten Ernst, und mit ihm auch mich mehr zu erschüttern, als dies. Sein Brief war abgerissen, beinahe verwirrt, bloß die Unglücksbotschaft ist

mir daraus klar geworden, alles Nähere ist mir bis jetzt noch ganz unbekannt.“

„So unvorbereitet mich diese Nachricht auch trifft, verehrte Gnädige, so müssen Sie mich doch entschuldigen, und mir's nicht falsch auslegen, daß ich ein Thema zur Sprache bringe, welches ganz heterogener Natur ist. Aber es handelt sich dabei um Ihren Namen, um Ruf und Ehre des auf gewaltsame Weise dahin Gerafften — —“

„Um seine Ehre? Um meinen Namen? Ich bitte Sie dringend mir alles zu berichten.“

„Mißverstehen Sie mich bei alledem nicht. Was ich sprechen will, ist durchaus nicht als meine Meinung aufzufassen, ich stehe dem allen ferne, ja ich glaube nicht daran, ich glaube das Gegentheil, das diametrale Gegentheil.“ —

„Sie foltern mich. Was kann das sein, daß Sie es für nöthig halten, sich so sehr gegen die Annahme zu verwahren, als glaubten Sie, was Sie erzählen wollen?“

„Nun, so hören Sie denn, meine Gnädige. Bei einem Wucherer — ich will sagen Geldagenten hier, will man Wechsel gesehen haben, die ihre Unterschrift tragen, Ihre volle Unterschrift als Acceptantin. Diese Wechsel sollen von Ihrem Herrn Gemahle ausgestellt sein — —“

„Herr im Himmel, das ist unmöglich!“

„Unmöglich, das ist auch meine Meinung. Jedenfalls liegt ein Irrthum oder ein jämmerliches Bubenstück vor; aber es ist mehr als Gerücht. Ein Cavalier weiß darum, ja er hat den Auftrag, wenn binnen einer kurzen, leider schon gestern Abends abgelaufenen Zeit diese angeblichen

Schulden nicht beglichen sind, die Anzeige beim Gerichte gegen Herrn von Ringelstern und den Agenten zu machen."

„Was muß ich hören! Welch ein Gewebe von schrecklichen, mir ganz unbegreiflichen Neuigkeiten! Und läßt sich dagegen nichts vorkehren?"

„Mein erster Schritt war ein Brief an Edmund; ich erwartete umsonst stündlich Nachricht; jetzt freilich ist mir sein Schweigen auf grauenvolle Art erklärt worden."

„Herr Hauptmann, erweisen Sie mir, der Wittwe Ihres Freundes, die Dienste weiter, die Sie gewiß meinem verstorbenen Gatten nicht verweigert hätten. Ich bin so überwältigt von all dem Schrecklichen, das unerwartet seit gestern auf mich hereinbricht, daß ich gegenwärtig nicht weiß, was ich thun kann, was ich thun will. Aber ein's sehe ich, es ist Gefahr im Verzuge."

„Die höchste Gefahr, die höchste Gefahr.

„Darum bitte ich um Ihre Hilfe. Eilen Sie zu dem Geldmanne, befragen Sie ihn um Alles, überzeugen Sie sich von Allem, dann berichten Sie mir Alles. Aber lassen Sie sich zu keinen Versprechungen, zu keinen Abmachungen herbei."

„Nein, gewiß nicht, ich selbst mißtraue dem Manne."

„Wollen Sie dies Alles thun?"

„Ich eile, wenn sich mein Wunsch erfüllt, so kehre ich baldigst zurück, um Sie vollständig zu beruhigen."

Indessen Frau Emilie bekümmert und sorgenschwer zurückblieb, beeilte sich der dienstwillige Hauptmann auf's möglichste, um noch rechtzeitig mit Hennefeld und dann auch mit Nicki zu sprechen, wobei er hoffte, daß der Letztere

vielleicht in Folge des unvorhergesehenen Endes des angeblichen Fälschers seinen Plan aufgeben werde. Es war nicht mehr weit von der Mittagsstunde, als Schitzky vor dem Comptoir anlangte, hier aber mit Schrecken bemerkte, daß sich ein Riegel seinem weiteren Vordringen in den Weg schiebe. Die Thüre war verschlossen, verschlossen nicht allein mit dem Schlüssel, sondern noch überdies mit einem amtlichen Siegel. Wernthal war rasch gewesen und seinem Bemühen zuvorgekommen. Schitzky blieb rathlos vor der Thüre stehen und bot einen so enttäuschten Anblick dar, daß ein Dienstmädchen, welches sich gerade am anstoßenden Gange zu thun machte, sich bewogen fand, ihn mit den Worten anzusprechen: „Sie suchen wohl den Herrn Agenten, gnädiger Herr? Den finden Sie hier nicht mehr?"

„Und wissen Sie, wo er ist?"

„Heute in aller Frühe sind zwei Herren zu ihm gekommen, noch bevor er aufgestanden war. Sie sind lange d'rin geblieben, dann sind sie alle Drei herausgekommen, Herr Hennefeld hat ganz wie gewöhnlich ausgesehen, nur hat er laut und häufig durch die Zähne gezischt, wie er das thut, wenn er aufgeregt ist. Die Herren haben einen ganzen Pack Schriften mitgenommen und hier das Siegel angelegt."

„So, so, nun dann ist er freilich nicht hier zu treffen, ich danke für Ihre Mittheilung."

Ein wenig niedergeschlagen, sonst aber so ziemlich gefaßt, verließ der Hauptmann das Haus. Die Erzählung des Mädchens hatte ihm plötzlich den Gedanken eingegeben,

wie viel er selbst als Offizier riskire, wenn er diese nun schon einmal zu den Ohren der rächenden Justiz gelangte Affaire noch weiter verfolge. Zum allermindesten mußte er sich arg bloßstellen, und das war's gar nicht, was er wünschte, zumal er seiner Verpflichtung genüge gethan hatte und für die Erfolglosigkeit ja nicht verantwortlich gemacht werden konnte. War Edmund wirklich ein Betrüger gewesen, dann wahrlich war er zur rechten Zeit gestorben und die reiche Wittwe mochte mit sich in's Reine kommen, wie sie sich zu der ganzen Angelegenheit verhalten wolle. Er aber beschloß, seine Hand gänzlich aus dem Spiele zu ziehen.

Eine kurze Weile war seit dem resultatlosen Erscheinen Schitzkys vergangen, als Edmund Fred die Treppe zur Kanzlei des Agenten erstieg. Aus dem Munde des hochachtbaren Mannes hatte er schon vor zwei Tagen vernommen, daß Ringelstern plötzlich verreist sei, eine Nachricht, die ihm mancherlei zu denken gab. Jetzt war er gekommen, um das Resultat dieser Denkoperationen in Wirklichkeit umzusetzen, denn er wollte nichts geringeres, als seine Wechsel von Hennefeld erbitten, gegen dem, daß die Wechselsumme sammt verschiedenartigen Nebenspesen Ringelstern zur Last geschrieben werden. Er hoffte von Hennefelds Wohlwollen diesen Dienst, an dem ihm viel gelegen war, ja er dachte dabei zwei Fliegen mit einem Schlage zu treffen, denn auch Emiliens Gatte konnte das Verschwinden dieser Papiere nur mit Freude begrüßen. Aber alle diese Pläne zerstieben, als er sich anschickte, das Comptoir zu betreten. Er bemerkte das amtliche Siegel

und brauchte keines weiteren Commentars, ja im Gegensatze zu Schitzky, floh er jedes aufklärende Gespräch dadurch, daß er die Stiege weit rascher hinabging, als er sie heraufgekommen war. Mit der ihm eigenen Schnelligkeit der Auffassung überblickte er sofort die ganze Sachlage. Offenbar war Hennefeld verhaftet worden, weshalb und wie wußte er freilich nicht, aber es war ja immerhin möglich, daß der Grund gerade in den Wechseln des Herrn von Ringelstern gelegen war. Jedenfalls mußte man, wenn man seine Papiere erhob, auch die zwei Fred'schen Wechsel vorfinden und dann lag die höchste Gefahr für die Sicherheit seiner eigenen Person vor. Es erwies sich darnach als das Gerathenste, sogleich, bevor noch eine gegenwärtige Gefahr drohte, zu verschwinden, weshalb Fred auch ohne zu zögern daran ging, diesen Beschluß auszuführen. Er hatte glücklicher Weise eine größere Summe bei sich, die wohl für mehrere Wochen, ja, bei einiger Sparsamkeit vielleicht sogar für ein paar Monate reichen konnte; so vermied er es denn, seine Wohnung noch einmal aufzusuchen und begab sich durch weniger belebte Straßen mit einem bedeutendem Umwege auf den Bahnhof. Hier löste er ein Billet und fuhr davon. Er hatte die Absicht, große Stationen nicht zu besuchen, auch keine längere Fahrt zu machen, sondern die Behörde, wenn ja nach ihm gefahndet werden sollte, dadurch zu täuschen, daß er mit Unterbrechungen reisen, auch theilweise zu Fuße gehen, und sich tagsüber so viel als möglich verborgen halten wollte. Deshalb stieg er auch, obwohl seine Karte auf einen viel entfernteren Ort lautete, bereits in der

zweiten Station ab und verlor sich sofort im hügeligen Walde.

Fred wollte mit dem Nachtzuge weiterfahren, nicht aber von derselben Station aus, sondern von einer der nächstgelegenen, und war daher gezwungen, einen namhaften Marsch zu machen, um am Abende an dem gesteckten Ziele einzutreffen. Das Frühlingswetter hatte den Erdboden im Walde gelockert, es war allenthalben sumpfig und schlüpfrig. Die abgefallenen Blätter des vergangenen Herbstes bedeckten den Boden und machten ein langsames, vorsichtiges Gehen auf dem bald ansteigenden, bald wieder abfallenden Terrain sehr angezeigt. Fred war durchaus kein Freund von anstrengenden Fußpartien, am allerwenigsten allein und ohne Unterhaltung, und selbst heute, wo er doch manchen Grund hatte, sich als Flüchtling zu betrachten, verwünschte er immer ungeduldiger das langweilige, mühsame Rutschen und Waten. Seine Unkenntniß des Weges führte ihn auch zuweilen um ganz bedeutendes irre, so kam es denn, daß er in ziemlich desolater Toilette bei Anbruch der Nacht in dem Orte anlangte, von wo aus er weiter fahren wollte. Seine städtische Kleidung war arg mitgenommen, die an den Seiten geplatzten Stiefletten und die Beinkleider waren mit Koth überkrustet, der Rock von mehrfacher unfreiwilliger Berührung mit dem Boden theilweise zerrissen, Zweigelchen, Fichtennadeln, ja selbst kleine Blätter hingen in's Tuch seiner Kleidung eingerammt, an ihm. Aber der Wanderer achtete dessen wenig, denn das Gefühl von Hunger und Durst, verbunden mit ganz gewaltiger Müdigkeit hatte die Ober-

hand über alle die anderen kleinlichen Unannehmlichkeiten. So lenkte er denn die Schritte zum Dorfwirthshause, wo er sich bis zum Abgange des Zuges zu stärken gedachte. Die Wirthsstube war spärlich beleuchtet, ein dumpfiger, niedriger Raum. Er bemerkte Niemanden d'rinnen und nahm denn, froh, sich ausrasten zu können, in einem fast ganz in Dunkel gehüllten Winkel Platz. Der Wirth bot ihm, was er in Küche und Keller zu finden vermochte und ließ ihn dann mit dem zu seiner Restaurirung in nicht allzu knapper Weise zugemessenen Vorrathe allein, wonach der Flüchtling, der sich in der Lage sah, sein Körperliches wieder herstellen zu können, in eine den Umständen nach ganz fröhliche Laune gerieth.

Er war eben noch mit Essen und Trinken vollauf beschäftigt, als sich neben dem breitspurigen Ofen eine hohe, magere Gestalt erhob, deren Dasein Fred früher nicht bemerkt hatte und die nun auf ihn zuschritt. Der Mann hatte etwas Vornehmes in seinem ganzen Wesen, das nicht so sehr von seinem durchaus nicht mehr neuen und nicht mehr tadellosen Salonrocke, als vielmehr von der Haltung und dem Benehmen auszugehen schien. Fred blickte ihn mit unangenehmer Ueberraschung an.

„Ach, Gottfried," sagte er dann, zu jovialer Bewillkommnung sich zwingend, „Du bist da? Nun, das ist mir recht lieb, wie die Sache ist; wir haben uns lange nicht gesehen."

„Lange, ja," entgegnete Scharf, „seit jener Nacht nicht mehr, wo Du erbärmlich genug warst, mich, Deinen Spieß-

gesellen zu verrathen. Aber ich habe Dir's auch nicht vergessen."

„Entschuldige nur, lieber Freund, ich muß constatiren, daß ich die Sache nach allen Dimensionen für abgethan erachte. Du hast mir meine Geliebte hinter meinem Rücken zur Untreue verführt, mon chèr, und ich habe mich, wie die Sache ist, an Dir gerächt und Dir Deinen Verdienst bei Ringelstern verdorben, somit sind wir quitt, denke ich."

„Quitt? ei, wirklich! und das vergißt Du, auf welche Weise Du mir die Bons, meinen schon erworbenen Gewinn herausgeschwindelt hast?"

„Da irrst Du, mein Freund, die Bons sind nicht verloren, ich habe den größten Theil noch in Händen, und werde Dich, sobald ich Gelegenheit finde, befriedigen."

Der Mann im Salonrocke ließ ein heiseres Lachen hören, antwortete indeß nichts, sondern nahm am selben Tische Platz und betrachtete Fred mit forschendem Blicke. Nach einer kurzen Pause sagte er: „Nun, Du siehst ja abgerissen und mitgenommen genug aus. Was ist Dir passirt? was suchst Du überhaupt aus?"

„Ich machte einen kleinen Ausflug, mon chèr, und bin durch den Wald gekommen, da ist es denn natürlich, daß ich manchmal nach allen Dimensionen im Kothe stecken blieb. Und Du? was führt Dich her?"

„Privatangelegenheiten. Da wir getrennt sind, kümmern Dich meine Wege nicht mehr."

Das Gespräch kam in's Stocken und ward auch nicht wieder aufgenommen, denn zur Thüre trat ein Gensdarmerieführer ein. Der Mann, eine herkulische Gestalt, war

offenbar erfreut, zwei dem Anscheine nach den besseren Ständen angehörige Gäste anzutreffen; darum ging er höflich grüßend auf den Platz, den die Herren besetzt hielten, zu, fragte um Erlaubniß, sich zu ihnen setzen zu dürfen und machte von dieser Erlaubniß sofort Gebrauch.

„Herr Wirth," rief der Mann des Gesetzes, „rasch einen Wein, ich habe Eile und bin nur auf eine kleine Stärkung hereingekommen."

„Sie sind wohl sehr beschäftigt, mein Herr?" fragte Scharf mit vornehmer Leutseligkeit.

Der Gensdarm hatte seinen Wein erhalten und trank ihn mit Behagen. „Sehr beschäftigt, ja wohl, erwiderte er, „besonders, wenn ich, wie heute, Nachtdienst habe. Sind oft verzweifelte Kerle, mit denen ich's hier zu thun habe, Wilddiebe und Vagabunden, und es setzt hie und da einen gefährlichen Kampf, bis wir so eines Menschen habhaft werden."

„Das will ich meinen," pflichtete Scharf bei.

„Aber trotzdem ist mir der gewöhnliche Dienst immer noch lieber, als das Suchen nach nobleren Verbrechern, die flüchtig geworden sind. Da ist uns heute in den Nachmittagsstunden ein Telegramm der Polizeidirektion zugekommen. Ein Betrüger und Wechselfälscher wird gesucht, der wahrscheinlich durchgebrannt ist. Er soll ein eleganter Mann und Doktor der Philosophie sein. Das Telegramm dürfte an alle Stationen gegangen sein."

„Und haben Sie Hoffnung, ihn zu fangen?"

„Durchaus nicht. Solche Herren sind meistens schlauer, als wir, die halten sich zumeist in großen Stationen auf,

und vermeiden unsere kleineren Orte, wo es für sie nichts zu holen gibt.“

„Das meine ich auch,“ fügte Fred bei, „er wird, wie die Sache ist, aller Voraussicht nach in Eile davon gefahren sein, und ist, weiß der Teufel wo, während ihn die Herren hier suchen.“ —

Scharf lenkte ein, indem er dem Gespräche eine andere Wendung gab, und bald war er wieder in seinem gewohnten Fahrwasser, den interessanten Erzählungen aus dem reichen Schatze seiner nur zum geringsten Theile wirklich erlebten Reiseabenteuer. Der Führer trank und hörte mit vielem Interesse zu, indeß Fred, der sich in Gesellschaft der beiden Männer höchst unbehaglich fühlte, und darum auf eine Gelegenheit lauerte, sich davonzumachen, sich sorgsam in seiner dunklen Ecke hielt. Endlich belehrte ein Blick auf die Uhr den Gensdarmen, daß er seinen Wirthshausbesuch nicht weiter ausdehnen dürfe, er legte seine Zeche auf den Tisch vor sich hin, empfahl sich den freundlichen Herren und erhob sich.

Mit ihm zugleich stand Gottfried Scharf auf, neigte sich zu seinem Ohre und sagte halblaut: „Verhaften Sie den Herrn dort, er ist's, den Sie suchen.“ — —

Schitzky hatte Frau von Ringelstern ohne Verzug von der Erfolglosigkeit seiner Bemühung in Kenntniß gesetzt. Auch ermangelte er nicht, zu bemerken, daß er fortan nichts mehr in der ganzen Sache thun könne, daß vielmehr, wie es jetzt stünde, ihr nur noch der juristische Rath eines Sachverständigen Noth thue. So widerwärtig auch alles, was gerichtliche Thätigkeit mit sich brachte,

der vornehmen Dame war, so bemächtigte sich doch noch ein weiteres Angstgefühl ihres schwer bedrängten Gemüthes, sie fing an, empfindlichen Verlust zu befürchten. Deshalb erkannte sie Schitzky's Rath als einen beachtenswerthen und schrieb einen Brief an Doktor Jünger, worin sie ihn kurz von dem Sachverhalte, so weit er ihr selbst bekannt war, unterrichtete, und den Rechtsfreund bat, ihr einen Besuch behufs Besprechung abzustatten. Am nächsten Morgen ließ sich denn auch ein Herr melden, der im Auftrage des Advokaten mit der gnädigen Frau zu sprechen wünschte. Er ward vorgelassen, machte ein artiges Compliment und begann seine Thätigkeit mit einer Entschuldigung.

„Mein Chef ist leider durch Unwohlsein am persönlichen Erscheinen verhindert," sagte der junge Mann, „aber auch ich bin vollständig informirt und in Kenntniß der Auffassung gesetzt, die Doktor Jünger über diesen Fall hat. Ich bin nämlich sein Substitut und heiße Doktor Albus." —

Die Hausfrau sah den Herrn prüfend an. „Wenn mir recht ist," sagte sie, „so habe ich das Vergnügen, einen Bruder oder nahen Verwandten zu kennen, der Schauspieler ist; wenigstens erinnere ich mich eines Herrn Albus, welcher Ihnen auch sehr ähnlich sah, vom vorigen Jahre aus Ischl."

„Sie haben vollkommen recht, gnädige Frau, nur bin ich selbst dieser Schauspieler."

„Ei wirklich? Und Sie haben die Kunst wieder aufgegeben?"

„Ich habe mancherlei binnen Jahresfrist durchgemacht,

meine Gnädigste, habe mehrfache Berufszweige ergriffen und überall Enttäuschungen erfahren. Die Freiheit, die ich suchte, fand ich nicht, die Ideale zerrannen immer, wenn ich ihnen nahe kam, die materiellen Sorgen überwältigten mich endlich und so bin ich zu meiner ursprünglichen, prosaischen Stellung zurückgekehrt, die mir aber doch eine Zukunft sichert und mich in der Gegenwart erhält. Ich bin wieder in die gleiche Kanzlei eingetreten, ich habe die alten Räume gereifter, aber auch um vieles ernüchtert bewillkommt und mit Wehmuth mußte ich diesem für versunken gehaltenen Eilande im Ocean meines stürmischen Lebens zurufen:

„Steig' auf und empfah unser reisig Geschlecht,
Auf geschnäbelten Schiffen kommen
Die alten Götter, das alte Recht,
Die alten Nordmänner geschwommen."

Frau von Ringelstern warf einen zweifelnden Blick auf den Sprecher. Diese Reminiscenz aus einer früheren Periode, verbunden mit der Darstellung der unstäten Wanderung des Mannes, die sich aber doch als Kreislauf entpuppt hatte, schien ihr nicht eben ein glänzender Vertrauensbrief zu sein. Allein Albus achtete dessen nicht. Als wäre nichts Bemerkenswerthes geschehen, änderte er den Ton und begann nun geschäftlich zu unterhandeln.

„Sie haben," sagte er, „meinem Chef eine für die Zukunft freilich noch wesentlich zu ergänzende Information gegeben, aber auch schon daraus glaubte er mit Sicherheit entnehmen zu dürfen, daß ein Arrangement der Sache, ohne die Oeffentlichkeit zu betreten, unthunlich sein wird."

„Mein Gott, das habe ich auch gefürchtet, und ich hasse nichts so sehr, als meinen Namen in Verbindung gebracht zu sehen mit einer so odiosen Angelegenheit.“

„Das wird sich aber doch nicht vermeiden lassen, meine Gnädige, ich selbst habe beim Untersuchungsrichter Erkundigungen eingezogen. Der Agent Hennefeld ist trotz seines Leugnens dringend verdächtig, der geistige Urheber dieser Fälschungen zu sein. Man hat bei ihm eine Anzahl Wechsel gefunden, auf denen der Name Emilie von Ringelstern gefälscht sein soll, ein Theil ist von ihrem verewigten Herrn Gemahl, ein anderer von einem sicheren Edmund Fred ausgestellt, der auch bereits dingfest gemacht wurde.“ —

Emilie wandte sich ab. Scham und Zorn über die Rolle, die offenbar ihr Mann gespielt hatte, bemächtigten sich ihrer, sie fühlte es aus den Worten des Juristen, so bescheiden diese gesetzt waren, deutlich heraus, daß Fred und Ringelstern die beiden Verbrecher waren, die ihren Namen gemißbraucht hatten.

„Es ist nun freilich juristisch zweifelhaft,“ fuhr Albus fort, „ob ein Betrug in unserem Sinne vorliegen mag, denn ich kann nicht ermessen, in wie weit etwa auch die dritten Personen, an welche solche Wechsel gelangt sind, getäuscht wurden, aber so viel ist sicher, daß es zur Hauptverhandlung kommen wird. Was nun Ihr Benehmen anbelangt, gnädige Frau, so müssen Sie unbedingt Zeugenschaft ablegen. Erkennen Sie nun die Unterschriften an, so bleibt es noch immer zweifelhaft, ob dadurch allein, da schon einmal die Untersuchung anhängig ist, diese über-

flüssig gemacht wird, dann aber müssen Sie die ganze Summe — man spricht von fünfzigtausend Gulden — einbüßen; erkennen Sie sie nicht an, dann wird das Verfahren seinen Lauf gehen, Sie aber verlieren keinen Theil Ihres Vermögens."

„Das ist mir klar. Und was räth mir Dr. Jünger?"

„Er räth zum Letztern, denn er meint, die beiden Gauner seien es nicht werth, ihretwegen Geldopfer zu bringen. Dies ist die Meinung meines Chefs, ich habe hier, wie Gustav Wrangel, nur ein Amt und keine Meinung."

„Ich danke Ihnen, lieber Doktor; ich will selbst in kürzester Zeit Ihren Herrn Chef, sobald er wohler ist, besuchen." —

Die Voraussetzung, es werde zur Hauptverhandlung gegen Hennefeld und Fred kommen, täuschte Albus nicht, ja die Untersuchung nahm einen rascheren Verlauf, als man hätte denken sollen. Die Unechtheit der Wechsel wurde durch die Aussage der Frau von Ringelstern, wie auch durch das Gutachten der Sachverständigen im Schreibfache dargethan, und so nahm die Anklage auf Grund schwerwiegender Indizien an, man habe in dem Agenten den intellectuellen Urheber, in dem durch den Tod der Abstrafung entrissenen Edmund von Ringelstern und in Fred aber die Thäter des vorliegenden Betruges zu erblicken. Zwar war mancherlei schwankend und zweifelhaft, die Angeklagten bemühten sich, die ganze Schuld auf den Todten zu schieben und sich selbst als hinter's Licht geführt darzustellen, der Vertheidiger hob hervor, daß eigent-

lich ein Betrug nicht vorliege, auch die dritten Wechselinhaber — ausnahmslos bekannte Wucherer — seien nicht irre geführt; aber dem allen schenkten die Geschworenen keinen Einfluß auf ihr Verdict. Beide Angeklagten wurden beinahe einstimmig des ihnen zur Last gelegten Verbrechens für schuldig befunden und sohin vom Gerichtshofe verurtheilt.

Hennefeld, der während der Verhandlung seine bedachtsame Ruhe beibehalten hatte, knickte jetzt zusammen. Die Strafe traf ihn hart, aber nicht minder hart der Vermögensverlust, den dieser Ausgang seiner Pläne ihm verursacht; schlaff und energielos hing die große Brille auf der Nasenspitze, durch seine Zahnlücken preßte sich ein wehmüthiger Zischlaut und er schlich gebrochen an der Seite des Aufsehers zum Saale hinaus. Einen geringeren Eindruck schien die Verurtheilung auf Fred zu machen, denn dieser Biedermann schritt gemüthlich zur Thüre, blieb dort vor einem Wächter stehen und sagte, indem er ihm jovial die Hand auf die Schulter legte: „Entschuldigen Sie nur, mon chèr, aber mich hat die Verhandlung nach allen Dimensionen durstig gemacht, und so möchte ich Sie, wie die Sache ist, um einen Tropfen Wein ersuchen.“ Sein Blick fiel auf Scharf, der im Zuschauerraume der Verhandlung beigewohnt hatte. — „Ah, guten Tag, Gottfried,“ rief er, „auf baldiges Wiedersehen im Zuchthause.“ —

Mit diesem Tage endete die böse Zeit, die Frau Emilie seit dem Tode ihres Gemahles durchzumachen hatte. Es war ihr nichts erspart geblieben, was sie erregen und

verletzen konnte; die vielfachen Berührungen mit dem Gerichte, die öffentliche Zeugenaussage, die Anklage gegen Edmund, die sie selbst aussprechen mußte, das beleidigende Mitleid der Bekannten, der höhnische Spott der Neider, alles das mußte sie gründlich auskosten. Wenn sie auch auf diese Weise einer Schädigung ihres Vermögens entging, so fühlte sie sich doch bestraft genug für die unbedachte Eitelkeit, mit der sie vor anderthalb Jahren den leichtsinnigen Mann geheirathet hatte. Aber nicht ohne Nutzen ging diese schwere Zeit an ihr vorüber, sie nahm manchen guten Theil des Stolzes mit, der sie bisher erfüllt hatte, sie zerstörte eine namhafte Anzahl der Vorurtheile, denen sie bisher unterlegen war, und ließ sie in mancher Beziehung geläutert zurück. So war der Sommer schon ziemlich vorgeschritten, die Zeit, welche Emilie und Anna in anderen Jahren am Lande vollbrachten, längst gekommen, als die beiden Damen sich endlich wieder freier bewegen und im Gefühle, daß eine bessere Periode ihnen bevorstehe, aufathmen konnten. Anna hatte redlich mitgelitten. Der Wunsch, der Mutter die Last zu erleichtern, die sie tragen mußte, hatte sie stets beseelt, wenn auch ihr Schmerz über den plötzlichen Verlust des Stiefvaters gerade kein großer war. Ein innigeres Verhältniß zwischen Mutter und Tochter war der Zeit der Prüfung entwachsen, Frau von Ringelstern lernte in Anna mehr erblicken, als ein reiches Mädchen, das in jedem Falle eine glänzende Heirath machen müsse, sie erkannte die tiefen, schönen Eigenschaften ihres Herzens und schloß sich freudig an ihr werthvolles Kind an, das in diesen Wochen die

letzten Schlacken abstreifte, die ihm noch aus der hochmodernen Erziehung der Mama angehaftet hatten. —

Es war ein würziger Sommerabend, als Anna und Fahrn am offenen Fenster standen. In den Nachmittagsstunden war ein heftiges Gewitter niedergegangen, eines jener Gewitter, die sich ihrer Aufgabe wohl bewußt sind, die Luft von allem Dunste zu säubern und die diese Pflicht getreulich erfüllen. Jetzt war die Luft rein und belebend, erfüllt von dem wunderbaren Ozongehalte, der Thier und Pflanze kräftigt. Erquickt hoben sich Blumen und Gräser empor, die Vögel schwangen sich jubelnd in die Lüfte, und die Menschen schöpften neue Frische aus der balsamischen Atmosphäre. Aber für alle diese Schönheiten hatten die beiden jungen Leute am Fenster kein Auge, sie sahen nur sich, sie hörten nur sich. Hand in Hand standen sie da, indeß das Glück in ihren leuchtenden Blicken sich malte.

„Ich kann's noch immer nicht glauben, Anna," sagte Fahrn, „ich kann mein Glück nicht fassen." —

Das Mädchen lächelte selig: „Glaube es, mein einziger theurer Fritz, wie wir unserer unwandelbaren Liebe sicher sind, so sind wir seit heute auch des Jawortes meiner guten Mutter sicher."

„Ich habe es nie zu hoffen gewagt, daß ich Dich wirklich vor allen Menschen werde mein nennen dürfen, Du Stern, der mir in so unnahbarer Ferne geleuchtet. Lange, lange wagte ich's nicht, Dir zu sagen, was ich fühlte, endlich an dem unvergeßlichen Ballabende hat der Schmerz und der Schreck mir das Geständniß erpreßt.

Und nun ist's wahr, Du liebst mich wieder, Du willst mir angehören in Ewigkeit, nichts trennt uns mehr."

„Nichts mehr, Fritz, nichts mehr. O, ich wußte es ja, Mama würde uns auf die Dauer kein Hinderniß bereiten. Lange freilich wollte sie es nicht einsehen, daß mein Glück nicht in einem klingenden Namen und in einer beneideten Stellung liegt, sondern einzig und allein in meiner Liebe zu Dir."

„Wie überwältigst Du mich durch Deine Güte und Liebe. Sage mir nur, wie ist es möglich, daß von allen den glänzenden Freiern, die Dich umgaben, gerade ich, der einfache, der ungeschickte Mann, der Dir außer treuer Liebe und redlicher Arbeit nichts zu bieten vermag, Dein Herz erobern konnte? Womit verdiene ich dies Glück?"

„Wie Du nun wieder sprichst! Soll ich Dir tausendmal erzählen, wie hoch ich Dich achte, wie ich Dein Herz und Deinen Geist bewundere, wie — —"

„O, mach' mich nicht schamroth, Anna. Wenn alles das wahr wäre, was Du sagst, wie theuer wäre das alles mit Deinem Werthe bezahlt. Dein liebevolles Herz, Dein — ach, was soll ich sagen, ich bin nicht beredt genug, Dich würdig zu preisen. Aber sehe ich Deine holde Gestalt, Deine lieben, glänzenden Augen — —"

„O, still, still."

„Sehe ich Dich so vor mir stehen, mein Eins und mein Alles, dann ist mir's, als wäre mein Leben Traum, die Welt ein Paradies."

Liebend beugte sich Anna zu seinem Munde und verschloß die schmeichelnden Lippen mit einem Kusse. Sie

hielten sich innig umschlungen lange, lange Zeit; rings um sie versank die Erde und schrumpfte zusammen zu einem kleinen Fleckchen, worauf Niemand anderer Platz hatte, als sie mit all' ihrer Liebe, mit all' ihrem Glücke.

Und draußen war's Sommer, warmer, herrlicher Sommer.

Hiermit ist diese Geschichte beendet. Wünschest Du aber jetzt noch zum Schlusse, mein verehrter Leser, zu erfahren, was aus den anderen Gestalten geworden, die Du auf ihrer Wanderung durch diese Blätter begleitet hast, so bin ich bereit, diesem berechtigten Begehren Rechnung zu tragen und Dir in kurzen Worten das Wissenswertheste mitzutheilen.

Gräfin Helene verwand den Schlag niemals, der sie durch den Tod ihrer Tochter getroffen hatte. Sie ward noch einsamer und zurückgezogener als bisher und verkehrte fast mit Niemand mehr, als mit ihren frommen Büchern. Ihre Liebe zum Gelde ward zum wirklichen Geize, der sich in der möglichsten Beschränkung alles dessen, was sie an Speise und Kleidung für sich benöthigte, zeigte. So lebte sie im alten Palais, — Drachenstein besuchte sie nie mehr — in ihren Zimmern versteckt, wie in einer Klosterzelle und büßte durch ein freudloses Alter die Schwächen ihrer Jugend.

Auch Graf Heinrich hatte mancherlei Ursache, zu büßen, und er that es auch. Zwar starb der Kirchenfürst wirklich

in nicht allzulanger Zeit, zwar erbte Hermine in der That eine namhafte Summe und es ward dem jungen gräflichen Ehepaare möglich, auch nachdem Heinrich dem Offiziersstande Valet gesagt hatte, standesgemäß zu leben, aber ein anderer Kummer benagte die einst so übermüthige Seele des Cavaliers. Seine Gattin hatte nämlich die Mission übernommen, das weibliche Geschlecht an ihrem Eheherrn zu rächen, und sie lag derselben mit Eifer und Gewissenhaftigkeit ob, ja sie that ein übriges, denn sie übertraf mit der Zahl rächender Untreuen an ihrem Gemahle diejenige um bedeutendes, womit er seiner Zeit an der Frauen- und Mädchenwelt sich vergangen hatte und Meinwerth konnte nichts anderes thun, als sein weitverzweigtes Hirschgeweih mit Resignation und Grazie durch die Welt tragen. —

Mit Nicki Wernthal war seit Janowsky's Tode eine auffallende Veränderung eingetreten. Die trefflichen Eigenschaften seines Charakters kamen immer mehr zum Durchbruche, je mehr die Hülle sich verlor, die der Leichtsinn und das Wohlleben um sie gewebt hatten. So ward er bald ein ausgezeichneter Offizier, von allen verehrt und geliebt, ein echter Cavalier in des Wortes schönster Bedeutung. —

Schitzky hat eine glänzende Carrière vor sich. Zwar gegenwärtig noch Major, kann es ihm gar nicht fehlen, in kurzer Zeit rasch zu avanziren, was er seinen coulanten Manieren zu danken hat. Dabei huldigt er noch immer dem Sprichworte: „Man kann sein Leben nie zu viel genießen,“ hat dasselbe aber in Berücksichtigung dessen, was

einst Janowsky daran aussetzte, ein wenig abgeändert, denn er pflegt nunmehr als Nachsatz anzufügen: „wenn einen auch der Teufel deshalb früher holt.“

Major Braun ist stark verfallen. Seine jugendliche Laune und seine Vorliebe zum weiblichen Geschlechte hat er aber trotzdem noch beibehalten, nur ist er jetzt der größte Schrecken für alle jungen Mädchen, wenn er sie auf dem Balle, den er noch trotz Gicht und Gebrechlichkeit besucht, zum Tanze auffordert. —

Auch Bendorf hatte eine unruhige Zeit auszukosten. Sein alter Onkel, der ihm seit Jahren die freilich ungenügende Jahresrente von 500 fl. auszahlte, starb plötzlich und versetzte ihn so in die peinlichste Ungewißheit. Aber es zeigte sich, daß der alte Herr für den Neveu gesorgt hatte, denn die gleiche Rente war ihm auch testamentarisch vermacht: „Vergelt's Gott mit dem ewigen Feuer!“ rief der Studentenvater aufathmend, als ihm diese Kunde mitgetheilt wurde. So lebt er fort wie bisher und es steht nur zu befürchten, daß endlich seine Körperkraft erlahmen und den langjährigen Excessen zum Opfer fallen werde.

Hondel's Fechtschule hielt nicht, was sie versprochen. Nachdem er ein paar Jahre dem Waffenhandwerke obgelegen, fand man eines Tages seine Schule verschlossen, er selbst war auf und davon. Man erzählte allerlei von ihm, durchaus nichts günstiges, vermuthete auch Verschiedenes, konnte ihm aber nichts bestimmtes nachweisen. Kurze Zeit darauf tauchte er in Gesellschaft einer corpulenten, stark verblühten Dame in einer anderen Stadt wieder auf. Alte Bekannte wollten in dieser Dame die ehemals so viel ge-

suchte Marietta erkannt haben. Sie hätte also ihren einstigen Haß gegen den Mann, der sich jetzt mit Recht oder Unrecht für ihren Ehegemahl ausgab, ablegen müssen, worüber die näheren Daten fehlen. So viel aber ist gewiß, daß das Pärchen ein sehr beliebtes Etablissement auf schwunghafte Weise betrieb und in den Kreisen junger Herren viel genannt wurde.

Doktor Hermann ist vollständig genesen. Sein Nervenleiden, das ihm bisher so oft zu angenehmen Urlaubsverlängerungen verholfen hatte, war ihm seit der Zeit unbequem geworden, als er deshalb als kränklicher Mann bei einem Avanzement präterirt wurde. So hielt er es denn für gerathen, langsam gesund zu werden, und in der That war sein Leiden bald so gänzlich verschwunden, daß er es jetzt im Gegensatze zur Vergangenheit besonders liebt, von seiner eisernen Gesundheit zu sprechen.

Von Ignaz Feldner hat man niemals mehr etwas vernommen. Es ist wahrscheinlich, daß in einem fernen Welttheile die ehrliche Miene und die stille Beschaulichkeit dieses Mannes ihm einen wichtigen Vertrauensposten verschafft haben, wozu ihm und allen, die ihm ihr Vertrauen schenkten, herzlich zu gratuliren wäre.

Albus ist ein renommirter Advokat geworden und scheint endlich auch Freude an seinem Berufe gefunden zu haben. Dabei betreibt er das Schachspiel mit alter Liebe und alter Virtuosität, so daß er mit Recht den Meistern dieses edlen Spieles beigezählt wird. Von seinem ehemaligen Hange zum Schauspielerleben aber hat er nichts beibehalten, als eine gewisse Vorliebe, in Theaterkreisen zu verkehren.

Niemals hat Ernst Schuler seiner Schwägerin den ganzen Sachverhalt beim Tode ihres Gatten erzählt, wie nachhaltig das schreckliche Ereigniß auch auf ihn wirkte; aber neu lebte er auf in dem reinen Glücke seiner Nichte, und als er endlich sich von seiner Fabrik zurückzog, da gab er dieselbe in Fahrn's Hände, der zwar selbst nicht genügend fachkundig, die Leitung einem bewährten Direktor überläßt, aber dennoch sich angelegen sein läßt, das Etablissement im alten Sinne fortzuerhalten, indessen Schuler den Abend seines Lebens, bestrahlt von Anna's Glücke, ruhig und sorgenfrei in deren Nähe zubringt.

Auf Hans Wägner's Grabe blühen jährlich bunte duftende Blumen, gepflegt von der Hand seines treuen Freundes. Unvergessen ist sein Name, unvergessen seine Schriften. Mit Bewunderung und Freude liest heute jeder seine Werke, der die Rechtswissenschaft zum Fache erwählt hat; jeder erfreut sich an dem Geiste und der originellen Auffassung des Gelehrten, niemand aber weiß, daß in diese Arbeiten das Herzblut des Schreibers mit hineinfloß, niemand ahnt etwas von all' den Leiden, von all' dem Kummer und all' den schweren Sorgen, die seinen Körper zu Boden schlugen und seine Seele jahrelang erfüllten und bedrückten.

Verlag von **Wilhelm Friedrich**, Kgl. Hofbuchhandlung in Leipzig:

Aus zwei Welten.

in 8. eleg. br. M. 6.—, eleg. geb. M. 7.20.

Allan, George, Fluch der Liebe! Novellen. In 8. eleg. br. M. 3.—
Conrad, M. G., Lutetia's Töchter. Pariser-deutsch. Liebesgeschichten. in 8. br. M. 5.—.
Dincklage, E. von, Wir. Emslandgeschichten. II. Aufl. in 8. br. M. 4 —.
— **Die Amsivarier.** Heimathgeschichten. in 8. br. M. 5.—.
Fontane, Theodor, Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments-Gensdarmes. II. Aufl. in 8. br. M. 3—.
Friedmann, Alfred, Optimistische Novellen in 8. br. M. 3.—.
Friedrich Friedrich, Die Schloßfrau. Roman. 3 Bände. in 8. br. M. 12.—.
— **Am Horizont.** Roman. 2 Bände. in 8. br. M. 8.—.
Heiberg, Hermann, Acht Novellen. in 8. br. M. 4.—.
— **Ausgetobt.** Roman. 2. Auflage. in 8. br. M. 6.—.
— **Ernsthafte Geschichten.** in 8. br. M. 6.—.
— **Die goldene Schlange.** in 8. br. M. 6.—., gebd. M. 7.—.
Heller, O., Stephan Broda. Roman in 8. 2 Bde. br. M. 8.—.
Kirchbach, Wolfgang, Die Kinder des Reiches. Ein Romancyklus. 2 Bde. in 8. br. M. 8.—, eleg. geb. M. 10.—.
Lilsen, Erich, Der Tusker. Roman aus der Zeit des Kaisers Tiberius. 2 Bde. in 8. br. M. 8.—, eleg. geb. M. 9.—.
Lohwag, Ernst, Ausgrabung des Paradieses. Roman. 2 Bde. in 8. br. M. 8.—.
Riedel-Ahrens, Enthüllte Frauenherzen. Roman. in 8. br. M. 4.—.
Reichenbach, Moritz von, Auf Umwegen. Roman. in 8. br. M. 3.—.
Voß, Richard, Rolla. Roman. 2 Bde. in 8. br. M. 8.—. eleg. geb. M. 10.—.
Walloth, Wilhelm, Das Schatzhaus des Königs. Roman aus dem alten Aegypten. 3 Bde. in 8. br. M. 10.— eleg. geb. M. 12.—.
Weißenthurn, M. von, Frauenliebe. Novellen. in 8. br. M. 4.—.

Druck von Brückner & Niemann in Leipzig.

MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sommer und Winter

Bd.: Band 2

[1884]

P.o.germ. 1519-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11673314-4